A1110
7136
~~18~~

Abhandlung
über die
menſchlichen Pflichten
in drey Büchern
aus dem Lateiniſchen
des
Marcus Tullius Cicero

überſetzt
von
Chriſtian Garve.

Zweyte Auflage.

H. S. C. BIBLIOTHEK COBURG

Breslau,
bey Wilhelm Gottlieb Korn.
1784.

Landesbibliothek Coburg

A III 10/12 (1)

Landesbibliothek
Coburg

An

Se. Majeſtät

Friederich den Zweyten

König von Preußen.

Sire,

Eine Ueberſetzung iſt an ſich keine Arbeit, die werth wäre, Ew. Majeſtät öffentlich überreicht zu werden. Aber Ew. Majeſtät haben der gegenwärtigen dadurch größere Rechte gegeben, indem Sie ſelbſt ſie mir aufgetragen haben. Es iſt nicht bloß das freywillige Opfer der Ehrfurcht, zu welchem man nur das Vortreflichſte wählen muß: es iſt das ſchuldige Opfer des Gehorſams, welches man darbringen darf, ſo unvollkommen es ſeyn mag, wenn man nur alle ſeine Kräfte angewandt hat, den Befehl auszurichten.

Die Abſicht, Ew. Majeſtät einen Beweis dieſer Geſinnungen vor den Augen meiner Mitbürger zu geben, ſo erlaubt und ſo wichtig ſie mir auch iſt, iſt doch nur eigennützig. Ich habe noch einen andern Bewegungsgrund, Ew. Majeſtät Namen dieſem Buche vorzuſetzen, welcher mich mehr rechtfertigt, weil er das Publicum angeht.

Ew. Majeſtät zeigen durch den Auftrag, welchen Sie einem Deutſchen Gelehrten gegeben, dieſes Werk vor allen andern des Alterthums zu überſetzen, daß Sie demſelben einen vorzüglichen Werth zuſchreiben. Und was könnte wohl dem Unterrichte, den es auch in einer mangelhaften Ueberſetzung noch geben kann, mehr Aufmerkſamkeit und Eingang verſchaffen, als dieſer Beyfall eines der größten Fürſten und Männer unſers Jahrhunderts? Wenn meine Arbeit nützlich iſt, ſo haben Ew. Majeſtät auf eine doppelte Art dazu beygetragen: indem Sie mich dazu aufgefodert, — nur die Begierde Ew. Majeſtät zu gehorchen, hat mir den Muth eingeflößt, ſie zu Ende zu bringen; — und indem Sie die Urſchrift ſelbſt, der Wißbegierde des Deutſchen Publici ſchon zum voraus empfohlen haben. Ich bin mit der tiefſten Ehrfurcht,

Sire,

Ew. Königlichen Majeſtät

allerunterthänigſter Knecht

Chriſtian Garve.

Vorrede.

Noch nie habe ich eine Arbeit mit ſo viel Schůchternheit dem Publicum übergeben, als dieſe Ueberſetzung, theils wegen der Mångel, die ich daran ſchon wirklich kenne; theils wegen derer, welche ich noch darinn mit Grunde vermuthe, weil ich deren tåglich neue entdecke, die meinen vorhergehenden ſorgfåltigſten Nachforſchungen entgangen waren. Was aber die Selbſtzufriedenheit bey dieſer Arbeit noch ſchwerer macht, iſt, daß ſelbſt der Maaßſtab ihrer Vollkommenheit ſo ungewiß iſt. Jede Claſſe von Leſern urtheilt anders darüber: und dieſe Claſſen ſind in Abſicht ihres Geſchmacks, und ihrer Forderungen, vielleicht in keinem cultivirten Lande, ſo weit von einander verſchieden, als in Deutſchland. Der bloß Deutſche Leſer, welcher die Sprache des Originals nicht verſteht, erwartet von der Ueberſetzung ſo viel Unterricht und Vergnügen, als dem Rufe des Autors gemåß iſt: er iſt alſo ſehr geneigt, alles was von dieſer Hofnung unerfüllt bleibt, auf die Rechnung

des Ueberſetzers zu ſchreiben; und er iſt berechtigt, bey einem allgemein geſchätzten Buche, es ihm Schuld zu geben, wenn daſſelbe im Ganzen nicht gefällt. Die Gelehrten, nehmen die Ueberſetzung eines Alten ſelten anders zur Hand, als um das Vergnügen der Vergleichung und der Kritik zu genießen; das heißt, um zu prüfen, ob der Ueberſetzer den Autor verſtanden hat. Dieſe, da ſie die Urſchrift geleſen haben, an die Vorſtellungen derſelben gewöhnt, für die Eigenthümlichkeiten derſelben eingenommen ſind, verlangen vornemlich Treue und Genauigkeit. Und da ſie ſelten in der Ueberſetzung das Ganze, ſo im Zuſammenhange leſen, daß ſie von der Wirkung urtheilen könnten: ſo müſſen ſie nach den in einzelnen Stellen überwundenen Schwierigkeiten urtheilen. Bey dieſer letzten Claſſe kommt nun noch der Umſtand hinzu, deſſen der Präſident des Broſſes in der Vorrede zu ſeinem überſetzten und ergänzten Salluſt erwähnt: daß die Schriften fremder und beſonders alter Sprachen, ganz andre Wirkung auf den Leſer thun, als die in ſeiner Mutterſprache geſchriebenen. Von den Wörtern und Redensarten der Mutterſprache, hat jeder einen gewiſſermaßen anſchauenden Begriff: der Sinn der Rede ſtellt ſich ihm in derſelben durch eine Art unmittelbarer Empfindung dar; dieſer iſt bey dem einen Leſer ziemlich ſo wie bey dem andern, und bey keinem iſt er mit einem großen Zuſatze eigener Ideen verwebt. Den Sinn der Rede in einer fremden von der unſrigen weit abgehenden Sprache, lernen wir erſt durch Nachdenken; wir empfinden

den oft nicht die Kraft der Wörter und Wendungen, ſondern wir bringen ſie durch Schlüſſe heraus. Da nun der Geſichtspunkte viele ſind, in welchen man Dinge anſehen kann, die uns durch kein unmittelbares Gefühl deutlich werden: ſo legt jeder Leſer eines Alten, bald mehr bald weniger in die Ausdrücke deſſelben. Die Auslegung iſt oft einer Hypotheſe in der Naturlehre ähnlich, die für wahr gehalten wird, wenn nach derſelben alle Theile der zu erklärenden Sache wohl zuſammenhängen. Doch, die Hauptideen laſſen ſich durch Erklärungen beſtimmen; die feinern Schattirungen und Nebenzüge aber, welche die Annehmlichkeit einer Rede ausmachen, und oft den Grund ihres Zuſammenhanges enthalten, können nie vollſtändig auf deutliche Begriffe gebracht werden. Wo alſo hier nicht eine Empfindung an die Stelle tritt, bleibt immer Raum übrig, eigene Einbildungen oder Gedanken hinzuzuſetzen; welche bei keinem Leſer vollkommen dieſelben ſeyn werden. Jeder hält aber nur diejenige Ueberſetzung für richtig und vollkommen, welche ihm dieſe ſeine gewohnten Nebenvorſtellungen wieder darſtellt: wie wäre es alſo möglich, daß alle mit einer und eben derſelben zufrieden ſeyn ſollten? Die Leſer der Alten ſind in vielem Betrachte Perſonen ähnlich, welche entfernte Gegenſtände von einem Berge ſehen. Jeder ſieht etwas anders: aber alle finden die Ausſicht ſchön. Der Ueberſetzer bringt ihnen eben dieſe Objecte ganz in der Nähe. Nun ſehen alle eben daſſelbe: aber ſie finden das, was ſie ſehen, nicht mehr ſo groß, ſo reitzend, und ſo

reichhaltig, als es ihnen in jenen ſchwimmenden, in einander laufenden Umriſſen einer dunkeln Ferne, zu ſeyn ſchien.

Um den Leſer in den Stand zu ſetzen, über mich zu urtheilen, will ich ihm die Grundſätze vorlegen, nach welchen ich zu Werke gegangen bin. Sind dieſe falſch: ſo iſt meine Arbeit auch dann fehlerhaft, wenn ich am meiſten Sorgfalt darauf gewandt habe. Sind ſie richtig: ſo darf ich verlangen nach denſelben beurtheilt zu werden; und verdiene nur alsdann Tadel, wenn ich ihnen untreu geworden bin.

Es giebt Schriftſteller, welche etwas Eigenthümliches haben: und der Ueberſetzer nimmt ſich vor dieſes darzuſtellen. Obgleich dieſe Originalität, nicht immer deßhalb, weil ſie die Aufmerkſamkeit auf ſich zieht, auch Vollkommenheit iſt, welche Bewunderung verdient; ob ſie gleich oft nur ein Auswuchs iſt, der in dieſem beſondern Falle gefällt, weil man ihn in der Empfindung von den Schönheiten nicht zu trennen im Stande iſt, mit welchen er ſich zuſammen findet: ſo iſt es doch der Wunſch der meiſten Leſer, und gemeiniglich die Abſicht der Ueberſetzer ſolcher Schriftſteller, daß ihre Eigenheit mit ihren weſentlichen Schönheiten zugleich, in die neuere Sprache übergetragen werden. Ferner; Redner, Dichter, alle die, welche für die Imagination arbeiten, drücken das unterſcheidende einer gewiſſen Zeit oder gewiſſer Charactere aus: theils weil ſie Gemählde aus der wirklichen Welt

entwerfen, die bis auf die individuellen Züge aus-geführt werden müſſen, wozu die Umſtände der Zeit und des Orts ſehr viel beytragen; theils weil ſie mit Empfindungen und Leidenſchaften zu thun haben, in welchen ſich ein Menſch von dem andern, weit mehr, als in den Ideen des Verſtandes unterſcheidet. Man verlangt alſo, daß der Ueberſetzer derſelben, uns in jene Zeiten und Oerter verſetze, daß er die Farbe der Denkungsart und der Sitten durchſchimmern laſſe, welche die handelnden Perſonen, oder den ſchildernden Dichter und Redner auszeichneten.

Andere gute Schriftſteller hingegen, ſo wie andere Menſchen überhanpt, (und dieß ſind gewiß nicht die ſchlechteſten,) haben gar nichts eigenes. Ihr Talent iſt die allgemeine geſunde Vernunft, aber mehr erleuchtet: ihr Character iſt die allgemeine Sittlichkeit, aber in ihrer feinſten Ausbildung. Weder Denkungsart noch Stil haben auffallende Unterſcheidungszeichen. Das was ſie ſagen, ſind einleuchtende Wahrheiten, denen ähnlich, die von jedem andern vernünftigen Menſchen oft geſagt worden: die Art wie ſie es ſagen, iſt die zu allen Zeiten unter allen Nationen übliche, wenn deutliche Begriffe durch eigenthümliche Worte ausgedrückt werden ſollen. Alle Eigenſchaften, wodurch ſie gefallen, finden ſich allenthalben, aber ſelten in dem Grade: dieſe Männer nehmen ſich unter den andern aus, durch Größe, nicht durch das Beſondere der Geſtalt. Der Ueberſetzer, wel-

cher einen ſolchen Schriftſteller in einer fremden Sprache reden läßt, hat nur darauf zu ſehen, daß er auch in dieſer Sprache ſo deutlich, ſo bündig, ſo gut rede als möglich. Er wird den Geiſt ſeines Autors allemal ausgedrükt haben, wenn er ſelbſt mit Klarheit, mit Beſtimmtheit, mit Würde geſchrieben hat.

Iſt dieſer ſo wenig beſondere Mann, noch dazu ein Philoſoph; erzählt oder ſchildert er nicht Thatſachen, denen immer die Umſtände eine eigene Geſtalt geben, ſondern liefert er die Schlüſſe aus denſelben, in welchen das Aehnliche zuſammen gefaßt, und das Ungleichartige weggelaſſen iſt: ſo bleibt noch weit weniger Eigenthümliches auszudrücken übrig. Dieſe Wahrheiten ſind das gemeinſchaftliche Gut aller verſtändigen Menſchen. Ohne Zweifel iſt der Kopf keines Leſers ganz leer geweſen von irgend einer Idee, die er in dem Buche eines ſolchen Mannes findet. Es kömmt alſo bey dem Ueberſetzer eben nur darauf an, worauf es bey dem Schriftſteller ſelbſt ankam, die Ausdrücke zu wählen, durch welche jene Ideen bey ſeinen Leſern, am leichteſten und lebhafteſten in Erinnerung gebracht werden können.

Zu der letztern dieſer beyden Claſſen nun ſcheint mir Cicero zu gehören, ſowohl überhaupt, als beſonders in dieſen Büchern. Er iſt nach meinem Urtheile eben deßwegen der vollkommenſte Schriftſteller unter den Lateinern, weil er allgemeinen Beyfall

fall ohne eine merkliche Originalität erhalten hat. Der Franzoſe, der Deutſche, der Engländer kann an vielen Stellen glauben, einen ſeiner Landsleute zu leſen. In ſeinen beſten Schriften leuchten weniger National- oder perſönliche Unterſchiede hervor, als in den Schriften andrer Römer. Nur die einzige Sprache macht die Scheidewand zwiſchen ihm und uns aus; und dieſe ſoll nun der Ueberſetzer wegſchaffen.

Insbeſondere aber enthält gegenwärtige Schrift des Cicero, da ſie von den Pflichten handelt, gerade diejenigen Ideen, welche in dem ganzen Gebiethe menſchlicher Kenntniſſe, am wenigſten das ausſchließende Eigenthum irgend eines Menſchen oder Zeitalters ſind, am wenigſten das Kleid deſſelben tragen dürfen.

Dieſem zufolge habe ich mir zur Abſicht gemacht, nicht den Geiſt des Cicero abzuſchildern, von welchem ich glaube, daß er ſich von jedem andern vernünftigen und edlen Geiſte, durch nichts merkliches unterſcheidet, ſondern die Ideen deſſelben ſo vorzutragen, daß ſie auf den Deutſchen Leſer eine gleiche Wirkung thun, als die lateiniſch ausgedrückten der Urſchrift auf den Römer gethan haben. Ich will kein Gemählde, ſondern ich will einen Unterricht in nützlichen Wahrheiten geben. Dazu nehme ich die Gedanken aus meinem Autor: aber die Ausdrücke wähle ich, nicht immer nach ſeinem Muſter, ſondern nach Maaßgebung ſeiner

Abſicht,

Abſicht, deutlich und im Ausdrucke nicht anſtö-
ßig zu ſeyn.

Ich unterwerfe mich daher dem Urtheile keiner Claſſe von Leſern mit willigerm Herzen, als derjenigen, welche ohne das Original in der Hand zu haben, die Ueberſetzung, ſo wie jede andere Schrift leſen, um daraus für ihren Geiſt Nahrung oder Vergnügen zu ſchöpfen. Da wo ſie Dunkelheit, eine unrichtige Folge der Begriffe, ſelbſt wo ſie eine gewiſſe Leere und Trockenheit finden: da mögen ſie argwöhnen, daß ich entweder die Ideen meines Autors nicht treu genug übergetragen, oder daß ich die Armuth der Sachen, nicht eben ſo gut wie er, durch den Reichthum und den Reitz des Stils zu bedecken gewußt, — kurz, daß ich ſchlecht überſetzt habe. Und ſolcher Stellen werden ohne Zweifel viele vorkommen. Wo ſie aber von dem Gange der Vorſtellungen leicht, natürlich und mit Theilnehmung fortgeführt werden: da mögen ſie nur ohne alle Bedenklichkeit glauben, daß der wirkliche Cicero redet, weil weſentliche Abweichungen von einer Reihe wohl verbundener Ideen, nicht ſo glüklich ſeyn können, daß daraus wieder ein zuſammenhängendes Ganze entſtehe.

Diejenigen, welche das Original zu Rathe ziehen, werden in ihren Urtheilen weit mehr von einander verſchieden; und alle werden ohne Zweifel oft mit mir unzufrieden ſeyn. Ob ich nun gleich in vielen Fällen unrecht gethan haben mag, daß ich

von

von dem Ausdrucke des Originals abgewichen bin: ſo habe ich es doch nie ohne Gründe gethan. Bey einigen Stellen habe ich dieſe Gründe in den philoſophiſchen Anmerkungen angegeben, welche auf dieſe Ueberſetzung folgen werden: und ich würde ſie in allen übrigen anzeigen, wenn ich durch die Urtheile der Kunſtrichter darzu aufgefordert werden ſollte.

Ein Ueberſetzer, ſagt ein Mann von Verſtande, nimmt eine Schuld auf ſich, welche er dem Publicum zu bezahlen verſpricht. Er macht ſich anheiſchig, ihm eine Anzahl von Ideen und Empfindungen wieder zu geben, die er von dem Autor einer fremden Sprache erhalten hat. Die Treue, welche hauptſächlich von ihm gefordert wird, iſt nicht, daß die einzelnen Stücke, durch welche die Zahlung geſchieht, an Gewicht und Größe einander gleich ſeyn, ſondern daß die Summen und die Werthe im Ganzen übereinſtimmen. Da er nun unvermeidlich an vielen Stellen, ſeinen Leſern etwas von demjenigen vorenthält, was ſein Original ihm anvertraut hat, ſo muß er ſie an andern dafür ſchadlos zu halten ſuchen, indem er mehr giebt, als er ſchuldig war. Wenn er die Kürze, den Nachdruck, die Deutlichkeit deſſelben an dem einen Orte nicht hat erreichen können, ſo muß es ihm erlaubt ſeyn, an dem andern die Vortheile, welche ſeine Sprache ihm darbietet, zu nützen, um den Vorſtellungen des Originals mehr Licht, mehr Leben, einen ſtrengern Zuſammenhang zu geben.

Wenn

Wenn dieſe Grundſätze in der Theorie beſtritten werden können, ſo werden doch dieſelben durch den Erfolg beſtätigt. Es iſt nur ein Maaßſtab, wornach am Ende eine Ueberſetzung, wie jedes andere Buch, geſchätzt wird: das iſt ihre Wirkung auf den Leſer. Wenn dadurch wirklich nützliche Ideen in einem größern Lichte, oder mit mehrerer Annehmlichkeit, verbreitet werden: ſo iſt das Buch, ſo iſt die Ueberſetzung gut; und beyde bleiben in dem Andenken der Menſchen. Thun aber beyde, weder zur Unterhaltung noch zur Belehrung des Publici einen merklichen Beytrag: ſo werden ſie vergeſſen; welches der ſicherſte Beweis ihrer Unerheblichkeit iſt.

Von den
menſchlichen Pflichten.

Erſtes Buch.

Inhalt.

Einleitung. Erklärung der Pflicht. Eintheilung aller moraliſchen Unterſuchung. Die erſte über das moraliſche Gute oder die Tugend. Herleitung derſelben aus den Grundtrieben der menſchlichen Natur. Die vier Haupttugenden. 1. Die Erkenntniß der Wahrheit oder die Klugheit. 2. Die geſellige Tugend, welche Gerechtigkeit und Wohlthätigkeit unter ſich begreift. 3. Die Großmuth, womit Tapferkeit verbunden iſt; und 4. die Mäßigung, woraus die Beobachtung des Schicklichen entſteht. Vergleichung des Werths dieſer verſchiedenen Tugenden.

Es kann dir zwar, mein Sohn, bey einem Lehrer wie Cratipp, den du jetzt ſchon ein Jahr gehört haſt, und in einer Stadt wie Athen, weder an Unterricht in der Philoſophie, noch an Anleitung zu ihrer Ausübung fehlen. Niemand iſt beſſer im Stande, dir die Grundſätze derſelben beyzubringen als der erſte; kein Ort geſchickter, dir Beyſpiele von derſelben zu geben als die letztere. Allein mir ſelbſt iſt die Verbindung bey- I. Einleitung.

derley Sprachen und Schriftſteller, der griechiſchen und lateiniſchen, nicht nur zum Studio der Philoſophie, ſondern auch zur Uebung der Beredſamkeit ſo nůtzlich geweſen: daß ich glaube dir ein åhnliches Verfahren anrathen zu můſſen, um zu gleicher Fertigkeit des Vortrages in beyden Sprachen zu gelangen.

Zu dieſer Abſicht, důnkt mich, ſind meine Schriften unſern Landsleuten nicht wenig befōrderlich geweſen; und viele nicht nur von denen, die mit der Sprache und den Werken der Griechen unbekannt ſind, ſondern auch von denen, die beyde ſtudirt haben, glauben in denſelben eine betråchtliche Hůlfe, ſowohl zur Einſicht der Sachen als zum Vortrag derſelben zu finden.

Nach meinem Willen ſollſt du alſo zwar den Unterricht des grōßten Philoſophen unſrer Zeit ſo lange genießen, als du ſelbſt ihn dir wůnſchen wirſt; und du biſt verbunden ihn zu wůnſchen, ſo lange dein Zuwachs an Einſichten, deine Můhe belohnt.

Indeſſen wird dir doch die Leſung meiner Schriften, in welchen Grundſåtze herrſchen, die von denen der Peripatetiker nicht weit abgehn, (denn wir Akademiker bekennen uns ſowohl als ſie, zur Schule des Sokrates und des Plato,) gewiß nůtzlich ſeyn: — ob Wahrheiten daraus zu erlernen, magſt du ſelbſt beurtheilen; — aber den Ausdruck in deiner Mutterſprache, wirſt

du

du ſicher dadurch vollkommen machen. Man halte es nicht für Stolz, dieſes zu ſagen. Denn ſo gerne ich in Anſehung der philoſophiſchen Einſichten vielen den Vorrang vor mir zugeſtehe: ſo glaube ich doch, daß ich das was den Redner unterſcheidet, den ſchicklichen, ordentlichen, anmuthigen Ausdruck, mir als ein Eigenthum anmaßen darf, da ich in der Bewerbung darum mein ganzes Leben zugebracht habe.

Ich bitte dich alſo ſehr ernſtlich, nicht nur meine gerichtlichen Reden, ſondern auch meine philoſophiſchen Schriften, die jenen bald an Anzahl gleich kommen werden, mit aller Aufmerkſamkeit zu leſen. In jenen iſt zwar mehr Feuer der Beredſamkeit; aber auch dieſer ruhige, affectloſe, niemals ſich erhebende Vortrag, verdient Achtung und Uebung.

Und hier ſey es mir erlaubt anzumerken, daß, ſo viel ich weiß, unter den Griechen niemand vorhanden iſt, der in beyden Gattungen gearbeitet; der zugleich die Beredſamkeit die zu öffentlichen Geſchäften gehört, und die, welche zum ruhigen Vortrag allgemeiner Wahrheiten nöthig iſt, geübt hätte. Man müßte dann den Demetrius Phalereus in dieſe Claſſe ſetzen, — einen ſcharfſinnigen Denker, aber keinen feurigen Redner; doch einen anmuthigen, ſo daß man den Schüler des Theophraſts in ihm erkennen kann.

Zu welchem Grade der Vollkommenheit ich ſelbſt in der einen oder der andern Gattung gelangt ſey, das überlaſſe ich andern zu beurtheilen; ſo viel iſt gewiß, ich habe in beyden gearbeitet. Indeß bin ich überzeugt, daß es weder dem Plato, wenn er ſich als Redner hätte zeigen wollen, an Kraft und Fülle des Ausdrucks würde gefehlt haben, noch dem Demoſthenes an Genauigkeit, Zierlichkeit und Würde deſſelben, wenn er die vom Plato erlernte Sachen behalten, oder ſie vorzutragen Neigung gehabt hätte. Ariſtoteles und Iſokrates ſind in gleichem Falle. Jeder von ihnen hat ſich auf ſeine Gattung allein eingeſchränkt, und die andre bey Seite geſetzt.

2. Da ich mir nun vorgeſetzt hatte, gegenwärtig etwas für dich zu ſchreiben, und dieſer Schrift künftig mehrere folgen zu laſſen: ſo glaubte ich den Anfang von einer Materie machen zu müſſen, die deinem Alter, und meinem in der Welt behaupteten Character am angemeſſenſten wäre. Und von dieſer Art iſt wie mich dünkt, die Lehre von den Pflichten: eine Materie, die unter der Menge wichtiger und nützlicher Gegenſtände, die von den Philoſophen gründlich und beredt behandelt worden, doch von einem noch weitern Umfange und ausgebreitetern Nutzen zu ſeyn ſcheint, als irgend eine andre. Denn es giebt keinen Theil des menſchlichen Lebens, weder in öffentlichen noch Privat-Geſchäften, weder in Angelegenheiten des Staats noch der Familien, weder wenn man mit

ſich

ſich allein zu thun hat, noch wenn man mit andern in Verbindungen tritt, der nicht ſeine eigne Pflichten habe, in deren Beobachtung allein die wahre Ehre des Menſchen, ſo wie in ihrer Vernachläßigung ſeine Schande liegt. Um deßwillen kömmt auch dieſe Unterſuchung in den Lehrgebäuden aller Philoſophen vor. — In der That, wer würde es wohl wagen dieſen Namen zu führen, ohne Regeln des menſchlichen Verhaltens gegeben zu haben? — Indeſſen giebt es gewiſſe Lehrgebäude, in welchen die Begriffe, von dem letzten Endzwecke des Menſchen, alle Moral untergraben. Denn wer ſein höchſtes Gut ſo beſtimmt, daß es mit der Tugend in keinem nothwendigen Zuſammenhange ſteht, und alſo den Werth aller Handlungen, nach den äußern Vortheilen die ſie verſchaffen, nicht nach ihrer innern Güte abmißt: der kann, wenn er ſeinen Grundſätzen getreu bleibt, und nicht die beſſere Natur über die Theorie zuweilen die Oberhand bekömmt, weder der Gerechtigkeit noch der Freygebigkeit noch der Freundſchaft ergeben ſeyn. Wenigſtens kann er gewiß nicht tapfer ſeyn, wenn er den Schmerz für das größte Uebel hält, noch mäßig, wenn er das höchſte Gut in das ſinnliche Vergnügen ſetzt. Dieß iſt ſo einleuchtend, daß es keines Beweiſes bedarf: indeſſen habe ich es doch an einem andern Orte weitläuftiger abgehandelt. In dieſen Lehrgebäuden alſo, wenn ſie mit ſich ſelbſt übereinſtimmend wären, ſollte von den Pflichten gänzlich geſchwiegen werden. Nur diejenigen Philo-

ſophen können aus Gründen, im Zuſammenhange mit ihren Lehrſätzen, und der Natur gemäß, über dieſelben Vorſchriften geben, die das moraliſch Gute für das einzige oder doch für das vornehmſte Gut halten. Die Stoiker, Peripatetiker und Akademiker ſind es alſo, für welche dieſe Unterſuchung eigentlich gehört. Denn Pyrrhons, Ariſtons und Herills Meynungen, ſind ſchon längſt allgemein verworfen: ob gleich auch dieſe berechtiget wären von den Pflichten zu reden, wenn ſie nicht durch Leugnung alles Unterſchiedes der äußern Dinge, auch alle Wahl unter denſelben unmöglich gemacht, und alſo keinen Weg übrig gelaſſen hätten, das was Pflicht iſt, ausfündig zu machen.

Fürjetzt alſo, und in dieſer Materie, werde ich den Stoikern folgen: nicht um ſie zu überſetzen; ſondern um, wie ich es ſonſt gethan habe, aus ihren Quellen ſo viel und auf die Weiſe zu ſchöpfen, als ich nach meinem Urtheil für richtig, oder nach meinem Gefühl für gut halte.

Eintheilung der Moral-Philoſophie.

Da alſo in dieſer ganzen Abhandlung, von den Pflichten die Rede ſeyn wird: ſo iſt es billig vor allen Dingen zu erklären, was Pflicht ſey; ein Umſtand, der zu meiner Verwunderung vom Panätius ausgelaſſen worden. Denn mit Recht ſoll jede methodiſch angeſtellte Unterſuchung, von der Erklärung des Gegenſtandes anfangen, um den Leſer beſtimmt wiſſen zu laſſen, was eigentlich unterſucht werden ſoll.

Die

Die geſammte Lehre von den Pflichten, zer= 3.
fällt in zwey Haupttheile. Der erſte iſt theoretiſch und enthält die Unterſuchung vom höchſten Gute, und was damit zuſammenhängt: der andre iſt practiſch, und enthält Vorſchriften für die menſchlichen Handlungen, nach den verſchiedenen Umſtänden und Bedürfniſſen des menſchlichen Lebens. Zu dem erſten Theile gehören folgende Fragen: Sind alle pflichtmäßige Handlungen, vollkommen gute Handlungen? Iſt eine Pflicht größer als die andere? u. ſ. f. Der zweyte Theil enthält die Beſtimmung der verſchiednen Pflichten: — die, ob ſie gleich insgeſammt aus der Natur des höchſten Gutes folgen, und die Erreichung deſſelben zur letzten Abſicht haben, doch unmittelbar ſich weniger darauf, als auf die beſondern Verfaſſungen des menſchlichen Lebens und der Geſellſchaft zu beziehen ſcheinen, und deswegen beſonders abgehandelt werden können.

Eintheilung der Pflichten ſelbſt.

Es giebt noch eine andre Eintheilung der Pflichten ſelbſt. Die Stoiker machen nämlich einen Unterſchied, unter der mittlern oder gemeinen, und zwiſchen der ganz vollkommnen Pflicht. Die vollkommne Pflicht nennen ſie κατόρθωμα, welches wir nach der Abſtammung und nach dem Sinne des Worts nicht beſſer ausdrücken können, als durch das was vollkommen recht iſt. Die gemeine Pflicht aber nennen ſie καθῆκον, oder das Schickliche. Sie erklären beyde ſo: Die vollkommne Pflicht beſtehe in Handlungen, die

durchaus gut ſind; die gemeine Pflicht aber in ſolchen, die durch vernünftige Gründe gerechtfertigt werden können.

Eintheilung aller practiſchen Unterſuchungen.

Die Ueberlegungen nun, nach welchen wir Entſchlüſſe zu Handlungen faſſen, ſind, dem Panätius zufolge, von dreyerley Art. Entweder wird gefragt, ob die Sache, die den Gegenſtand der Berathſchlagung ausmacht, löblich oder tadelnswerth, moraliſch gut oder böſe ſey, — und hier giebt es oft Gründe auf beyden Seiten; oder es wird unterſucht, ob ſie zu den Bedürfniſſen, den Bequemlichkeiten, oder den Vergnügungen des Lebens, — ob ſie zu Ehre, Reichthum, Macht, etwas beytrage oder nicht, mit einem Worte, ob ſie nützlich oder unnütz ſey; oder endlich wird die Berathſchlagung angeſtellt, über den Fall des Widerſpruchs, der ſich zuweilen zwiſchen dem moraliſch Guten und dem Nützlichen zu finden ſcheint. Wenn nämlich auf der einen Seite die Ausſicht auf einen Vortheil uns anlockt, auf der andern die Schändlichkeit der Handlung, uns abſchreckt: ſo entſteht Streit und Unruhe im Gemüthe, die nicht anders als durch Ueberlegung und durch Abwägung der beyderſeitigen Gründe gehoben werden kann.

Bey dieſer Eintheilung ſind zwey Glieder ausgelaſſen worden, (ein Fehler gegen die erſte logiſche Regel von den Eintheilungen, welche verlangt, das Ganze welches man theilt, völlig zu erſchöpfen). Denn erſtlich wird in Abſicht der moraliſchen Güte der Handlungen nicht bloß überlegt,

was

was gut oder böſe, ſondern auch, wenn zwiſchen zwey erlaubten Handlungen zu wählen iſt, welche die beſſere ſey. Auf gleiche Weiſe iſt zuweilen zwiſchen zwey nützlichen Sachen, das Nützlichere zu beſtimmen. Es ergeben ſich alſo fünf Theile der Unterſuchung, deren Panätius nur drey angegeben hat. Zuerſt muß von der moraliſchen Güte der Handlungen, und zwar an ſich, und nach ihren Graden; zweytens von dem Nützlichen, auch auf doppelte Art, an ſich und vergleichungsweiſe; endlich von der Entſcheidung des Streits zwiſchen beyden gehandelt werden.

4. I. Unterſuchung der erſten Frage, was iſt moraliſch gut?

1. Herleitung des moraliſch Guten aus der menſchlichen Natur.

Der erſte Trieb, den die Natur allen lebendigen Geſchöpfen eingepflanzt hat, iſt der, ſich ſelbſt, ihr Leben, und den Wohlſtand ihres Körpers zu erhalten. Vermöge dieſes Triebes ſcheut und vermeidet jedes Thier, was ihm als ſchädlich vorkömmt, und ſucht oder bereitet ſich dasjenige, was zu ſeinem Leben nothwendig iſt, als Nahrungsmittel, Zufluchtsörter gegen die Witterung, und was ſonſt in dieſe Claſſe gehört. Ein andrer, ebenfalls allen Thieren gemeinſchaftliche Trieb, iſt der, welcher beyde Geſchlechter zur Fortpflanzung der Gattung mit einander vereinigt, und ihnen zugleich eine Neigung zu dem jungen Geſchöpfe einflößt, das aus dieſer Vereinigung entſteht.

Der Menſch aber unterſcheidet ſich, von den übrigen Thieren hauptſächlich dadurch: daß Begierde und Thätigkeit bey dieſen, nur von den jedes-

maligen Eindrücken ihrer Sinne abhängig, und auf den gegenwärtigen Ort und Augenblick eingeſchränkt iſt; ohne Erinnerung des Vergangnen, ohne Sorge für die Zukunft: der Menſch hingegen ſich einen Plan von ſeinem Leben entwerfen, und ſchon zum voraus dasjenige veranſtalten kann, was ihm zur Führung deſſelben nothwendig ſeyn wird; --- und dieß vermöge ſeiner Vernunft, durch die er die Urſachen und Folgen der Dinge erkennt, die Kette und gleichſam die Fortſchreitung der natürlichen Begebenheiten überſieht, ähnliche Gegenſtände vergleicht, und auf dieſe Weiſe das Gegenwärtige mit dem Zukünftigen zuſammenhängt.

Eine andre Eigenthümlichkeit des Menſchen iſt, daß eben dieſe Vernunft ihn vermittelſt der Sprache zur Geſelligkeit fähig macht, und durch die Bedürfniſſe des Lebens ihn zu derſelben antreibt; daß ſie ihm eine noch größre und länger daurende Neigung gegen die von ihm erzeugten Geſchöpfe einflößt, als die Thiere haben; daß ſie ihn geneigt macht, nicht nur das Daſeyn nnd die Fortdauer aller geſellſchaftlichen Verbindungen unter den Menſchen zu wünſchen, ſondern auch ſelbſt daran Theil zu nehmen; daß ſie ihn deswegen antreibt, Unterhalt und Bequemlichkeiten herbey zu ſchaffen, nicht bloß für ſich ſelbſt, ſondern zugleich für ſeine Gattinn, ſeine Kinder, für alle, die ihm lieb oder ſeinem Schutze anvertrauet ſind. Und dieß iſt die erſte Sorge, die die Thätigkit der menſchlichen Seele erweckt, und ihre Kraft ſpannt, ſie zu größern Geſchäften vorzubereiten.

Ein

Ein andres Unterſcheidungsmerkmal der menſchlichen Gattung, iſt die Wißbegierde; — der Trieb Wahrheit zu lernen, und die Fähigkeit ſie zu erforſchen. Ein Beweis von dieſem Triebe iſt, theils daß wir alle, ſobald wir von nothwendigen Geſchäften frey ſind, etwas zu hören, zu ſehen, zu erfahren wünſchen, was uns unterhalten könne, theils, daß wir die Kenntniß verborgner oder erhabner Gegenſtände, als einen Theil der menſchlichen Glückſeligkeit anſehen. Eine Folge aber deſſelben, daß alles, was wahr, aufrichtig, lauter iſt, mit der Natur des Menſchen mehr übereinſtimmen muß, als das Gegentheil.

Mit dieſer Neigung zu Wahrheit und Wiſſenſchaft, iſt die Ehrbegierde, der Trieb nach Vorzug und Herrſchaft verbunden: nach welchem jeder von der Natur nicht ganz verwahrloſete Menſch niemanden gerne gehorcht, als dem, der ihn entweder das Unbekannte lehrt, zu dem noch nie Geübten Regeln vorſchreibt, oder der ihm zu ſeinem eignen Beſten mit Recht und nach den Geſetzen befiehlt. Dieſer Trieb hängt mit der Größe der Seele zuſammen, und giebt ihr die Stärke ſich über die Zufälle des menſchlichen Lebens zu erheben.

Der letzte große Zug in unſrer Natur, und die letzte große Wirkung der Vernunft iſt: daß unter allen Thieren der Menſch allein empfindet, was Ordnung iſt; daß er allein einen Begriff von Anſtand, Schicklichkeit hat; allein eine gewiſſe Regel für ſeine

Reden

Reden und Handlungen kennt. Selbſt in den ſichtbaren Geſtalten der Dinge, wird kein ander Thier, von Schönheit, Anmuth, oder Uebereinſtimmung der Theile gerührt.

Dieſen Begriff der Schönheit tragen Vernunft und moraliſche Empfindung, von Gegenſtänden des Geſichts auf Eigenſchaften der Seele über: indem ſie uns auch in unſern Geſinnungen und Betragen, das Ordentliche, Uebereinſtimmende, Regelmäßige als ſchön in einem weit höhern Verſtande, das Unſchickliche, Ausſchweifende, Weibiſche hingegen, als häßlich vorſtellen; und uns gegen alle Meynungen und Handlungen einen Abſcheu einflößen, die von einem zügelloſen Character zeugen.

Aus allen dieſen Stücken iſt das, was wir moraliſch gut, (honeſtum) nennen, zuſammengeſetzt: — das was in ſich gut bleibt, wenn es auch von niemanden gebilligt wird; und den Character des Lobenswürdigen an ſich trägt, ob es gleich niemals Lob erhalten ſollte.

5. Dieß iſt die Geſtalt und ſo zu ſagen, das Antlitz der Tugend: eine Geſtalt die nach dem Ausſpruch des Plato, wenn ſie unſern irdiſchen Augen nach ihrer ganzen Schönheit ſichtbar wäre, die feurigſte Liebe zu ihr und zur Weisheit bey uns entzünden würde.

Alles

Alles alſo, was an Menſchen achtungswür- dig, oder moraliſch gut iſt, entſpringt aus einer der angezeigten vier Quellen. Entweder liegt es in der Bewerbung um richtige Kenntniſſe, und in der Uebung des Verſtandes; oder es bezieht ſich auf die Geſellſchaft, und zeigt ſich in Eifer für ihre Erhaltung, in Achtung gegen das Eigenthum, in Erfüllung ſeiner eingegangenen Verbindungen; oder es beſteht in Größe und Erhabenheit der Seele, in der Feſtigkeit der Grundſätze, und in der Stärke des Muths; oder es äußert ſich end- lich durch Ordnung, Ziel und Maaß, in allem was wir ſagen und thun, wozu die Mäßigung der Begierden und die Beherrſchung der Leidenſchaf- ten nothwendig iſt.

Die vier Hauptgat- tungen mo- raliſcher Vollkom- menheit.

Dieſe vier Stücke ſind zwar mit einander ſo verbunden, daß es nicht möglich iſt, eines derſel- ben ohne das andre zu beſitzen: aber an ſich ſind ſie doch unterſchieden, und geben den Grund zu eben ſo viel Claſſen der Pflichten ab. So fließt z. E. aus der erſten Gattung des moraliſch Gu- ten, die in der Erforſchung der Wahrheit beſteht, die Pflicht der Klugheit. Denjenigen nämlich, nennen wir klug oder weiſe, der, was in je- der Sache das Weſentliche, in jeder Vorſtel- lung das Wahre iſt, am geſchwindeſten und richtigſten einſehen, und andern am deutlichſten zeigen kann. Wahrheit iſt alſo der Gegenſtand, mit welchem die Klugheit zu thun hat, die Mate- rie gleichſam die ſie bearbeitet. Die übrigen drey Haupttugenden hingegen haben das thätige Le-

ben zu ihrem Vorwurf, und gehen mit ſolchen Handlungen um, durch welche die Bedürfniſſe deſſelben verſchaft und erhalten werden. Die Gerechtigkeit hat zur Abſicht, die geſellſchaftliche Verbindung unter den Menſchen aufrecht zu erhalten. Die Größe der Seele zeigt ſich in der Art, wie wir Macht und Reichthümer zu erwerben ſuchen, und noch mehr in der Art, wie wir ſie verachten. Auch Ordnung, Sittſamkeit, Mäßigung liegt nicht ſowohl im Denken, und in der innern Wirkſamkeit unſers Geiſtes, als im Handeln, und in der Einrichtung unſers äußern Betragens. Denn nur derjenige bekömmt den Namen eines ſittlichen, geſetzten Mannes, der in den Dingen des äußern Lebens, im Umgange, in Geſchäften, Ordnung und Regelmäßigkeit beobachtet.

6\.

2\. Abhandlung der Pflichten, die aus jeder Tugend fließen.

A. Pflichten, die zur Klugheit und Einſicht gehören.

Unter dieſen vier Claſſen, in welche wir alles moraliſch Gute getheilt haben, iſt die erſte, die die Erkenntniß der Wahrheit unter ſich begreift, der menſchlichen Natur am meiſten eigenthümlich, und ihren urſprünglichen Neigungen am meiſten gemäß. Denn alle Menſchen empfinden einen Trieb in ſich, unbekannte Dinge zu erfahren, oder dunkle einzuſehen; alle ſetzen einen Vorzug darein, Kenntniſſe zu beſitzen, und betrachten Dummheit, Unwiſſenheit und Irrthum als Uebel, die den Menſchen unglücklich, und als Mängel die ihn verächtlich machen. Bey dieſem, dem Menſchen ſo natürlichen und an ſich ſo löblichen Beſtreben nach Wiſſenſchaft, ſind zwey Abwege zu vermeiden. Der eine, daß wir nicht das

Un=

Unbekannte für bekannt, das Zweifelhafte für erwieſen halten, und alſo Sachen einen blinden Beyfall geben. Dieſen Fehler zu vermeiden, (und jeder muß ihn zu vermeiden wünſchen,) wird eine langſame und eine ſorgfältige Unterſuchung der Dinge erfordert. Ein zweyter Abweg iſt, wenn einige an ſchweren, dunklen und dabey unnützen Unterſuchungen allzu viel Geſchmack finden, und darauf einen zu großen Fleiß verwenden.

Werden dieſe beyden Fehler vermieden: ſo bleibt in der Beſchäftigung mit Wiſſenſchaften, deren Gegenſtände erlaubt und erheblich ſind, nichts übrig, was nicht Lob und Beyfall verdiene. So legte ſich zu unſrer Voreltern Zeit Cajus Sulpicius auf die Sternkunde; Sextus Pompejus zu der unſrigen auf die Meßkunſt. Viele haben ſich mit der Vernunftlehre, noch mehrere mit dem bürgerlichen Recht beſchäftigt: — lauter Arbeiten, die die Erkenntniß und die Erforſchung gewiſſer Wahrheiten zum Gegenſtande haben. Sich durch ſolche von ſeinen Berufsgeſchäften abziehen laſſen, iſt wider die Pflicht: denn der eigentliche Werth und das Weſen der Tugend beſteht im Handeln —; da aber dieſes doch oft Unterbrechungen leidet, ſo giebt es Zeiten genug, wo es uns erlaubt iſt, zu unſern Lieblingsſtudien zurück zu kehren. Und in dieſen Zeiten der Muße bringt uns die nie ruhende Thätigkeit der Seele, faſt ohne unſern Vorſatz zum Nachdenken und Studiren.

Alles Nachdenken aber, und alle Beſchäftigung des Verſtandes hat zum Gegenſtande, entweder die Berathſchlagung über das, was wir zu thun oder zu laſſen haben, um recht zu handeln und glücklich zu werden; oder die Unterſuchung allgemeiner Wahrheiten, und die Erlangung eigentlicher Wiſſenſchaft. — So viel von der erſten Claſſe der Pflichten.

7. B. Geſellige Pflichten. 1. Gerechtigkeit.

Unter den drey übrigen iſt keine von einem größern Umfange, als die Claſſe der geſelligen Pflichten; das heißt derjenigen, die den Grund der errichteten Geſellſchaft, und die Stütze ihrer Fortdauer ausmachen.

Sie theilen ſich in zwey Hauptzweige. Der eine iſt die Gerechtigkeit, die erſte aller Tugenden, diejenige, welche den rechtſchaffnen Mann macht. Der zweyte iſt die Wohlthätigkeit, die die Menſchenliebe zum Grunde hat, und die Freygebigkeit als eine Art unter ſich begreift.

Die Gerechtigkeit fordert zweyerley: erſtlich, niemanden zu ſchaden, von dem wir nicht zuerſt ſind beleidigt worden; zweytens, das Recht des Eigenthums heilig zu halten, — was allen gemein iſt, als gemeinſchaftlich, was uns zugehört, als das Unſrige zu gebrauchen.

Von Natur iſt nichts eigenthümlich. Sondern alles was jemanden zugehört, iſt ſein geworden, entweder

weder durch die erſte Beſitznehmung, — wie wenn Völker ſich in unbewohnten Ländern niedergelaſſen haben; und durch Eroberungen; oder durch eine geſetzmäßige Austheilung; oder durch Kauf, durch Schenkung, mit einem Worte, durch Verträge; oder endlich durchs Loos. Auf dieſe Weiſe iſt es geſchehen, daß ein Stück Land das Arpiniſche, ein andres das Tuskulaniſche heißt, jenes ein Eigenthum der Arpinater, dieſes der Tuskulaner geworden iſt. Das Eigenthum einzelner Perſonen iſt auf gleiche Weiſe entſtanden.

Nachdem alſo einmal, die Dinge, die von Natur allen gemein waren, in mehrere Portionen getheilt worden, wovon jede einem Einzigen zugehört: ſo iſt jeder verbunden, mit dem, was auf ſeinen Antheil gefallen iſt, zufrieden zu ſeyn; und kann von dem Antheil des andern nichts begehren oder ſich zueignen, ohne die Rechte der menſchlichen Geſellſchaft zu verletzen.

Da wir aber, nach Platos vortrefflichem Ausſpruche nicht bloß für uns gebohren ſind; ſondern unſer Daſeyn ein Gut iſt, wovon Ein Theil, unſerm Vaterlande, ein andrer unſern Freunden zugehört, und da, wie die Stoiker behaupten, alle Produkte der Erde zum Nutzen der Menſchen, die Menſchen aber für einander hervorgebracht worden, um ſich gegenſeitig zu nutzen: ſo müſſen wir dieſer Beſtimmung der Natur folgen, indem wir durch den Wechſel geleiſteter und em-

pfangener Dienſte, das allgemeine Wohl, von dem wir unſern Theil genießen, auch ſelbſt befördern: — ſo iſt es unſre Pflicht durch die Anwendung unſrer körperlichen Kräfte, unſrer Geſchicklichkeiten, oder unſers Vermögens, uns um die menſchliche Geſellſchaft verdient zu machen.

Der Grund aber aller Gerechtigkeit iſt die Redlichkeit: — Wahrhaftigkeit in dem, was wir bezeugen, und Treue in dem, was wir verſprechen. Dieſem Begriff zufolge können wir die Ableitung der Stoiker nicht ganz verwerfen, die vielen vielleicht gezwungen vorkommen möchte, nach welcher *fides*, Treu und Glauben, von *fieri*, wirklich werden abſtammen ſoll, weil derjenige Treu und Glauben hält, bey dem das wirklich wird, was er ſagt.

a. Erſte Art der Ungerechtigkeit: andre beleidigen.

Es giebt aber zwey Arten der Ungerechtigkeit: die eine, wenn wir beleidigen; die zweyte, wenn wir den Beleidigungen, die andern widerfahren, nicht ſteuren, da wir es thun könnten. Die erſte Art iſt die ſtrafbarſte: wer von Zorn oder einer andern Leidenſchaft angetrieben, jemanden ungereizt Schaden thut, iſt eben ſo zu betrachten, als wenn er Hand an ihn gelegt hätte. Aber die andre Art iſt nicht weniger unerlaubt. Denn wer ſich dem Unrecht nicht widerſezt, da er doch kann; der iſt in ähnlicher Schuld, als wann er ſeine Aeltern, ſein Vaterland, oder ſeine Bundsgenoſſen in Gefahren verließe.

Was

Was nun erſtlich die Beleidigungen betrift, die man andern vorſetzlich, in der Abſicht Schaden zu thun, zufügt: ſo ſind ſie oft eine Wirkung der Furcht: weil nämlich der angreifende Theil beſorgt, von dem andern ſelbſt Schaden zu leiden, wenn er ihm nicht durch ſeinen Angriff zuvorkäme. Noch öftrer ſind ſie eine Folge des Eigennutzes, — der Begierde nach gewiſſen Vortheilen, die man nicht erhalten kann, ohne andre der ihrigen zu berauben. Unter dieſen Begierden zeichnet ſich die Habſucht als die fruchtbarſte Mutter von Ungerechtigkeiten aus.

Man verlangt Reichthum, entweder weil er uns wegen der Bedürfniſſe des Lebens ſicher ſtellt: oder weil er das Mittel iſt, uns alle Arten von Vergnügungen zu verſchaffen. Leute von einer höhern Claſſe und größerm Ehrgeitze, ſuchen das Geld hauptſächlich, um ſich viele verbindlich machen zu können, und ſich dadurch den Weg zur Macht und zur Ehre zu bahnen. In Rückſicht auf dieſe behauptete neulich Craſſus, keiner der eine Rolle im Staate ſpielen wolle, ſey reich, wenn er nicht von ſeinen Einkünften eine Armee unterhalten könne. Ein andrer ſehr angenehmer Nutzen der Reichthümer iſt, daß wir durch ſie unſern Wohnungen, unſerm Geräthe, unſrer ganzen häuslichen Einrichtung ein glänzendes Anſehen geben, und Ueberfluß mit Geſchmack verbunden, in allem, was uns umgiebt, zeigen können. Dies iſt es eben, was die Begierde nach Reichthum ſo grenzenlos macht. An ſich iſt auch die Bemü-

8.

hung ſein Vermögen zu vergrößern untadelhaft; nur die Mittel dazu müſſen rechtmäßig, und das Eigenthum andrer muß ungekränkt geblieben ſeyn, indem wir das unſrige vermehrt haben.

Die ſtärkſte Verſuchung aber und zu den größten Ungerechtigkeiten entſteht alsdann, wenn Ehrgeitz, oder die Begierde zu herrſchen, die oberſten Stellen der bürgerlichen oder militäriſchen Regierung zu erhalten, ſich eines Menſchen bemeiſtert. Denn was Ennius ſagt:

„Nie war das Bündniß feſt, nie war der Eidſchwur heilig,
„Der, auf getheiltem Thron, zwey Könige vereint *).

das gilt von allen Gegenſtänden der Ehrſucht. Denn alle Vorzüge, die von der Art ſind, daß ſie unter vielen, die ſich darum bewerben, nur Einem zu Theil werden können, erregen einen zu ſtarken Wetteifer, als daß die geſellſchaftlichen Rechte dabey könnten heilig gehalten werden. Unſer Zeitalter hat ein trauriges Beyſpiel davon, an der frevelhaften Unternehmung des Cäſars geſehen, der alle göttliche und menſchliche Rechte unter die Füße trat, um zu der Alleinherrſchaft im Staate zu gelangen, die er aus Irrthum ſich als den Gipfel der Glückſeligkeit vorſtellte.

*) Der Vers des Ennius bezieht ſich ohne Zweifel auf die Geſchichte des Eteokles und Polynices, der beyden Söhne des Oedips.

ſtellte. In der That aber iſt es betrübt, daß die größten Geiſter, und die edelſten Seelen den Verſuchungen des Ehrgeitzes am meiſten ausgeſetzt ſind; daß gerade dieſe von der Begierde nach Hoheit, Macht und Einfluß am leichteſten verführt werden. Ein Bewegungsgrund mehr, gegen dieſe Leidenſchaft auf unſrer Hut zu ſeyn!

Es macht aber in Abſicht der Strafwürdigkeit einer Beleidigung einen großen Unterſchied aus, ob ſie in der Hitze des Affects, der gemeiniglich vorübergehend und von kurzer Dauer iſt, oder ob ſie mit kaltem Blute und überlegt geſchieht.

Die Ungerechtigkeit iſt geringer, wenn ſie der Ausbruch einer plötzlichen Aufwallung, als wenn ſie die Wirkung eines lange vorbereiteten und überdachten Entwurfs iſt. — So viel von dem Unrecht, das in zugefügten Beleidigungen beſteht.

9. b. Zweyte Art der Ungerechtigkeit: Beleidigungen andrer nicht wehren.

Die andre Art der Ungerechtigkeit, die in der unterlaßnen Vertheidigung beſteht, entſpringt aus verſchiedenen Urſachen. Entweder ſcheut man die Feindſchaften, die man ſich würde zuziehen, die Mühe, die man würde übernehmen, und die Koſten, die man würde darauf wenden müſſen. Oder man unterläßt es aus Mangel von Nachdenken, aus Trägheit, aus Schwäche. Oder endlich iſt man mit ſeinen eignen Angelegenheiten und Entwürfen ſo beſchäftigt, daß man weder

Zeit noch Kräfte übrig hat, denen beyzuſtehen, die auf unſre Hülfe ein Recht haben. Vielleicht iſt das alſo nicht ganz richtig, was Plato von den Philoſophen ſagt: ſie könnten nicht anders als gerecht ſeyn, weil ſie keine andre Begierde, als die nach Wahrheit hätten, und diejenigen Güter weder ſchätzten noch ſuchten, die allein Krieg und Streit unter den Menſchen veranlaßten. Denn dieß iſt freylich hinlänglich, ſie vor jener erſten Art der Ungerechtigkeit zu bewahren, da man ſelbſt Unrecht zufügt; aber es kann ſie dafür zu der andern verleiten, die Beſtreitung des Unrechts zu unterlaſſen. Das Vergnügen, das ſie an ihren Wiſſenſchaften finden, kann ſie leicht ſo ſehr feſſeln, daß ſie denjenigen beyzuſtehen verſäumen, zu deren Schutz und Vertheidigung ſie verbunden wären.

Eben ſo irrig iſt es, wenn man behauptet: wahre Weltweiſen müßten öffentliche Aemter nicht anders annehmen, als wenn ſie dazu genöthigt würden. Warum ſich zu einer guten Sache erſt zwingen laſſen? Iſt nicht alles, was rechtmäßig iſt, dann erſt Tugend, wann es freywillig geſchieht?

Andre haben mit ihrem Hausweſen ſo viel zu thun, oder ſind von einem ſo ungeſelligen und menſchenfeindlichen Character, daß ſie ſich um andre Menſchen gar nicht bekümmern; unter dem Vorwande ſich nicht in fremde Sachen miſchen zu wollen, wobey, wie ſie ſagen, nur zu leicht der Verdacht ungerechter Abſichten entſtehe. Indem

dieſe ſich vor der erſten Art der Ungerechtigkeit ſo ſehr hüten, fallen ſie in die zweyte. Sie werden Abtrünnige von der Geſellſchaft, weil ſie nichts von ihrem Fleiße, von ihrem Nachdenken, von ihrem Vermögen dem Beſten derſelben widmen.

Aus dem, was ich hier von den beyden Arten der Ungerechtigkeit und ihren Urſachen, ſo wie vorher von der Natur der Gerechtigkeit geſagt habe, wird es einem jeden leicht ſeyn, ſeine Pflicht in einzelnen Fällen zu beſtimmen, wenn ihn nicht ſelbſtſüchtige Neigungen daran hindern. Dieſe ſind es, welche uns die Sorge für Andrer Beſtes ſo ſehr zur Laſt machen. Chremes beym Terenz ſagt zwar: Alles, was einem Menſchen angeht, geht mich an. Allein in der Wirklichkeit verhält ſich die Sache weit anders. Da wir vermöge unſrer Natur, das Gute und Böſe was uns widerfährt, empfinden, das hingegen was andern begegnet, nur durch den Verſtand erkennen; da wir das eine gleichſam vor unſern Augen, das andre in einer großen Entfernung ſehen: ſo beurtheilen wir auch ganz verſchieden, was wir in ihrem Falle, und was wir in dem unſrigen für Recht halten. Dieſe Partheylichkeit zu vermeiden, iſt es eine gute Regel, nichts zu thun, an deſſen Billigkeit man zweifelt. Denn das Billige iſt immer etwas Einleuchtendes, und führt Gewißheit und Ueberzeugung mit ſich; der Zweifel aber entſteht gemeiniglich aus dem dunkeln Bewußtſeyn des Unrechts.

10. Ausnahmen von den allgemeinen Regeln des Rechts.

Es giebt aber Fälle, wo die Handlungen, die ſonſt dem Character des gerechten, oder wie wir gemeiniglich ſagen, des ehrlichen Mannes am meiſten eigen ſind, z. B. ein anvertrautes Gut wieder ausliefern, ein gethanes Verſprechen halten, — wo dieſe, ſage ich, eine entgegengeſetzte Natur annehmen: ſo daß es Pflicht wird, das nicht zu thun, das nicht zu ſagen, was ſonſt Treue und Aufrichtigkeit fodern würden. Solche Fälle nun müſſen auf die oberſten Grundſätze der Gerechtigkeit zurück geführt werden, die wir im Anfange feſtgeſetzt haben: wovon der erſte war niemanden zu ſchaden, der zweyte das allgemeine Beſte zu befördern. Wenn alſo das, was ſchädlich oder vortheilhaft iſt, ſich durch die Umſtände ändert: ſo ändern ſich auch die Pflichten, die ſich darauf beziehen. Etwas kann unter zwey Partheyen als beyden zuträglich verabredet worden ſeyn, und in der Folge dem welcher das Verſprechen erhalten, unnütz, oder dem welcher es gethan, verderblich werden. Wenn nach der Erzählung der Fabel, Neptun dem Theſeus ſein Verſprechen nicht gehalten hätte: ſo wäre er nicht ſeines Sohnes Hippolytus beraubt worden. Unter dreyen Wünſchen nämlich, deren Erfüllung Neptun dem Theſeus verſprochen hatte: war der letzte den dieſer that, den Untergang ſeines Sohnes zu ſehen, gegen welchen Zorn und Eiferſucht ihn damals entflammte. Er erhielt ihn; und bereitete ſich ſelbſt dadurch den größten Jammer.

Weder diejenigen Verſprechen alſo dürfen gehalten werden, die der Perſon keinen Vortheil mehr

ver-

verſchaffen, welcher ſie ſind gethan worden; noch diejenigen, welche dem verſprechenden Theil ungleich mehr ſchaden, als dem annehmenden nutzen. Denn es iſt immer wider die Pflicht, das größre Gut dem kleinern aufzuopfern. Wenn jemand z. E. dem andern ſein Wort gegeben hätte, als Zeuge oder Beyſtand bey einer gerichtlichen Handlung zu erſcheinen, und in der Zwiſchenzeit ſein Sohn gefährlich krank würde: ſo handelte er nicht wider die Pflicht, wenn er ſein Wort zurück zöge; und der andre würde dagegen handeln, wenn er ſich beſchwerte, daß er von ſeinem Freunde verlaſſen worden.

Was diejenigen Verſprechen betrift, die durch Gewalt erpreßt, oder durch Liſt erſchlichen worden: ſo ſieht jedermann ihre Ungültigkeit ein. Auch das bürgerliche Recht erkennt dieſelbe. Und nach dem unſrigen werden die meiſten ſolcher Verſprechen durch Edicte der Prätoren, einige auch durch eigentliche Geſetze aufgehoben. Es giebt eine andre Art von Ungerechtigkeit die man Schikane nennt, ein Verfahren, das durch eine ſpitzfündige Auslegung des Buchſtabens, den Sinn der Geſetze, zum Schaden des andern verdreht. Von dieſer redet das Sprüchwort, welches ſagt, daß das höchſte Recht das höchſte Unrecht ſey.

Gerechtigkeit eines Staats gegen den andern.

Auch in Angelegenheiten der Staaten gegen einander, wird oft auf dieſe Art geſündiget. Ein Beyſpiel davon iſt jener Feldherr, der einen Stille-

ſtand auf dreyßig Tage mit dem Feinde geſchloſſen hatte, und nun des Nachts das feindliche Land verheerte, weil, wie er ſagte, der Stilleſtand nur auf die Tage und nicht auf die Nächte wäre geſchloſſen worden. Auch das ähnliche Verfahren eines unſrer Landsleute iſt nicht zu billigen, wenn das wahr iſt, was von einem gewiſſen Quintus Fabius Labeo, oder wie er ſonſt geheißen hat, erzählt wird (denn ich weiß die Sache nur vom Hörenſagen). Dieſer, ſo lautet die Geſchichte, wurde vom Senat zum Schiedsrichter einer Gränzſtreitigkeit, zwiſchen den Nolanern und Neapolitanern ernennt. Da er an Ort und Stelle kam, redete er mit jeder Parthey insbeſondre, ermahnte jede, ſich ja nicht eigennützig, nicht begehrlich zu beweiſen; die Gränze lieber zurück als vorwärts zu rücken. Beyde thaten dieß, und ſo blieb ein beträchtlich Stück Land in der Mitte übrig. Fabius alſo, zeichnete erſtlich die Gränzen ab, wie jede Parthey ſelbſt ſie angegeben hatte; und dann erklärte er das mittlere von beyden freygelaßne Stück für ein Eigenthum des römiſchen Volks. — Das iſt nicht das Verfahren eines Richters, ſondern eines Räubers. Alle ſolche Kunſtgriffe muß ein ehrlicher Mann aufs höchſte verabſcheuen.

11. Gerechtigkeit gegen Feinde, und im Kriege.

Aber auch gegen Beleidiger haben wir gewiſſe Pflichten. Die Wiedervergeltung des Unrechts, und die Beſtrafung des Ungerechten muß ihre Gränze haben. Und vielleicht kann man dieſe da feſtſetzen, wo dem Beleidiger ſein Unrecht gereuet; wenn

wenn er von künftigen Angriffen, und andre von ähnlichen abgeſchreckt worden. Beſonders aber müſſen unter Nationen die Rechte des Krieges heilig gehalten werden. Denn da es zwey Arten giebt Streitigkeiten zu endigen, die eine durch Unterſuchung der Rechte, die andre durch Anwendung der Gewalt; dieſes aber die Weiſe der Thiere, jenes das Vorrecht des Menſchen iſt: ſo müſſen wir zur Gewalt nicht eher unſre Zuflucht nehmen, als wenn Vorſtellungen unmöglich oder unkräftig ſind.

Oft iſt alſo zwar der Krieg nothwendig, um in einem ſichern Frieden leben zu können. Aber ſobald der Sieg erfochten iſt: muß für die Erhaltung der Ueberwundnen geſorgt werden, wenn ſie nicht durch Grauſamkeit ſich der allgemeinen Rechte der Menſchen unwürdig gemacht haben. So nahmen unſre Vorfahren, die Tuſculaner, Aequer, Volſcer, Sabiner, Hernicer, nachdem ſie ſie überwunden, ſogar unter ihre Mitbürger auf; Carthago und Numantia hingegen zerſtörten ſie bis auf den Grund. Ich wollte, Corinth wäre nicht unter den letztern. Aber ich begreife, was ſie zu dieſer Härte bewog. Sie fürchteten, die Lage des Orts würde einem künftigen Feinde Roms allzu bequem ſeyn, und ſelbſt vielleicht zu neuen Feindſeligkeiten reitzen.

Nach meiner Meynung iſt ein Friede, wo man vor heimlichen Nachſtellungen, und plötzlichen Angriffen ſicher iſt, allen Vortheilen des Krieges vorzuziehen.

zuziehen. Und wäre man dieſer Meynung gefolgt: ſo würde unſer Staat zwar nicht in der beſten Verfaſſung ſeyn, aber doch irgend eine Verfaſſung haben; da er jetzt kaum den Namen eines Staats verdient.

So wie nach geendigtem Gefecht, die Erhaltung der Ueberwundenen Pflicht iſt: ſo iſt es eine während deſſelben, diejenigen von den Feinden aufzunehmen, die wehrlos ſich der Gnade des Feldherrn überlaſſen. Eine Pflicht die bey unſern Vorfahren ſo heilig gehalten wurde, daß diejenigen, an welche ſich überwundne Völker im Kriege ergeben hatten, gemeiniglich ihre Fürſprecher und Beſchützer im Frieden wurden. Aber alle dieſe Regeln der Billigkeit die im Kriege zu beobachten ſind, ſind in unſerm *iure feciali* genau und vollſtändig beſtimmt. Dieſem zufolge iſt kein Krieg gerecht, als der, welcher nach vorher geforderten Genugthuung, und nach einer feyerlichen Ankündigung angefangen wird. Popilius commandirte in der Provinz die Armee, unter welcher der Sohn des ältern Cato ſeine erſten Kriegsdienſte that. Popilius fand für gut, die Legion, bey welcher der junge Cato ſtand, und alſo ihn mit zu entlaſſen. Da aber dieſer aus Neigung zum Kriege demohnerachtet bey der Armee blieb: ſo ſchrieb der Vater an den General, wenn er ſeinem Sohn erlauben wollte, länger dem Feldzuge beyzuwohnen, ſo bäte er ihn, denſelben von neuem zu vereiden; denn da ſein erſter Eid durch die Entlaſſung der

Legion worunter er geſtanden, aufgehoben worden, ſo ſey es ihm nicht erlaubt an irgend einer Action mit dem Feinde Theil zu nehmen. Der Brief des alten Cato an ſeinen Sohn iſt noch vorhanden, in welchem er ähnliche Geſinnungen äußert. Er habe gehört, ſchreibt er, daß er von dem Conſul, unter dem er in Macedonien gegen den Perſens Dienſte gethan, verabſchiedet worden. Er warne ihn alſo, ſich in kein Gefecht mit dem Feinde einzulaſſen; denn wer kein Soldat mehr ſey, habe auch kein Recht, die Waffen gegen den Feind zu brauchen.

Ich habe die Bemerkung gemacht, daß unſre Vorfahren, um eine harte Idee durch einen gelinden Ausdruck zu mildern, anſtatt des Worts, *perduellis*, welches der eigentliche Name für Feind war, das Wort *hoſtis* gebraucht haben, welches anfangs nur ſo viel hieß, als ein Fremder. — Dieſe Bedeutung von *hoſtis* findet man in verſchiedenen Stellen der zwölf Tafeln. Z. E. wo es heißt, *ſtatus dies cum hoſte*, der Gerichtstermin bey Proceſſen mit Fremden; und an einer andern Stelle: *adverſus hoſtem aeterna auctoritas eſto:* Ein Fremder kann kein Eigenthum durch Verjährung erhalten. Giebt es wohl einen größern Beweis von Milde in der Denkungsart, als wenn man den, gegen welchen man die Waffen ergreifen muß, nur unter dem Geſichtspunct eines Fremden betrachtet? Wie wohl, die Länge der Zeit und der veränderte Sprachgebrauch, hat dem Wort *hoſtis* viel von ſeiner erſten Gelindigkeit entzogen. 12.

zogen.

zogen. Denn jetzt iſt es in der Bedeutung eines Fremden ganz unbekannt geworden, und nur in der eines Feindes allein iſt es üblich geblieben.

Diejenigen Kriege, wo um Ruhm oder um die Oberherrſchaft gefochten wird, müſſen zuförderſt durch eben die Urſachen veranlaßt worden ſeyn, durch welche allein, jeder andere Krieg gerecht wird: ſie müſſen aber noch überdieß auf eine gelindere Art, mit weniger Härte und Grauſamkeit geführt werden. Denn ſo wie wir einem Mitbürger anders begegnen, wenn er unſer Rival, anders, wenn er unſer Feind iſt, (mit dem einen iſt es ein Wettſtreit der Ehre, mit dem andern ein Kampf um Leben und guten Namen): eben ſo wurde der Krieg mit den Cimbern, mit den Celtiberiern, wo nicht die Herrſchaft, ſondern die Erhaltung jeder Nation auf dem Spiel ſtand, auf eine andre Art geführt, als der mit den Sabinern, den Lateinern, den Samnitern, den Carthaginenſern, dem Pyrrhus, wo der Sieg bloß die Oberherrſchaft entſcheiden ſollte. Unter den letztern ſind die Carthaginenſer als bundbrüchig, Hannibal als grauſam berüchtigt; die übrigen als gerechter und menſchlicher bekannt. Die vortrefliche Antwort des Pyrrhus wegen der Auswechſelung der Gefangnen iſt vom Ennius in folgender Stelle ausgedrückt worden.

„Ich mag
„Nicht euer Gold, noch ſonſt ein Löſegeld.
„Nicht wuchern mit dem Krieg', ausfechten laßt
„Uns ihn; und mit dem Schwerte, nicht mit Gold

„Ums

„Ums Leben kämpfen. Was Fortuna will,
„Ob euch, ob mich die Allgebietherinn
„Beſtimmt zu herrſchen, laßt die Tapferkeit
„Entſcheiden. Doch dieß merkt euch: deren Leben
„Das Glük der Waffen ſchonte, deren Freyheit
„Zu ſchonen iſt bey mir beſchloſſen. Nehmt
„Und führt ſie fort. Ich laß', ich ſchenk' euch ſie;
„Mög' es den großen Göttern ſo gefallen!

Edle, und eines Sohnes des Aeacus würdige Geſinnungen!

Aber nicht blos, was der Feldherr im Namen 13.
des Staats mit dem Feinde eingeht, ſondern auch was der einzelne Soldat demſelben, durch die Umſtände genöthigt, verſpricht, muß gewiſſenhaft erfüllt werden. Ein großes Beyſpiel hievon hat Regulus gegeben. Als dieſer, der ein Kriegsgefangner der Carthaginenſer war, von ihnen nach Rom geſchickt wurde, die Auswechſelung der übrigen Gefangnen zu bewirken, mit dem eidlichen Verſprechen, zurück zu kommen, wenn ſeine Bemühungen fehlſchlügen: ſo rieth er erſtlich ſelbſt dieſe Auswechſelung im Senat ab; und als ſie verworfen worden, gieng er, der Klagen und des Flehens der Seinigen ungeachtet, nach Carthago zurück, — überzeugt, daß es für ihn beſſer ſey, ſich einem gewiſſen und grauſamen Tode zu überliefern, als dem Feinde ſein Wort zu brechen.

Im zweyten puniſchen Kriege ſchickte Hannibal zehn Kriegsgefangne in einer ähnlichen Abſicht, und

unter

unter einem ähnlichen Verſprechen, nach Rom. Dieſe, weil ſie gegen ihren Eid in Rom zurück blieben, wurden von den Cenſoren auf Zeitlebens in die unterſte Claſſe der Bürger verſetzt, denjenigen nicht ausgenommen, der ſeinem Eide durch einen betrügeriſchen Kunſtgriff hatte ausweichen wollen. Dieſer letztere nämlich, als er das Lager auf Erlaubniß des Hannibals verlaſſen hatte, war auf der Stelle umgekehrt, um, wie er vorgab, etwas von ſeinen vergeßnen Sachen zu holen. Wie er nun das zweytemal aus dem Lager gieng: glaubte er durch ſeinen Eid nicht mehr gebunden zu ſeyn. Und den Worten deſſelben hatte er wirklich ein Gnüge gethan, aber nicht der Verpflichtung, die er ihm auferlegt. Bey allen Handlungen aber, wo es auf Redlichkeit und Worthalten ankömmt, muß nicht ſowohl auf das geſehen werden, was die Ausdrücke bedeuten können, als was ſie nach der Abſicht des Redenden bedeuten ſollen.

Ein andres großes Beyſpiel von Gerechtigkeit gegen einen Feind haben unſre Vorfahren gegeben, als ſie einen Ueberläufer von des Pyrrhus Armee, der den König mit Gift umzubringen verſprach, an dieſen auslieferten. Auch einen Feind, und einen ſieghaften Feind, und der der angreifende Theil war, wollten ſie ſich nicht durch ein Verbrechen vom Halſe ſchaffen. So viel von den Pflichten des Krieges.

Noch

Noch dürfen wir nicht vergeſſen, daß Gerechtigkeit auch gegen Menſchen der allerniedrigſten Klaſſe Pflicht ſey. Und welche Klaſſe iſt wohl niedriger, als die der Leibeigenen? Diejenigen geben die beſte Regel, welche ſagen, man müſſe mit ihnen, als mit Tagelöhnern umgehen: die Arbeit die ſie ſchuldig ſind von ihnen fodern, und ihnen dafür den billigen Unterhalt reichen.

Da man aber auf zweyerley Art Ungerechtigkeiten gegen andre begehen kann, durch Gewaltthätigkeit und durch Betrug: ſo iſt zwar beydes thieriſch, beydes der Natur des Menſchen äußerſt fremd und unanſtändig; aber doch ſcheint die Gewalt, die etwas von der edlern Natur des Löwen hat, weniger haſſenswerth als die Liſt, die mehr zu dem niedrigern Inſtinkte des Fuchſes gehört. Keine Art von Ungerechtigkeit aber iſt abſcheulicher, als wenn man betrügt, indem man den Schein eines vorzüglich ehrlichen Mannes annimmt.

Die zweyte der geſellſchaftlichen Pflichten iſt die Wohlthätigkeit und Güte. Keine Tugend iſt menſchlicher, keine unſrer Natur mehr angemeſſen. Aber ſie hat viel Behutſamkeitsregeln nöthig. Erſtlich muß die Güte niemanden ſchaden: am wenigſten dem, welchem ſie erwieſen wird; aber auch nicht dem dritten. Zweytens müſſen unſre Wohlthaten unſer Vermögen nicht überſteigen. Drittens müſſen ſie nach Verdienſt ausgetheilt werden. 14. 2. Zweyte geſellige Pflicht, die Wohlthätigkeit.

Was den erſten Punkt betrifft, ſo ſind diejenigen, welche andern, zu ihrem Schaden, ihre Wünſche erfüllen, weder für wohlthätige noch freygebige, ſondern für ſchmeichleriſch gefällige, und eben deswegen für gefährliche Leute zu halten. Die hingegen welche dem einen ſchaden um den andern Gutes zu thun, ſind eben ſo ſtrafbar, als wenn ſie fremdes Eigenthum in ihren eignen Nutzen verwendeten. Es giebt aber unglücklicher Weiſe viele, und beſonders unter denen, die in der Welt emporzuſteigen, und ſich deswegen einen Anhang zu machen ſuchen, welche auf dieſe Weiſe mit der einen Hand rauben, was ſie mit der andern verſchwenderiſch austheilen. Sie glauben nämlich, den Ruhm der Freygebigkeit zu erlangen, wenn ſie nur auf irgend eine Art, ihre Creaturen bereichern. Dieſes aber iſt ſo wenig Tugend, daß nichts im Gegentheil allen Begriffen von Pflicht mehr widerſpricht. Die erſte Regel unſrer Freygebigkeit ſey alſo, unſern Freunden zu nützen, ohne daß irgend jemand darunter leide. Sulla und Cäſar waren nicht freygebig, da ſie ſo große Summen, aus den Händen ihrer rechtmäßigen Beſitzer in fremde, die darauf kein Recht hatten, übertrugen. Denn nichts kann den Namen der Freygebigkeit verdienen, was der Gerechtigkeit zuwider iſt.

Die zweyte Einſchränkung der Wohlthätigkeit war, daß ſie nicht das Vermögen des Gebers überſteige. Diejenigen, welche freygebiger ſeyn wollen, als ihre Umſtände erlauben, ſündigen erſtlich gegen

die

die Rechte ihrer Verwandten. Denn das Vermögen, womit ſie, nach der Billigkeit, dieſe unterſtützen, oder welches ſie ihnen hinterlaſſen ſollten, wenden ſie an, Fremde zu bereichern. Ueberdieß zieht eine ſolche verſchwenderiſche Freygebigkeit, gemeiniglich die Habſucht, und die Raubbegierde nach ſich, um ſich immer neue Quellen zu ſeinen Ausſpendungen zu verſchaffen.

Bey den meiſten dieſer Freygebigen bemerkt man es auch, daß ſie es nicht ſowohl von Natur, als aus Abſichten des Ehrgeitzes ſind; und daß ſie, um den Ruf der Wohlthätigkeit zu erhalten, vieles thun, wozu ſie keine innere Neigung, ſondern nur die Begierde treibt Aufſehen zu machen. Solche abſichtlich genommene Maaßregeln aber, haben mehr ähnliches mit Falſchheit und Prahlerey, als mit Tugend und Menſchenliebe.

Das dritte, was zu beobachten war, iſt die Wahl der Perſonen, denen wir gutes erzeigen. Bey dieſer muß theils auf den ſittlichen Character derſelben, theils auf ihre Geſinnungen gegen uns, theils auf die Genauigkeit der Verbindung, in der wir mit ihnen ſtehen, theils auf die uns von ihnen zuvor erwieſenen Dienſte geſehen werden. Wenn alle dieſe Bewegungsgründe ſich bey einer Perſon vereinigen; ſo iſt es das höchſte, was wir zu einer glücklichen Anlegung unſrer Wohlthaten wünſchen können. Wenn dieſes nicht ſtatt findet: ſo werden auch einige

dieſer Gründe hinlänglich ſeyn; und je mehrere derſelben zuſammen kommen, deſto ſtärker wird das Gewicht werden, welches unſrer Wahl den Ausſchlag giebt.

15. Da wir aber nicht unter vollkommnen Menſchen und Weiſen, ſondern unter Leuten leben, bey denen auch ſchon einige Aehnlichkeit mit der Tugend ein großes Verdienſt iſt: ſo erhellet von ſelbſt, daß wir des Characters wegen niemanden von unſrer Wohlthätigkeit ausſchließen dürfen, an welchem wir nur einige Zeichen von einem tugendhaften Gemüthe finden. Am meiſten aber werden wir, um die Gegenſtände derſelben auszuſuchen, auf die ſanfteren Tugenden zu ſehen haben, die ſich in einer regelmäßigen geſetzten beſcheidenen Aufführung zeigen; und vor allen auf die Tugend, von welcher wir ſchon ſo viel geſagt haben, — auf Rechtſchaffenheit. Tapferkeit und hoher Geiſt kommen hier weniger in Betrachtung. Dieſe ſind bey nicht ganz vollkommenen Leuten gemeiniglich mit heftigen Leidenſchaften, und alſo mit Ausſchweifungen verbunden: dahingegen jene Eigenſchaften mehr den guten und liebenswürdigen Mann bilden.

In Abſicht des zweyten Beſtimmungsgrundes, — der Geſinnungen der Perſonen gegen uns, — iſt die erſte Regel: denen am meiſten zu dienen, die uns am meiſten ergeben ſind. Nur müſſen wir nicht die Liebe der andern, wie oft

junge Leute thun, nach gewiſſen Aeußerungen einer heißen Zärtlichkeit, ſondern nach den Beweiſen einer ſtandhaften und gegründeten Zuneigung abmeſſen. Zweytens, Perſonen, die ſchon Verdienſte um uns haben; denen nicht Gefälligkeiten erwieſen, ſondern vergolten werden ſollen, müſſen allen andern vorgezogen werden. Denn keine Verbindlichkeit iſt dringender, als die der Dankbarkeit. Wenn, nach dem Ausſpruch des Heſiodus, wir das, was uns geliehen worden, reichlicher gemeſſen wieder geben ſollen: auf welche Weiſe werden wir erſt Wohlthaten erwiedern müſſen? Ohne Zweifel ſo, wie ein fruchtbarer Boden den auf ihn ausgeſtreuten Saamen zurück giebt, — vervielfältigt. Denn, wenn wir bereitwillig genug ſind, denjenigen Dienſte zu leiſten, von denen wir Gutthaten hoffen: wie eifrig müſſen wir ſeyn, denen zu dienen, welche uns deren bereits erwieſen haben?

Von den beyden Arten der Freygebigkeit, da man entweder ſelbſt Wohlthaten ertheilt, oder empfangene erwiedert, iſt die erſte etwas freywilliges; — denn es ſteht bey uns, ob wir geben oder nicht geben wollen: die andere iſt eine unerläßliche Schuldigkeit; — wir müſſen das empfangene vergelten, wenn wir den Namen rechtſchafner Leute behalten wollen. Nur der Fall iſt ausgenommen, wo unſre Dankerweiſung einem dritten ſchaden würde.

Aber nicht alle Wohlthaten verpflichten in gleichem Grade zur Dankbarkeit. Ohne Zweifel ſind

wir demjenigen am meiſten ſchuldig, der uns das meiſte Gute gethan hat. Doch kömmt auch ſehr viel auf die Geſinnungen, die Abſicht, das Herz des Gebers an. Denn viele erweiſen ſich freygebig, durch ein bloßes Ohngefähr, ohne Beurtheilung und Wahl: entweder aus Schwäche, gegen jedermann; oder aus Leidenſchaft, gegen die, zu welchen ſie eine plözliche Aufwallung von Zuneigung, wie ein Windſtoß hintreibt. Wohlthaten, die aus dieſen Urſachen herrühren, verdienen ohne Zweifel nicht ſo viel Achtung, als die aus Ueberlegung, mit Wahl, und nach einem ſtandhaften Entſchluſſe erwieſen werden. Beyde Pflichten aber, ſowohl der Wohlthätigkeit als der Dankbarkeit, müſſen wir, wenn das übrige gleich iſt, denjenigen zuerſt abtragen, die unſre Hülfe am meiſten bedürfen: ſo ſehr dieſes auch dem gewöhnlichen Verfahren in der Welt zuwider iſt. Denn hier dient man niemanden eifriger, als dem der keine Dienſte bedarf, von dem ſich aber die meiſten hoffen laſſen.

16. Der dritte Grund der Wahl bey Austheilung der Wohlthaten, die Genauigkeit des Verhältniſſes, in welchem wir mit jemanden ſtehen, beſtimmt das Maaß unſrer Freygebigkeit am ſicherſten, und am vortheilhafteſten zur Erhaltung und zum Flor der Geſellſchaft. Wie vielerley aber die Verbindungen unter den Menſchen ſind, und woher ſie entſtehen, dieſe Frage muß ich nothwendig etwas genauer unterſuchen.

Das

Das erſte geſellſchaftliche Verhältniß iſt das, welches auf der Gemeinſchaft der menſchlichen Natur beruhet, und alſo unter dem ganzen menſchlichen Geſchlechte ſtatt findet. Das Band deſſelben iſt Vernunft und Sprache. Wo Menſchen mit einander reden, ſich ihre Gedanken mittheilen; fragen antworten, lernen belehren, widerlegen und vertheidigen; mit einem Worte gemeinſchaftlich denken können: da entſteht unter ihnen eine natürliche Art der Geſellſchaft. Keine Eigenſchaft unterſcheidet uns mehr von den Thieren als die Geſelligkeit. Vielen Gattungen derſelben ſchreiben wir Muth zu, als z. B. den Pferden, den Löwen; aber keiner, Gerechtigkeit, Billigkeit und Güte, die Grundlagen der Geſellſchaft, — weil dieſe ohne Vernunft und Sprache nicht beſtehen können.

Dieſe allgemeine Vereinigung der Menſchen als Menſchen mit einander, an welcher alle, vermöge ihrer Natur, Antheil haben, führt die Verbindlichkeit mit ſich, das was die Natur zum gemeinſchaftlichen Gebrauch aller hervorgebracht hat, in dieſer Gemeinſchaft zu laſſen. Und ob gleich die bürgerlichen Geſetze Ausnahmen darinn gemacht, und ein Privateigenthum eingeführt haben, welches für unverletzlich gehalten werden muß: ſo bleiben doch viele unter dieſem nicht begriffene Dinge übrig, die noch jetzt unter den Menſchen ſo angeſehen werden können, wie nach dem griechiſchen Sprüchwort unter Freunden alles ſeyn ſoll, —

allen gemein. Ennius nennt in folgender Stelle einige Dinge, die zu dieſer Claſſe gehören, aus welcher man leicht die gleichartigen, beurtheilen kann, die auch darunter begriffen ſind:

Wer einem Irrenden den Weg willfährig zeigt,
Gleicht dem, der durch ſein Licht ein andres angeſteckt;
Nicht minder leuchtet's ihm, ob es dieß gleich entzündet.

Dieſes einzelne Beyſpiel erklärt hinlänglich, was die allgemeine Regel ſey. Nämlich, alles, was ohne Verluſt von unſrer Seite, einem andern Vortheil bringen kann, müſſen wir einem jeden, auch einem Unbekannten gewähren. Hieraus fließen die bekannten faſt sprüchwörtlichen Vorſchriften: aus dem vorbey fließenden Waſſer zu ſchöpfen; Feuer von dem unſrigen anzuzünden; und unſern Rath einzuholen, muß jedem erlaubt ſeyn. Lauter Sachen, die dem nichts koſten, der ſie giebt, und dem viel nützen, der ſie erhält.

Aber weil die Kräfte jedes einzelnen Menſchen doch endlich ſind, die Zahl derer aber unendlich iſt, die ſolche Dienſte bedürfen: ſo muß dieſe allgemeine und ohne Unterſchied gegen jeden ſich äußernde Dienſtfertigkeit, doch mit der Einſchränkung des Ennius verſtanden werden: das Licht muß dem ſelbſt noch leuchten, der es dem andern angezündet. Wir müſſen dafür noch Mittel und Zeit übrig behalten, unſern nähern Freunden Gutes zu thun.

Es

Es giebt nämlich Stufen der Verbindung unter den Menſchen. Nach jener erſten unendlich weiten zwiſchen allen Menſchen, iſt eine nähere unter Leuten von einerley Nation, die eine gemeinſchaftliche Abſtammung und Sprache haben, welche letztre das vornehmſte Mittel des Umgangs und der Geſelligkeit iſt. Eine noch genauere iſt unter den Einwohnern einer Stadt, und Gliedern deſſelben gemeinen Weſens. Wie viele Güter haben dieſe nicht, die ſie gemeinſchaftlich genießen! Durch wie viel Bande ſind ſie nicht mit einander verknüpft! Einerley öffentliche Plätze zu ihren Gewerben; gemeinſchaftliche Tempel zu ihrem Gottesdienſte; dieſelben Spatziergänge, Wege, Geſetze, Richterſtühle; gleiche Stimmrechte in den Verſammlungen. Außerdem ſind ſie mit einander durch die Gewohnheit ſich zu ſehen, und den beſtändigen Umgang verbunden: jeder iſt mit vielen bekannt, mit einigen Freund; und ſteht durch Geld- und andre Geſchäfte in mannichfaltigen Verhältniſſen mit ſeinen Mitbürgern. 17.

Ein noch engeres Band iſt das zwiſchen Blutsfreunden. Aus dem ungeheuer großen Bezirke des menſchlichen Geſchlechts, zieht ſich dieſe Geſellſchaft nun ſchon in einen ganz engen Kreis zuſammen. — Da nämlich der Trieb zur Fortpflanzung der erſte und allgemeinſte aller Thiergattungen iſt: ſo iſt auch die erſte und urſprünglichſte Geſellſchaft der Menſchen, die Ehe. Aus dieſer entſteht die zweyte zwiſchen Aeltern und Kindern. Beyde zuſammen ma-

chen die Familie aus, innerhalb welcher alle Güter gemein ſeyn ſollen. Die häusliche Geſellſchaft iſt die Grundlage zur bürgerlichen; und die Familien ſind die Pflanzſchulen der Staaten. Die älterliche Verbindung bringt zuerſt die unter Geſchwiſtern hervor; dann folgt die unter Geſchwiſterkindern. Wenn dieſe Ein Haus nicht mehr faſſen kann: ſo werden ſie, wie Colonien, in neue ausgeſandt. Durch die Verheyrathung dieſer jungen Geſchlechter entſtehen wieder neue Verwandſchaften: und ſo wird nach und nach die häusliche Geſellſchaft erweitert; der erſte Stamm breitet ſich durch die Fortpflanzung immer weiter aus, bis daraus endlich ein Staat erwächſt.

Dieſe Blutsverwandſchaft aber, verbindet die Menſchen ſowohl durch eine angebohrne Zuneigung, als durch das gemeinſchaftliche Intereſſe. Es hat eine große Gewalt über die menſchlichen Gemüther, ſich derſelben Vorfahren in gemeinſchaftlichen Denkmälern erinnern zu können; an einerley Familienfeſten Theil zu nehmen; in denſelben Grabmälern die Seinigen zu beerdigen.

Aber unter allen Banden, welche Menſchen mit einander verknüpfen, iſt keines edler, keines feſter, als das, welches zwey verſtändige rechtſchaffene, in ihrer Denkungsart ähnliche Männer, durch vertrauten Umgang zuſammen hält. Der vornehmſte Grund dieſer Verbindung iſt das, was uns bisher ſchon ſo lange beſchäftigt hat, die Tugend oder die

innere

innere moraliſche Güte. Dieſe iſt dazu gemacht, uns, wo wir ſie nur finden, an ſich zu ziehen, und unſre Hochachtung und Liebe für den zu gewinnen, der ſie beſitzt. Und obgleich jede Art der Tugend dieſe Wirkung äußert: ſo thut es doch Gerechtigkeit und Menſchenliebe am meiſten.

Wenn nun zu dieſen an ſich ſchäzbaren Eigenſchaften der Seele, noch von beyden Seiten, Aehnlichkeit des Temperaments, der Denkungsart, der Neigung, hinzukömmt: ſo iſt nichts, was die Zuneigung ſolcher Menſchen an Innigkeit, die Verbindung derſelben an Feſtigkeit, übertreffen ſollte. Denn da ſie einerley Entzwecke, einerley Lieblingsbeſchäftigungen haben: ſo muß jeder an dem Umgange des andern Vergnügen finden, als in dem Umgange eines zweyten Selbſt. Und daraus entſteht das, was Pythagoras in der Freundſchaft verlangt, daß aus zwey Perſonen nur Eine wird.

Ein andres großes Verbindungsmittel der Menſchen liegt in geleiſteten und empfangenen Dienſten. Wenn dieſe gegenſeitig ſind; und von beyden Theilen mit gleicher Erkenntlichkeit angenommen worden: ſo können ſie eine ſehr dauerhafte Freundſchaft ſtiften.

Wenn man aber alle Arten von geſellſchaftlichen Verbindungen unter den Menſchen durchgeht: ſo findet man keine von einer größern Wich-

tigkeit und Würde, keine von einem mächtigern Einfluſſe auf unſre Leidenſchaften, als die, welche einen Bürger mit dem Staate zuſammenknüpft, deſſen Glied er iſt. Wir lieben unſre Aeltern, unſre Kinder, unſre Verwandten: aber die Liebe zum Vaterlande, die alle dieſe einzelne Neigungen in ſich zuſammen faßt, hat auch die vereinigte Stärke von allen. Jeder rechtſchafne liebt daſſelbe ſo, daß er gerne ſein Leben hingiebt, wenn er ihm durch ſeinen Tod nützlich ſeyn kann. Welchen Grad von Abſcheu muß alſo wohl die widernatürliche Raſerey derjenigen verdienen, die ihr Vaterland durch die vorſetzlichſten Gewaltthätigkeiten zerrütten, und das Geſchäft ihres Lebens daraus machen, es zu Grunde zu richten.

Halten wir dieſe verſchiednen Verhältniſſe gegen einander, um zu beſtimmen, welches uns die größten Verbindlichkeiten auferlegt, welches die meiſten Pflichten von uns fordert: ſo finden wir, daß das Vaterland den erſten, unſre Aeltern den zweyten Rang behaupten; beyde als unſre erſten und größten Wohlthäter. Auf dieſe folgen unmittelbar unſre Kinder, und unſre Familie: weil dieſe auf uns als ihren einzigen Schutz und Verſorger ſehen, und von niemanden ſonſt Unterhalt und Sicherheit erwarten können. Nach dieſen kommen liebreiche und verträgliche Verwandten, mit welchen wir größtentheils auch ein gemeinſchaftliches Intereſſe, und gleiche Glücksumſtände haben.

Unſern

Unſern Beytrag nun zu den Bedürfniſſen des Lebens und dem äußern Wohlſtande ſind wir am meiſten denjenigen ſchuldig, die ich jetzo genannt habe; die Anwendung unſrer Zeit hingegen, unſern Umgang, unſre Rathſchläge, unſre Geſpräche, unſre Ermahnungen, auch zuweilen unſern Tadel, ſind wir mehr unſern Gemüthsfreunden ſchuldig; — ich meyne denjenigen, die nicht durch das Blut, ſondern durch Gleichheit der Neigungen mit uns verbunden ſind.

Nämlich, bey der Vertheilung unſrer Dienſte, 18. unter die verſchiednen Perſonen, die darauf Anſpruch machen, müſſen wir vornehmlich erwägen, was jede am meiſten bedarf, was jede am wenigſten ohne uns erlangen kann. Daher wir nicht ohne allen Umſtänden, demjenigen den Vorzug geben dürfen, deſſen Verbindung mit uns die genaueſte und herzlichſte iſt. Es giebt gewiſſe Dienſtleiſtungen, zu denen wir in einer entfernten Art von Verbindungen ſtärker verpflichtet ſind, als in einer andern, die näher iſt. Wir werden einem Nachbar eher in ſeiner Ernte helfen, als einem Bruder oder Freunde: aber wir werden gewiß für einen Bruder oder Freund eher vor Gericht erſcheinen, oder wenn wir ſelbſt Rechtsgelehrte ſind, eher ihren Proceß führen, als den Proceß eines Nachbars. Dieſe und dergleichen Verhältniſſe müſſen bey jeder Beſtimmung der Pflicht in einzelnen Fällen zu Rathe gezogen werden. Um nun auf alle dieſe kleinen Umſtände merken

zu

zu lernen: um das Gewicht, was ſie auf jeder Seite zuſetzen oder wegnehmen, gehörig zu beſtimmen; um als gute moraliſche Rechenmeiſter daraus die Summe zu ziehen, wieviel wir im Ganzen jedem Theile ſchuldig ſind: dazu ſind Uebung und Erfahrung nöthig. Denn ſo wie weder Aerzte, noch Feldherrn, noch Redner, bloß durch die Erlernung der Regeln ihrer Kunſt, in der Ausübung derſelben groß werden können; ſondern noch jenes beydes, Uebung und Erfahrung, zu Hülfe nehmen müſſen: ſo laſſen ſich zwar auch für ein pflichtmäßiges Betragen Regeln vorſchreiben, wie ich jetzt ſelbſt thue; aber um Meiſter in der Tugend zu werden, der größten und ſchwerſten Kunſt des Menſchen, muß noch Fertigkeit hinzukommen, die nur eine Folge oft wiederholter Handlungen ſeyn kann.

Das bisher geſagte wird, glaube ich, hinlänglich ſeyn, zu zeigen, wie aus der Natur und den Rechten der menſchlichen Geſellſchaft, die zweyte Art des moraliſch Guten folge, und wie aus dieſer die einzelnen Pflichten hergeleitet werden.

C. Pflichten, die die Tapferkeit und Großmuth zum Grunde haben.

Unter den vier Hauptzügen, aus welchen wir den tugendhaften Character zuſammengeſetzt haben, iſt einer der am meiſten auch in den Augen des großen Haufen glänzt. Das iſt der Muth; — ein beherzter, über die Zufälle und Gefahren des menſchlichen Lebens ſich erhebender Geiſt. Daher es die allgemeine Sprache der Verachtung iſt, dem, welchen

chen wir erniedrigen wollen, Feigheit Schuld zu geben; und ungefähr dasjenige zu ſagen, was folgende Verſe ausdrucken:

„Ihr ſeyd zwar junge Männer, aber weibiſch
„Iſt euer Herz: — Hier ſeht ein männliches
Weib *).

oder dieſer andre:

Gieb die Waffenbeute,
Gieb, Weichling, ohne Schweiß und Blut ſie her.

Im Gegentheil ſind mir bey dem Lobe niemals beredter, als wenn es Handlungen betrift, die einen hohen Geiſt, einen auſſerordentlichen Muth verrathen. Daher ſind die Schlachten von Marathon, Salamis, Plataa, Thermopylä, Leuctrå, ein ſo reiches Feld für die Redekunſt geworden. Daher ſind Cocles, die Decier, die beyden Scipionen Cnäus und Publius, und Marcellus immer in unſerm Munde; daher haben unzählige andre ihren Namen und ihren Ruhm; daher hat das römiſche Volk ſelbſt den ſeinigen erhalten, als welches ſich von andern Nationen am meiſten durch eine gewiſſe Hoheit des Geiſtes, und einen ſtandhaften Muth auszeichnet. Beſonders iſt die Tapferkeit im Kriege, von jeher, die am meiſten geſchätzte Tugend unſrer Nation geweſen: welches ſelbſt der militäriſche Ornat beweiſt, mit

*) Ohne Zweifel die Clelia.

mit dem alle alten Bildſäulen unſrer großen Männer bekleidet ſind.

19. Aber dieſe Stärke der Seele, die ſich in Uebernehmung von Gefahren, und Ertragung großer Beſchwerden äußert, wenn ſie nicht mit Gerechtigkeit verbunden iſt; wenn ſie nicht für das gemeine Beſte, ſondern für eigne Vortheile ſtreitet: iſt nicht mehr Tugend; — iſt oft mehr eine Unterdrückung aller menſchlichen Empfindungen, als eine Erhöhung der menſchlichen Kräfte. Es iſt eine richtige Erklärung, welche die Stoiker von der Tapferkeit geben, daß ſie die für die Gerechtigkeit ſtreitende Tugend ſey. Wer demnach den Ruf eines herzhaften Mannes bey Unternehmungen der Liſt oder der Gewaltthätigkeit erhalten hat, hat keinen wahren Ruhm erworben. Denn nichts kann ruhmwürdig ſeyn, was unrechtmäßig iſt. Vortreflich ſagt Plato: „So wie Scharfſinn und Kenntniſſe ohne „Rechtſchaffenheit, Liſt nicht Weisheit heiſ„ſen: ſo verdient der Muth der den Gefah„ren trotzt, wenn er nicht durch gemeinnützi„ge Abſichten, ſondern durch eigennützige „Leidenſchaften, angeflammt wird, mehr den „Namen des Frevels als der Tapferkeit.“ Es iſt deswegen der natürliche Wunſch, und die allgemeine Erwartung, daß Männer, die edel, groß, unerſchrocken gehandelt haben, auch in ihren Sitten einfach, in ihren Reden wahrheitsliebend, in ihren Handlungen redlich und ohne Falſch ſeyn mögen: lauter Züge aus dem Bilde des gerechten Mannes!

Aber

Aber unglücklicher Weiſe, iſt mit dieſer Erhabenheit der Seele, faſt immer der Geiſt der Widerſetzlichkeit und Herrſchſucht verbunden. Und was Plato von den Spartanern ſagt, daß ihr ganzer Character angeſteckt ſey von ihrer Begierde nach Eroberungen und Siegen: das gilt faſt von allen, die ſich durch einen hohen Geiſt und vorzüglichen Muth auszeichnen: ſie verlangen unter allen am meiſten, oder allein etwas zu gelten. Sobald man aber verlangt allen vorgezogen zu werden: ſo iſt es ſehr ſchwer, die Rechte der Gleichheit mit ſeinen Nebenmenſchen heilig zu halten, worinn doch das Weſen der Gerechtigkeit beſteht. Die Folge davon iſt, daß ſolche Perſonen, weder den Gründen noch den Rechten andrer nachgeben, und ſelbſt den öffentlichen Geſetzen ſich nicht unterwerfen wollen. In freyen Staaten werden ſie Häupter von Partheyen, und verderben das Volk, indem ſie ſich durch Beſtechungen Anhang zu erwerben ſuchen; alles in der Abſicht, ihre Macht und ihren Einfluß aufs höchſte zu treiben; alles aus der Begierde ſich lieber auf eine unrechtmäßige Weiſe über ihre Mitbürger zu erheben, als bey der Ausübung der Gerechtigkeit ihres Gleichen zu bleiben. Je ſchwerer es aber iſt, Hoheit des Characters mit Liebe der Gleichheit zu vereinigen: deſto vortreflicher iſt es auch. Denn Gerechtigkeit muß die Grundlage aller ruhmwürdigen Handlungen ſeyn.

Wahrhaftig tapfere und edelmüthige Männer ſind alſo nicht diejenigen, welche das Recht verle-

tzen, ſondern nur diejenigen, welche es vertheidigen; nicht die, welche angreifen, ſondern die, welche gegen ungerechte Angriffe ſchützen. Dieſer wahre und weiſe Edelmuth iſt aber nur bey Perſonen möglich, welche die Hoheit, wonach ſie vermöge ihres Characters ſtreben, in der Beſchaffenheit ihrer Handlungen ſelbſt, und nicht in dem Ruhme ſuchen, der daraus folgt; denen es genug iſt, die vorzüglichſten Menſchen zu ſeyn, wenn ſie auch nicht für die vornehmſten gehalten werden.

In der That kann der keinen Anſpruch auf den Titel eines großen Mannes machen, deſſen Werth in ſeinen eigenen Augen, nach dem Urtheile der Menge ſteigt und fällt. Indeß iſt es, wie ich geſagt habe, eben die Begierde nach Ruhm, welche die großbegabteſten edelmüthigſten Männer am leichteſten zu ungerechten Schritten verleitet. Dieß iſt eine von den ſchlüpfrigen Stellen auf der Bahn ihres Lebens. Denn es iſt eine ſeltne Erſcheinung, Leute zu ſehen, die ſich großen Gefahren bloß ſtellen und ſchwere Unternehmungen ausführen, ohne dafür den Ruhm als einen Lohn zu begehren.

20. Die Stärke und Größe der Seele aber, von welcher wir bisher im allgemeinen geredet haben, zeigt ſich, vornehmlich, in zwey Sachen: in Geſinnungen und in Thaten. Die Geſinnung iſt die Geringſchätzung aller äußern Dinge, die aus der feſten Ueberzeugung entſteht, daß nichts der Bewun-

derung,

derung, der Wünſche und der Beſtrebungen des Menſchen werth ſey, als innere Vollkommenheit ſeines Geiſtes, und Regelmäßigkeit ſeiner Handlungen; und daß weder Menſchen noch Unfälle fürchterlich genug ſeyn können, um ſein Gemüth in Unruhe ſetzen zu dürfen. Wenn nun jemand mit dieſen Geſinnungen, und durch dieſelben geſtärkt, Unternehmungen wagt und ausführt, die auf der einen Seite groß und nützlich, auf der andern ſchwer ſind; — große Anſtrengung erfordern, und großen Gefahren ausſetzen, es ſey des Lebens, es ſey der Güter die zum Leben gehören: ſo entſteht das zweyte, was den großen Mann ausmacht; — große Thaten. Unter dieſen beyden Stücken giebt das letztre, dieſer Tugend allen ihren Glanz, ihr Anſehen in der Welt, und ich ſetze auch noch hinzu, ihren Nutzen: aber das erſtre iſt die Quelle und die wirkende Urſache derſelben.

Die Geſinnungen nämlich, von denen wir geredet haben, erhöhen die Kraft der Seele, und ſetzen ſie über die Schwierigkeiten hinweg, die andre abſchrecken. Sie laſſen ſich aber ſelbſt unter zwey Hauptpunkte zuſammen faſſen: Schätzung der Tugend über alles; und Ruhe und Freyheit des Gemüths. Beydes gehört zum großen Geiſte: ſowohl, den Werth der Dinge kennen, und aus Einſicht in die Nichtigkeit der Güter, nach welchen die meiſten ſo eifrig ſtreben, ſie mit geſetztem und beharrlichem Muthe verachten; als auch das Unangeneh-

me, das im menſchlichen Leben vorkömmt, und das von mancherley Art iſt, ſo erdulden, daß weder das Gemüth ſeine Faſſung, noch das Betragen etwas von ſeiner Würde verliere. Es iſt aber ein Widerſpruch des Characters, wenn der, welcher ſich nicht durch Gefahren zur Kleinmuth hatte erniedrigen laſſen, ſich durch Scheingüter zur Lüſternheit verleiten läßt; oder wenn der, welcher dem Schmerz unüberwindlich geblieben war, von dem Vergnügen überwältiget wird. Nächſt dieſem iſt nichts ſo ſorgfältig zu verhüten, als die Geldbegierde. Denn keine Leidenſchaft zeigt von einem eingeſchränktern Kopf, und einem engern Herzen als der Geitz: nichts hingegen iſt ein ſtärkrer Beweis von Adel der Seele, und der Stärke tugendhafter Geſinnungen, als entweder gleichgültig gegen den Reichthum zu ſeyn, wenn man ihn nicht beſitzt, oder wenn man ihn beſitzt, ihn zu Wohlthaten und zum Beſten andrer anzuwenden. Der Ehrgeitz iſt eine andre Leidenſchaft, die der wahren Großmuth hinderlich iſt: vornehmlich weil ſie dem Menſchen die Freyheit raubt, für welche edeldenkende Männer alles aufopfern. — Ehren- und Befehlshaberſtellen machen alſo nicht die Größe aus, nach welcher der wirklich große Mann trachtet. Es giebt ſogar Fälle, wo er es für Pflicht hält ſie nicht anzunehmen, wenn ſie ihm angeboten werden, oder ſie niederzulegen, wenn er ſie bekleidet.

Zur Ruhe und Heiterkeit des Gemüths, dem zweyten Zuge in dem Character der Größe, gehört: daß

daß daſſelbe von Furcht, von heftigen Wünſchen, von Niedergeſchlagenheit, von ausgelaſſener Luſt und von Zorn gleich frey ſey; daß eine gewiſſe Stille und Sicherheit in demſelben herrſche; deren Folge immer Gleichheit und Würde des äußern Betragens iſt.

Dieſe Ruhe haben ſich viele durch Entfernung von öffentlichen Aemtern und Geſchäften, durch Einſamkeit und äußre Stille zu verſchaffen geſucht. Einige unter dieſen ſind Philoſophen von Range, die ihrer Wiſſenſchaft haben ungeſtört obliegen wollen. Andre ſind Leute von ſtrengen Sitten, und einer finſtern Gemüthsart, die mit den Menſchen, den Vornehmern ſowohl als den Geringern unzufrieden, den Umgang beyder geflohen haben. Noch andre haben ihr Leben in ländlicher Einſamkeit zugebracht, weil ſie an der Verwaltung ihrer Güter ihr vornehmſtes Vergnügen fanden. Alle dieſe ſuchten im Grunde, in ihrer Einſamkeit, was die Könige auf dem Throne, und die Ehrgeitzigen bey ihren Würden ſuchen: nämlich Sicherheit vor Mangel und Bedürfniß; Befreyung von Unterwürfigkeit; den Genuß der Freyheit, oder die Macht nach eigenem Gefallen zu leben.

Beyde alſo, ſowohl der, welcher in der Welt 21.
emporzuſteigen ſucht, als der, welcher ſich aus derſelben zurück zieht, haben einerley Endzweck: aber jeder glaubt ihn auf einem andern Wege zu erhalten; der eine, indem er ſeine Umſtände vergrößert,

erweitert; der andre, indem er mit geringen zufrieden iſt. Beyde haben in gewiſſer Maaße Recht. Nur auf dem Wege des ſtillen Privatlebens gelangt man ſicherer zu dieſem Ziele, und iſt andern weniger hinderlich; hingegen auf dem Wege der Ehre und der öffentlichen Geſchäfte iſt man dem menſchlichen Geſchlecht nützlicher, und erwirbt mehr Ruhm für ſich ſelbſt.

Ohne Zweifel muß demjenigen, der mit vorzüglichen Fähigkeiten begabt, ſich den Wiſſenſchaften ganz widmen will, erlaubt ſeyn, öffentliche Aemter nicht anzunehmen. Auch diejenigen werden Entſchuldigung verdienen, die ihrer ſchwachen Geſundheit, oder andrer wichtigen Hinderniſſe wegen an der Verwaltung der Geſchäfte keinen Theil nehmen, von der ſie die Ehre und die Vortheile andern überlaſſen. Wenn aber Perſonen, bey denen keine dieſer Urſachen ſtatt findet, ſich bloß darum dem Dienſt des Staats entziehen, weil, wie ſie vorgeben, ſie das geſchätzte Nichts der eiteln Ehre verachten: ſo glaube ich, daß ſie durch dieſe Geſinnung ſo wenig Lob verdienen, daß ſie ſich vielmehr einem gerechten Tadel ausſetzen. Denn daß ſie den Ruhm als etwas Eitles und Nichtiges anſehen, darinn urtheilen ſie ohne Zweifel richtig. Im Grunde aber ſcheinen ſie nur die Arbeiten und Beſchwerden der öffentlichen Aemter zu ſcheuen; beſonders die Feindſchaften, die ſie bey ihrer Verwaltung auf ſich laden, oder die vermeynte Demüthigung, der ſie ſich bey

der

der Bewerbung um dieſelben ausſetzen müßten, — vielleicht abgewieſen zu werden. Denn es giebt Perſonen die bey entgegengeſetzten Umſtänden, ſich nicht gleich bleiben; die allen Reitznngen der Wolluſt widerſtehen, und gegen den Schmerz ſchwach und feige ſind, die die Ehre verachten, und die Schande nicht ertragen können.

Wer alſo von der Natur die nöthigen Fähigkeiten, und vom Glück die erforderlichen Hülfsmittel zur Verwaltung öffentlicher Geſchäfte bekommen hat: der betrete ohne alles Bedenken, dieſe Laufbahn, und widme ſich dem Dienſte des Staats. Denn wie werden ſonſt Staaten regiert werden, oder wo wird der große Mann ſich zeigen können? Und wenn es darauf ankömmt, Erhabenheit der Seele, Geringſchätzung der äußern Vortheile, Ruhe und Feſtigkeit des Gemüths zu beweiſen: ſo findet dieſe in dem geſchäftigen Leben der Staatsmänner eben ſowohl ſtatt, als in dem eingezogenen Leben der Philoſophen. Ja vielleicht iſt ſie den erſten noch unentbehrlicher, wenn ſie bey verwickelten Umſtänden vor Aengſtlichkeit bewahrt, und kaltblütiger Ueberlegung, oder ſtandhafter Ausführung fähig bleiben ſollen. — Auch wird es dem Philoſophen viel leichter, dieſe Gemüthsfaſſung bey ſich zu erhalten, da ſeine Umſtände dem Glücke weniger Seiten bloß ſtellen, von welchen er verletzt werden kann; da ſeiner Bedürfniſſe weniger ſind; und da die Unfälle die ihm begegnen, ihn niemals ſo tief ſtürzen können,

nen. Und eben deswegen, weil nach der Natur der Sache, das Leben des Staatsmannes zu größeren Gemüthsbewegungen Anlaß giebt, und größere Unternehmungen fodert, als das Leben des ruhigen Gelehrten: eben deßwegen iſt es auch noch in einem höhern Grade Pflicht für den erſtern, das Gemüth über die äußern Zufälle zu erheben, und es von Unruhe und Aengſtlichkeit frey zu erhalten.

Bey dem Entſchluſſe aber ſich den Staatsgeſchäften zu widmen, hüte man ſich ja, bloß auf das Ehrenvolle dieſes Geſchäftes zu ſehen, und nicht zugleich ſeine eigene Kräfte und Hülfsmittel zu Rathe zu ziehen, ob ſie die Ausführung deſſelben möglich machen. Wobey zwey Abwege zu vermeiden ſind: der eine, daß uns nicht Kleinmuth und Trägheit des Geiſtes zu geſchwind an uns ſelbſt verzweifeln laſſen; der andre, daß uns nicht die Begierde nach dem Endzwecke ein zu großes Vertrauen zu unſern Mitteln einflöße. Bey dieſem aber wie bey allen andern Geſchäften, muß eine ſorgfältige Vorbereitung vor der Uebernehmung derſelben vorher gehen.

22. Ein hiebey allgemein herrſchendes Vorurtheil, daß kriegeriſche Unternehmungen, etwas Größres und Vorzüglicheres als die Geſchäfte der innern Staatsverwaltung ſind, müſſen wir auf alle Weiſe zu ſchwächen ſuchen. Krieg iſt von jeher die Lieblingsbeſchäftigung der Ehrgeitzigen geweſen, beſonders wenn ſie bey vorzüglichem Verſtande und

Muth,

Muth, zugleich Geſchicklichkeit und Neigung zu den militäriſchen Uebungen hatten. In der That aber ſind viele Verrichtungen des Cabinets von größern Schwierigkeiten und größern Folgen geweſen, als die Thaten im Felde. Themiſtokles verdient zwar den Ruhm, den er bey der Nachwelt erhalten hat: ſein Name iſt bekannter und glänzender, als der Name des Solons; und Salamin der Schauplatz ſeines herrlichſten Sieges, wird öftrer und mit größerm Lobe erwähnt, als die Errichtung des Areopagus, die Athen der Weisheit des Solons zu danken hatte. Demohnerachtet iſt wirklich dieſe letztre Verrichtung für eben ſo ruhmwürdig, und eben ſo groß zu halten, als die erſtre. Der Nutzen der einen ſchränkte ſich nur auf die damalige Zeit ein: der Nutzen der andern erſtreckt ſich auf die ganze Dauer der Republik; denn durch dieſe Rathsverſammlung werden die Geſetze und die Verfaſſungen der Athenienſer erhalten. Und vielleicht würde Themiſtokles nichts haben nennen können, wodurch er dem Areopagus; dieſer aber vieles, wodurch er dem Themiſtokles beygeſtanden. Denn der Krieg ſelbſt, der dem Themiſtokles die Gelegenheit gab, ſo herrliche Siege zu erfechten, wurde nach der Berathſchlagung und zufolge dem Entſchluſſe desjenigen Senats geführt, den Solon eingeſetzt hatte. Das nämliche läßt ſich vom Pauſanias und Lyſander ſagen. Ob es gleich ihren Thaten zugeſchrieben wird, daß die Lacedämonier die Obermacht in Griechenland erhielten, ſo ſind dieſelben doch mit Lykurgs Geſetzgebung auf keine Weiſe zu

vergleichen. Ja dieſe war ſelbſt die Urſache von jener Siegen, da ſie die Urſache von der Tapferkeit und dem Gehorſam der Kriegsheere war, durch welche ſie ſolche erhielten. Soll ich von meinen Zeitgenoſſen urtheilen: ſo habe ich niemals unter denen, die zur Zeit meiner Jugend blühten, den Skaurus dem Marius, noch unter denen, die mit mir zugleich in die Geſchäfte eingetreten, den Catulus dem Pompejus, nachſetzen können. Denn was helfen tapfere Arme im Felde, wenn nicht zu Hauſe weiſe Häupter ſind, die jene regieren?

Africanus, ſo ein auſſerordentlicher Menſch ſowohl als Feldherr er war, leiſtete demohnerachtet, durch die Zerſtörung von Numantia, ſeinem Vaterlande keinen gröſſern Dienſt, als ihm zu eben der Zeit Scipio Naſica, als Privatmann, durch die Hinwegſchaffung eines aufrühriſchen Bürgers des Tiberius Gracchus, leiſtete. Wiewohl dieſe letzte Handlung nicht mehr ganz zur friedlichen Staatsverwaltung gehört, ſondern ſchon etwas kriegeriſches an ſich hat, da Gewalt und Waffen dabey gebraucht worden. Doch geſchah es nach dem Entſchluſſe bürgerlicher Obrigkeiten, und ward ohne Kriegsheer ausgeführt.

Ja noch jetzt halte ich den Ausſpruch des Verſes für wahr, ſo ſehr er auch von Feinden und Uebelgeſinnten angegriffen worden:

Weicht ihr Waffen der Toga! dem Bürgerruhme du Lorbeer!

Denn,

Denn, ohne andrer Beyſpiele zu gedenken, war damals, da ich am Ruder des Staates war, nicht der Fall, daß die Waffen der Toga wichen? Niemals iſt der Staat in gröſſrer Gefahr, und zugleich in gröſſrer Ruhe geweſen. Aber durch kluge Maaßregeln, und durch eine ſchleunige und pünktliche Ausführung derſelben, fielen bald den kühnſten und entſchloſſenſten Aufrührern, die Waffen aus den Händen. Welche That im Kriege iſt je ſo groß geweſen; welcher Triumph iſt mit dieſem zu vergleichen? Denn bey dir, bey meinem Sohne, muß es mir erlaubt ſeyn, von dieſer Sache groß zu ſprechen, — bey dem, welcher der Erbe meines Ruhms und der Nachahmer meines Beyſpieles ſeyn ſoll. Wenigſtens hat Pompejus ſelbſt, deſſen auſſerordentliches kriegeriſches Verdienſt, ihn zu einem unverdächtigen Richter in dieſer Sache macht, dieß mir zugeſtanden; daß, (wie er ſich in Gegenwart vieler Zeugen ausdrückte,) er umſonſt ſeinen dritten Triumph würde erfochten haben, wenn er nicht den Ort von mir gerettet wieder gefunden hätte, wo er denſelben halten konnte. Es giebt alſo in der innern Staatsverwaltung, Handlungen eines nicht geringern Muths, als der in kriegeriſchen Auftritten bewieſen wird: eines Muths, der deſto höher geſchätzt werden muß, weil er mit einer mehr anhaltenden Bemühung, und einer gröſſern Geiſtesanſtrengung verbunden iſt.

Denn überhaupt, diejenige Vollkommenheit 23.
des Menſchen, die wir Gröſſe, Erhabenheit nennen,

hängt

hångt nicht von den Kråften des Kőrpers, ſondern des Geiſtes ab. Der Kőrper muß zwar geűbt werden, daß er zu Ausfűhrung der Geſchåfte geſchickt, gegen Beſchwerden abgehårtet, ein brauchbares Werkzeug der Seele ſeyn, und den Entſchlűſſen der Vernunft gehorchen kőnne. Aber das, was eigentlich dabey lobenswűrdig, was Tugend iſt, liegt ganz in der Seele, und in der Anwendung des Verſtandes zum Ueberlegen und Anordnen. Und hiedurch nűtzlich zu ſeyn, iſt denen eben ſowohl mőglich, welche die innere Regierung des Staates verwalten, als denen, welche die Kriege deſſelben fűhren. Wie oft ſind nicht durch die Rathſchlåge der erſtern, Kriege vermieden oder geendiget; zuweilen auch unternommen worden, wie z. B. der dritte puniſche Krieg nach dem Rath des Cato, deſſen Anſehen auch nach ſeinem Tode den Entſchluß des Senats beſtimmte.

In allen Streitigkeiten alſo muß man lieber zur Vernunft ſeine Zuflucht nehmen, die dieſelben durch Auseinanderſetzung ſchlichtet, als zur Tapferkeit, die ſie mit Gewalt entſcheidet. Nur muß man ſich hűten, dieſes mehr aus Feigheit zu thun, weil man den Krieg fűrchtet, als aus Ueberlegung, weil man die Vortheile des Friedens einſieht. Krieg muß niemals in einer andern Abſicht unternommen werden, als um den Frieden zu ſchűtzen und ſicher zu machen.

Das Weſen der Tapferkeit aber, die in demſelben nőthig iſt, beſteht in Gegenwart des Geiſtes.

Bey den mißlichſten Umſtänden ruhig bleiben, mitten in der Gefahr in keine Art von Verwirrung oder Betäubung gerathen, immer ſeine Beſonnenheit und den freyen Gebrauch ſeiner Vernunft behalten: das gehört zum Character des Mannes von Herz. Das andre eben ſo nöthige iſt ein Werk des großen Verſtandes: zukünftige Fälle vorausſehen; bey ſich feſtſetzen, was unter entgegenſtehenden Bedingungen geſchehen werde; beſchließen, was auf dieſen oder jenen Fall zu thun ſey; und es nie dazu kommen laſſen, daß man ſagen müſſe, das hätte ich nicht gedacht. Die Vereinigung beyder Sachen vollendet den Character des großen ſtarken Geiſtes, des auf ſeinen Verſtand und ſeine Ueberlegungen ſich verlaſſenden Mannes. Blind aber ins Treffen hineingehen, und unter dem Feinde herummetzeln, kann eben ſowohl von Wildheit und thieriſcher Wuth, als von Tapferkeit herrühren: obgleich wenn Noth und Umſtände es erfodern, auch der wahrhafte Tapfere ſeinen Arm und ſein Schwerd brauchen, und der Schande oder der Knechtſchaft den Tod vorziehen muß.

Keinen Entſchluß aber muß ein Feldherr mit mehr Vorſicht faſſen, als den, eroberte Städte zer- 24.
ſtören oder plündern zu laſſen, damit weder Grauſamkeit noch Uebereilung an demſelben Theil habe. Der große Mann unterſcheidet ſich auch da, wo er aufrühriſche oder abgefallene Städte zu züchtigen hat, indem er nur die Schuldigen ſtraft, die Einwohner im Ganzen verſchont; er unterſcheidet ſich, bey

ſeinen Siegen, wie bey ſeinen Niederlagen, durch die beſtändig gleiche Anhänglichkeit an Recht, Menſchlichkeit und Tugend.

Aber eben ſo, wie nach meiner obigen Bemerkung, in den Augen vieler Leute, kriegeriſche Thaten, vor bürgerlichen Verrichtungen den Vorzug haben: ſo giebt es andre, denen hitzige, raſche und verwegene Entſchlüſſe heldenmäßiger ſcheinen, als ruhige, wohl überlegte und behutſame. Nun müſſen wir zwar niemals einer Gefahr ausweichen, wenn wir dadurch in den Verdacht der Feigherzigkeit kommen könnten. Aber doch iſt auf der andern Seite, auch nichts thörichter, als Gefahren freywillig aufzuſuchen, wenn keine wichtige Urſache uns dazu verbindet. Zu gefährlichen Unternehmungen müſſen wir uns nur aus eben den Urſachen entſchließen, aus welchen die Aerzte verzweifelte Curen vornehmen. Wo die Krankheit leicht iſt, da brauchen dieſe nur gelinde und behutſame Mittel. Dann aber, wenn ſie ſchwer und beynah unheilbar wird, nehmen ſie auch zu heftigen Arzeneyen, zu zweyfelhaften und gefährlichen Curarten ihre Zuflucht. — Bey heiterem Wetter und ruhiger See, ſich Sturm wünſchen, iſt Unſinn: aber wenn der Sturm vorhanden iſt, alle Vorkehrungen gegen denſelben machen, das iſt Weisheit; beſonders alsdann, wenn die Vortheile, die man bey einem glücklichen Ausgange zu erwarten hat, viel größer ſind, als die Uebel, denen man ſich während der Zeit des Kampfes ausſetzt.

Wenn

Wenn man eine Unternehmung gefährlich nennt, ſo iſt ſie es entweder bloß für den Unternehmer oder für den Staat. Die Gefahr einer Privatperſon betrift entweder ihr Leben, oder ihre Ehre, und die Achtung bey ihren Mitbürgern. Wir müſſen weniger Bedenken tragen, Gefahren entgegen zu gehen, die uns allein, als ſolchen, die die ganze Geſellſchaft betreffen; wir müſſen bereitwilliger ſeyn, für unſre Ehre, als für irgend einen andern Vortheil, den Degen zu ziehen.

Es hat zu jeder Zeit Perſonen gegeben, die bereit geweſen ſind, Leben und Vermögen für ihr Vaterland aufzuopfern, und die doch zugleich nicht den geringſten Verluſt ihrer Ehre haben ertragen wollen, auch wenn das Beſte des Staats dieſes von ihnen heiſchte. So verderbte der lacedämoniſche Feldherr Callicratides, im peloponneſiſchen Kriege zuletzt alles, was er während des ganzen Feldzuges großes und nützliches ausgerichtet hatte, durch ſeine hartnäckige Weigerung dem Rathe derjenigen zu folgen, die ihn die Arginuſiſchen Inſeln mit der Flotte verlaſſen, und die Schlacht mit den Athenienſern vermeiden hießen. Alles was er demſelben entgegenſetzte, war: die Lacedämonier könnten, wenn ſie dieſe Flotte verlöhren, ſich leicht eine neue ſchaffen; er aber würde ſeine Ehre nie wieder herſtellen können, wenn er ſie durch die Flucht vor den Athenienſern eingebüßt hätte.

Doch

Doch der Stoß, den hier die Macht der Lacedämonier litt, war erträglich. Aber derjenige war tödtlich, den ihr der Ehrgeitz des Cleombrotus beybrachte, als er aus Furcht vor nachtheiligen Urtheilen, das ganze Glück ſeines Vaterlandes gegen den Epaminondas bey Leuctra aufs Spiel ſetzte und verlohr.

Wie weit war unſer Fabius Maximus über all dieſe hinweg!

„Ein Mann hat uns durch weiſes Zögern
„Gerettet; denn ihn kümmerte die Wohlfahrt
„Des Vaterlandes, mehr als Volksgeſchwätz.
„Dafür ſtrahlt nun des Helden Ruhm, je länger
„Je herrlicher.

Dieſer Fehler iſt im Rathe nicht weniger gemein, als im Felde. Viele geben ihre Stimme nicht für diejenige Parthey, welche ſie für die beſte halten, ſondern für die, mit welcher ſie am wenigſten anzuſtoßen glauben.

25. Alle die den Vorſatz oder die Hofnung haben, künftig einmal das Ruder des Staats zu führen, müſſen ſich zwey Regeln des Plato tief einprägen: die erſte, daß ſie bey allen ihren Verrichtungen, bloß das Beſte der Geſellſchaft, der ſie vorſtehen, nicht ihre eigene Vortheile zur Abſicht haben; die andre, daß ſie den ganzen Körper des Staats mit ihrer Fürſorge umfaſſen, nicht ein Glied deſſelben zum Nachtheil des andern begünſtigen müſſen.

Die Regierung iſt eine Vormundſchaft. Beyde ſind nicht eingeführt, um das Glück derjenigen zu machen, die ſie führen, ſondern das Glück derjenigen zu erhalten, die unter ihnen ſtehen.

Die zweyte Regel iſt eben ſo in der Natur der Sache gegründet. Die Regierung, die ſich nur Einer Claſſe von Bürgern annimmt, eine andre hinten anſetzt, ſtreuet den Saamen der gefährlichſten Krankheiten in einem Staate, der Zwietracht und des Partheygeiſtes, aus. Dieſe Gewohnheit, ſich nur für einen Theil ſeiner Mitbürger zu intereſſiren, macht, daß unter den Staatsleuten, einige ſich für Freunde des Volks, andre für Anhänger des Adels, die wenigſten für Freunde der ganzen Geſellſchaft erklären. Aus dieſer Quelle ſind in Athen ſoviel Unruhen, bey uns noch mehr als Unruhen, bürgerliche Kriege von den ſchrecklichſten Folgen entſtanden.

Der wahre Staatsmann alſo, der edle und große Bürger, der werth iſt an der Spitze der Geſellſchaft zu ſtehen, deren Mitglied er iſt, wird dieſe Abwege vermeiden. Er wird ſich ganz der Republik widmen, und ſeine Privatvortheile, Macht und Reichthum vergeſſen: er wird ſich aber auch dem ganzen Staate widmen, und für das Wohl aller ſeiner Glieder mit Unpartheylichkeit ſorgen. Er wird nicht ſeinen Gegnern, durch falſche Beſchuldigungen, den Haß des Volks aufzuladen ſuchen: er wird aber auch den Haß und die Feindſchaften an-

drer nicht fürchten, wenn er ſie ſich durch Beobachtung ſeiner Pflicht und der Gerechtigkeit zuzieht. Alles das wird er mit dem Eifer und einem ſo feſten Entſchluſſe thun, daß er lieber wird ſterben, als von dieſen Grundſätzen ablaſſen wollen.

Das größte Elend der Staatsleute, ihre größten Verſuchungen, entſtehen aus ihrer wetteifernden Begierde immer höher zu ſteigen; aus den Maaßregeln, die ſie nehmen müſſen, um dazu zu gelangen. Platos Vergleichung iſt vortreflich, wenn er ſagt: „diejenigen, welche ſich im Staate „über das Recht ihn zu regieren ſtreiten, ſeyen See„fahrern ähnlich, die ſich zanken, wer von ihnen „das Steuerruder führen ſolle.“ Ein andrer Ausſpruch eben dieſes Philoſophen iſt: „ein Staats„mann müſſe keine andre Gegner kennen, als die „Feinde des Staats; diejenigen aber nicht dafür „halten, die dem Staat auf eine andre Weiſe, als er „ſelbſt, geholfen wiſſen wollen.“ So dachten Africanus und Metellus. Ihre Meynungen in Abſicht der Regierung waren ſehr verſchieden, aber ihre Geſinnungen waren nie feindſelig.

Es iſt ein falſcher Grundſatz: wenn man haßt, müſſe man recht haſſen; es ſey der Character einer ſtarken und kraftvollen Seele, ein eben ſo erbitterter Feind, als ein brünſtiger Freund zu ſeyn. Im Gegentheil iſt keine Tugend überhaupt liebenswürdiger, keine insbeſondre mit dem Character des groſſen Geiſtes genauer verwandt, als Gelindigkeit,

Sanft=

Sanftmuth und Verſöhnlichkeit. Unter einem freyen Volke, und wo alle gleiche Rechte haben, iſt noch mehr als dieß dem Staatsmann nöthig: er muß auch in ſeinem Aeußern gefällig, in ſeinen Sitten leutſelig ſeyn; er muß auch ſeinen gerechten Verdruß zu unterdrücken oder zu verbergen wiſſen, um nicht, wenn ungelegene Beſuche oder unbeſcheidene Bitten ihn zu ſehr aufbrächten, den Character und den Ruf des mürriſchen Weſens zu bekommen, die beyde den Geſchäften eben ſo ſchädlich ſind, als ſie den Mann verhaßt machen.

Doch dieſe Gelindigkeit und Sanftmuth muß auch ihre Gränzen haben; ſie muß nicht die in der Handhabung der Geſetze nöthige Strenge verhindern, ohne welche keine Regierung möglich iſt. Alle Beſtrafung aber, ſie geſchehe durch Worte oder durch die That, muß nichts beſchimpfendes an ſich haben. Sie muß ferner nicht zum Nutzen des Strafenden, ſondern des gemeinen Weſens abzwecken. Noch ſind zwey Hauptſachen beym Strafen zu beobachten: die erſte, daß die Strafe der Schuld proportionirt; die andre, daß ſie in gleichen Fällen immer gleich ſey — nicht daſſelbe Verbrechen bey dem einen gar nicht gerügt, bey dem andern hart geahndet werde. Zu dem Ende muß man ſich hüten im Zorne zu ſtrafen. Denn mit einem aufgebrachten Gemüthe iſt es unmöglich, die glücklich Mitte zwiſchen dem zu Viel und dem zu Wenig, zu treffen, welche die Peripatetiker ſo ſehr beym Strafen, wie in allen andern Sa-

chen empfehlen. Dieſe ihre Regel iſt unſtreitig richtig: aber eine andre die ſie hinzuſetzen iſt es weniger, wenn ſie den Zorn für eine löbliche von der Natur uns zu unſern Beſtem eingepflanzte Leidenſchaft erklären. Nein! der Zorn muß aus allen unſern Geſchäften wegbleiben: und nichts iſt mehr zu wünſchen, als daß die, welche den Staat regieren, den Geſetzen ähnlich ſeyn mögen, die ohne des Zorns gegen den Verbrecher fähig zu ſeyn, doch dem Verbrecher die verdiente Strafe zuerkennen.

26. Eine andre Eigenſchaft des großen Mannes iſt es, bey glücklichen Umſtänden, und einem erwünſchten Fortgange ſeiner Unternehmungen, ſich vor Eitelkeit und Stolz, vor übergroßer Einbildung von ſich ſelbſt, und vor Verachtung andrer zu bewahren. Denn beydes — von ſeinem Glück oder von ſeinem Unglück, übermäßig heftig gerührt, durch das eine oder das andre aus ſeiner Faſſung gebracht werden: zeigt von gleicher Kleinheit und Schwäche des Geiſtes. Nichts hingegen erhebt den Menſchen mehr, als wenn er ſich in den verſchiedenen Auftritten ſeines Lebens immer gleich bleibt; wenn er unter allen Umſtänden dieſelbe heitere Stirne, denſelben ruhigen Blik zeigt, ſo wie uns die Geſchichte den Sokrates und den Lälius ſchildert.

Alexander hat ohne Zweifel größre Thaten gethan, ſich einen ausgebreitetern Ruhm erworben, als ſein Vater Philipp. Aber an den menſchlichern

Tu-

Tugenden, Gefälligkeit, Herablaſſung, Güte, iſt er weit hinter demſelben zurück geblieben. Daher hat auch der letztre immer groß, der erſtere, oft äußerſt ſchändlich gehandelt.

Es iſt alſo ein vernünftiger Rath, daß, je mehr wir über andre erhaben ſind, deſto mehr wir uns zu ihnen herablaſſen ſollen. Panätius erzählt vom Afrikanus ſeinem Freunde und ſeinem Schüler, daß er oft wiederholt habe: „So wie ein Pferd „durch das Getümmel häufiger Schlachten leicht „wild werde, und dann von neuem von Bereitern gebändigt werden müſſe, ehe es bequem gebraucht werden könne, ſo werde der Menſch „durch das Glück übermüthig und trotzig, und „müſſe, um ſich und andern wieder brauchbar „zu ſeyn, erſt in der Schule der Vernunft und „Wiſſenſchaft ſeine vorige Lenkſamkeit wieder bekommen, indem er die Nichtigkeit der menſchlichen Größe, und die Unbeſtändigkeit ſeines „Glücks einſehen lerne.“

Die Zeiten des Glücks ſind es auch, wo wir auf unſrer Freunde Rath am meiſten hören, und ihnen ſogar mehr Anſehen als ſonſt, bey uns einräumen müſſen. Auch müſſen wir uns alsdann vornehmlich vor den Schmeichlern hüten: ſie mögen uns nun durch das Lob das ſie unſern Handlungen, oder durch den Beyfall den ſie unſern Meynungen geben, zu beſtricken ſuchen. Niemals iſt die Verſuchung, in dieſe Schlinge zu

fallen, grӧßer als zu den Zeiten, wo es uns ſcheint, daß wir mit Recht gelobt werden kӧnnen. Aus dieſem einen Fehltritt entſtehen unzählige andre, wenn Leute aufgebläht durch die hohe Meynung, die ſie glauben andern von ſich beygebracht zu haben, ſich dem Betruge der Eigennützigen und dem Geſpӧtte der Uebelgeſinnten ausſetzen.

Aus allen dieſen werden wir den Schluß machen müſſen: daß zwar die Gelegenheit wahrhaft große Thaten zu thun, und ausnehmend große Geſinnungen zu zeigen, nur bey denen ſtatt finde, die am Ruder der Staaten ſitzen, weil dieſer ihre Verrichtungen die mannichfaltigſten und wichtigſten Gegenſtände umfaſſen, und auf die grӧßte Anzahl von Menſchen Einfluß haben; daß es aber auch im Privatſtande Leute von großem Geiſte geben kӧnne und gegeben habe, ſowohl unter denen, die ohne Ehrgeitz ſich in der Welt empor zu ſchwingen, ihren ganzen Fleiß auf die Bereicherung der Wiſſenſchaften gewandt, als auch unter denen, die zwiſchen Staatsmännern und Philoſophen gleichſam mitten inne, bloß an der Verwaltung ihrer Güter Vergnügen gefunden haben, — nicht um dieſelbe durch alle Arten von Mitteln zu vermehren, auch nicht ſie, allein, mit Ausſchließung der Ihrigen, zu genießen, ſondern um davon im Falle der Noth ihren Freunden und ihrem Vaterlande mittheilen zu kӧnnen. Soll dieſe Verwaltung mit Edelmuth beſtehen: ſo muß das Vermӧgen erſtlich rechtmäßig erworben ſeyn; — durch kein Gewerbe das unerlaubt oder das verhaßt

LB Coburg

haßt iſt. Zweytens muß es möglichſt vielen, aber würdigen Perſonen, nützlich geworden ſeyn. Drittens müſſen Sparſamkeit, Fleiß und Vernunft die einzigen Mittel ſeyn, es zu vermehren. Endlich muß es ſeinem Beſitzer weniger zum Werkzeuge ſeiner Lüſte und ſeiner Eitelkeit, als ſeiner Freygebigkeit und Wohlthätigkeit dienen. Bey Beobachtung dieſer Vorſchriften iſt es möglich, eine edle große männliche Aufführung, mit einer einfältigen redlichen und menſchenfreundlichen zu verbinden.

27. D. Pflichten, die aus der Mäßigung entſtehen, und zum Anſtande führen.

Es iſt noch ein Theil des tugendhaften Characters zu unterſuchen übrig: derjenige, der allen unſern Handlungen Maaß und Ziel ſetzt, alle Gemüthsbewegungen innerhalb beſtimmter Schranken hält; und alſo Mäßigung, Beſcheidenheit, und inſonderheit den Wohlſtand (der gleichſam das äußre Kleid der Tugend iſt) hervor bringt. Unter dieſen Artikel gehört das, was wir das Anſtändige, das Schickliche, die Griechen πρέπον nennen. Seiner Natur nach iſt daſſelbe vom moraliſch Guten unzertrennlich. — Denn alles was anſtändig ſeyn ſoll, muß in ſich gut und löblich ſeyn: und alles was gut iſt, wird von ſelbſt anſtändig ſcheinen. — Aber es iſt doch mit demſelben nicht einerley: nur der Unterſchied iſt ſo fein, daß er ſich beſſer empfinden als ausdrücken läßt. So viel ſehen wir, daß der Anſtand gleichſam der Schein der Tugend iſt; daß er im Aeußern alsdann ſich zeigt, wenn im Innern das Gute, das Vollkommene vorher gegangen.

Daher iſt das Anſtåndige nicht bloß auf den Zweig der Tugend eingeſchrånkt von welchem wir jetzo reden: ſondern es iſt dem ganzen Stamme eigen. Jede der drey vorhergenannten Arten des moraliſch Guten hat ihr Anſtåndiges, welches daſſelbe begleitet. So iſt es anſtåndig, vernůnftig zu denken und zu reden, ůberlegt zu handeln, und in allen Dingen Wahrheit zu ſuchen und zu behaupten. Hingegen hat der Irrthum, die Unwiſſenheit, die Leichtglåubigkeit, die Uebereilung, eben ſo gewiß etwas Uebelſtehendes, als es der Wahnwitz und die Blödſinnigkeit haben. Auf gleiche Weiſe ſind alle gerechte Handlungen auch anſtåndige Handlungen; die Ungerechtigkeit aber iſt eben ſo unanſtåndig, als ſie unerlaubt iſt. Mit der Tugend der Tapferkeit hat es dieſelbe Bewandniß. Alles, was mit Muth und Entſchloſſenheit geſchieht, geſchieht immer mit Anſtand, und der Wůrde eines Mannes gemåß. Das Gegentheil macht einen Uebelſtand im åußern Betragen, ſo wie es einen Schandflecken im Character macht.

Es iſt alſo das Anſtåndige eine Eigenſchaft jeder Tugend: aber eine ſolche Eigenſchaft, die nicht in ihrem innern Weſen verborgen, ſondern gleichſam auf ihrer Oberflåche liegt, und jedermann in die Augen fållt. Anſtand verhålt ſich gegen die Tugend ohngefåhr ſo, wie ſich die Schönheit zur Geſundheit und zum richtigen Bau des Körpers verhålt. Es låßt ſich beydes in Gedanken von einander abſondern, aber es iſt in der Natur nicht von einander zu trennen.

Es giebt ein doppeltes Anſtändiges: ein allgemeines, von welchem wir jetzo geredet haben, welches zu allen Tugenden gehört; und ein beſonderes, das unter dem erſtern, wie die Art unter der Gattung ſteht, und welches ſich nur auf den beſondern Zweig der Tugend bezieht, von welchem wir jetzt eben handeln ſollen. Man erklärt den Gattungsbegriff ſo: Anſtändig im Allgemeinen ſey, was mit der Natur des Menſchen, inſofern dieſelbe ſich von der Natur der Thiere unterſcheidet, übereinſtimmt. Die Art erklärt man ſo: Anſtändig in einer eingeſchränkten Bedeutung ſey, was mit der Natur durch Beſtimmung ſeines Maaßes und ſeiner Schranken übereinſtimmt, und zugleich ein gefälliges Anſehen hat.

Daß dieß der wahre Sinn des Worts iſt, erhellet unter andern auch, aus dem Gebrauch den 28.
die Dichter davon machen, wenn ſie die Beobachtung des Schicklichen als eine Hauptregel ihrer Kunſt angeben, wovon an einem andern Orte weitläuftiger gehandelt wird. Wir ſagen nämlich, daß ein Dichter das Anſtändige beobachte, wenn er jede ſeiner Perſonen ſo reden, ſo handeln läßt, wie es dem einmal angenommenen Character derſelben gemäß iſt. Wenn er z. E. dem Minos oder dem Aeakus folgende Worte in den Mund legte:

„Wenn ſie nur fürchten, haſſen mögen ſie!“

oder:

„Der Vater ſelbſt wird ſeiner Kinder Grab.“

ſo würde es allgemeines Mißfallen erregen, denn die Geſchichte ſtellt uns dieſe Perſonen als gerechte Regenten vor. Wenn aber Atreus eben dieſes ſagt: ſo wird geklatſcht, denn die Rede iſt dem Character gemäß.

Zwiſchen dem Anſtändigen in der Poeſie aber, und dem Anſtändigen des Lebens iſt dieſer Unterſchied: daß die Dichter das ihrige nur nach dem angenommenen Character beurtheilen, den die Fabel oder die Geſchichte ihren Perſonen zuſchreibt; wir aber das unſrige nach dem wahren Character beurtheilen müſſen, den uns die Natur beygelegt hat, — einem Character von hoher Würde, und der uns weit über alle andre Geſchöpfe erhebt. Jene, die unter den Perſonen der Bühne ſowohl böſe als gute finden, müſſen das Schickliche für beyde aufſuchen. Wir aber haben von der Natur alle nur Eine Rolle zu ſpielen bekommen, — die Rolle geſetzter, ordentlicher, mäßiger, wohlgeſitteter Menſchen. Da nun außerdem eben dieſe Natur, uns gegen das Urtheil andrer, und den Eindruck unſers Betragens auf ſie empfindlich gemacht hat: ſo ſehen wir, wie beyde Arten des Anſtändigen in der Natur ihren Grund haben, ſowohl das allgemeine, das mit jeder Tugend verbundene, — weil jede Tugend mit der Natur übereinſtimmt; als das beſondere, welches ſich auf die guten Sitten bezieht, — weil die Achtung für die Urtheile der Menſchen uns natürlich iſt.

So

So wie das Vergnügen, das wir au Schönheit des Körpers finden, vornehmlich aus dem richtigen Maaße jedes Theils, und aus der Proportion aller entſteht: ſo beruht der Beyfall, den wir dem Anſtändigen in der Aufführung geben, vornehmlich auf Mäßigung, Ordnuug und Uebereinſtimmung, in allen unſern Reden und Handlungen. Ein Mittel hiezu iſt, wenn wir für andre Menſchen eine gewiſſe Achtung tragen: für die beſſern mehr; aber einige auch für den großen Haufen. Unbekümmert ſeyn, was andre von uns denken, zeugt nicht nur von Stolz, ſondern von einem rohen und ungebildeten Gemüthe.

Dieſe Achtung äußert ſich auf eine andre Art in der Ausübung der Gerechtigkeit, auf eine andre in der Beobachtung des Wohlſtandes. Die Gerechtigkeit macht, daß wir niemanden beleidigen: der Wohlſtand, daß wir niemanden anſtößig werden, Und dieſes letztre iſt die eigentliche Wirkung des Schicklichen. Nach dieſen Erläuterungen wird es, glaube ich, deutlich ſeyn, was dieſes Wort und dieſer Begriff in ſich ſchließt.

Die Hauptpflicht, die aus demſelben hergeleitet wird, iſt die, der Natur getreu zu bleiben. Wenn wir dieſer Führerin folgen, ſo werden wir nirgends den Weg der Tugend verfehlen. Von ihr werden wir zur Anbauung und Bereicherung unſers Verſtandes, von ihr zur Beobachtung der geſelligen Pflichten, von ihr endlich zur Mannheit und Feſtigkeit

ſtigkeit des Characters angeleitet werden. Aber ganz vorzüglich werden wir durch ſie, und durch ſie allein zu dem Anſtändigen in Character und Betragen gelangen, wovon wir jetzo reden. Denn nicht nur die Bewegungen des Körpers werden dadurch ſchön, daß ſie dem Baue deſſelben genau anpaſſen: ſondern auch alle Aeußerungen der Seele werden dadurch angenehm, daß ſie mit der Natur und der Anlage der Seele übereinſtimmen.

Es giebt aber zwey Kräfte in der menſchlichen Seele. Die eine iſt die Begehrungskraft, die die Griechen ὁρμὴν nennen — der Grund unſrer Thätigkeit, das Triebrad, welches uns zu dem einen Gegenſtande hintreibt, von dem andern entfernt. Die zweyte iſt die Vorſtellungskraft, oder der Verſtand, durch welche wir Erkenntniſſe erlangen und mittheilen: ſowohl alle überhaupt, als insbeſondre diejenigen, die ſich auf unſer Thun und Laſſen beziehen. Von dieſen beyden Kräften iſt der Verſtand beſtimmt zu befehlen, die Begierde, zu gehorchen.

29. Jede Handlung alſo, wenn ſie mit den Geſetzen der geiſtigen Natur übereinſtimmen ſoll, muß weder aus einem blinden Triebe entſtanden ſeyn, noch mit Unbeſonnenheit verrichtet werden, — oder mit andern Worten, von jeder Handlung, die man thut, muß man vernünftige Gründe anzugeben wiſſen. Dieß ſtimmt mit der Erklärung überein, die die Stoiker von der Pflicht geben. Dazu iſt nöthig, daß die Begierden der Vernunft

gehor=

gehorchen lernen; nicht aus Hitze ihr zuvoreilen, nicht aus Trägheit oder Feigheit, wenn ſie befiehlt, zurück bleiben: ſondern ruhig nach dem Winke derſelben wirken, und das Gemüth von aller Umwölkung frey laſſen. Hieraus erwächſt in der äußern Aufführung, das geſetzte, ſtandhafte, gelaſſene Weſen, welches wir ſuchen. Denn ſobald die Begierden aus dieſen Schranken treten; ſobald ſie im Verlangen oder Verabſcheuen ungeſtüm und ausſchweifend werden, ohne ſich von der Vernunft mehr zurück halten zu laſſen: ſobald widerſtreben ſie den Geſetzen der Natur, — denn ſie zerſtören die von ihr gemachte Unterordnung der Kräfte; ſie unterdrücken die Vernunft, von der ſie beſtimmt waren regiert zu werden. Und dieß iſt es, was alsdann ſowohl die Seele als den Körper, und ſelbſt die Geſtalt des Menſchen zerrüttet. Man ſehe nur das Aeußere der Perſonen an, die entweder von Zorn entbrannt, oder von Begierde lüſtern, oder von Furcht betäubt, oder von unmäßiger Luſt trunken ſind. Stimme, Mienen, Geberden, Gang, Stellung, alles iſt an ihnen verändert. Iſt dieſes nicht ein Beweis, (um wieder auf unſre Pflicht zurück zu kommen,) daß, um den wahren menſchlichen Anſtand in unſrer Aufführung zu erhalten, wir unſre Affecten bändigen, unſre Begierden einſchränken, und unſre Vernunft ſtets wachſam und thätig erhalten müſſen: um nichts ohne Grund in der Wahl, ohne Ueberlegung und Sorgfalt in der Ausführung zu thun?

Wir ſind von der Natur nicht bloß zum Scherz, und zum Zeitvertreibe in die Welt geſetzt worden. Unſre Beſtimmung iſt ernſthaft; unſre Geſchäfte ſind groß und wichtig. Scherz und Zeitvertreibe ſind uns zwar erlaubt: aber nur wie der Schlaf, alsdann, wenn wir unſer Tagewerk geendigt haben. Ueberdieß müſſen die Scherze ſelbſt weder ausgelaſſen noch unartig, ſondern geſittet und fein ſeyn. Denn ſo wie wir unſern Kindern nicht alle Arten von Spielen verſtatten, ſondern nur diejenigen, die mit einer guten Aufführung beſtehen können: ſo müſſen auch in unſern männlichen Zeitvertreiben, immer einige Stralen von geſundem Verſtande, und einem guten Herzen hervorleuchten.

Es giebt überhaupt zwey Arten zu ſcherzen. Die eine begreift die pöbelhaften, ausgelaſſenen, frechen, lüderlichen, ſchmutzigen Scherze. Die andre, die geſitteten, feinen, witzigen, worinn guter Geſchmack und Lebensart herrſchen. Beyſpiele der letztern findet man nicht nur in unſerm Plautus und in der alten Comödie der Athenienſer, ſondern ſelbſt in den Werken der Sokratiſchen Philoſophen, in Menge. Viele gute Einfälle haben ſich auch aus dem wirklichen geſellſchaftlichen Umgange erhalten: dergleichen diejenigen ſind, von denen Cato eine Sammlung unter dem Titel *Apophthegmata* gemacht hat. Die Merkmaale, wodurch ſich der geſittete Scherz von dem pöbelhaften unterſcheidet, ſind leicht zu finden. Der eine iſt immer paſſend zu der Gelegenheit bey welcher

welcher er geſagt wird; entſteht aus der Fröhlichkeit des Gemüths, und erniedrigt den Character niemals: der andre braucht ſchmutzige Worte, um ſchändliche Ideen auszudrücken; und iſt mehr die Wirkung einer niedrigen Erziehung und Denkungsart, als der Ausbruch des Vergnügens. Aber auch in einer erlaubten und anſtändigen Luſt müſſen wir Maaß halten, nicht alles thun, nicht alles ſagen, was uns in ſolchen Augenblicken einfällt: und am meiſten uns hüten, nicht vom Vergnügen berauſcht, uns auch Unanſtändigkeiten zu erlauben. Die körperliche Uebungen auf dem Marsfelde, und die Jagd, ſind Beyſpiele erlaubter Zeitvertreibe.

Zur Beobachtung dieſer Pflicht aber, ſo wie 30.
aller andern, iſt es ein großes Hülfsmittel, ſich die Vorſtellung von der Würde des Menſchen, und ſeinem über die Thiere erhabenem Range, gegenwärtig zu erhalten. Dieſe haben keine Empfindung als für die ſinnliche Luſt; ihr einziger und eben deßwegen ungeſtümer Trieb iſt, dieſe zu ſuchen. Der Menſch hingegen kennt auch die Bedürfniſſe des Geiſtes, er verlangt Nahrung für ſeinen Verſtand, wie für ſeinen Körper; und da er dieſe nur findet, indem er ſelbſt denkt, oder indem er andrer Gedanken ſich zu eigen macht: ſo hat er einen beſtändigen Trieb, entweder ſelbſt zu arbeiten und zu unterſuchen, oder etwas von andern zu hören, zu ſehen, zu erfahren, was ihn mit neuen Vorſtellungen bereichere. Ja ſelbſt bey denjenigen Menſchen, bey welchen die Sinnlich-

lichkeit herrſchender iſt, wenn ſie nur nicht zu den ganz viehiſchen Wollüſtlingen gehören, (denn gewiſſe Menſchen ſind es nur dem Namen und der Geſtalt nach,) wenn ſie nur noch einige Empfindung von Ehrbegierde haben: wird ſich die grobe Sinnlichkeit, des Wohlſtandes wegen, zu verbergen ſuchen. Ein inneres Gefühl ſagt uns alſo, daß das körperliche Vergnügen der Würde unſrer Natur nicht angemeſſen genug ſey; und daß wir es entweder völlig verachten, oder wenn unſer Temperament zu viel Hang dazu hat, es mit ausnehmender Mäßigkeit genieſſen müſſen. Unſre Speiſen alſo, unſre Kleidung, alles was zur Pflege des Körpers gehört, muß die Abſicht haben, unſre Geſundheit und Kräfte zu erhalten, nicht unſre Sinne zu reitzen. In der That, wenn wir bedenken, was der Menſch ſey, welche Kräfte in ſeiner Natur liegen, zu welcher Vortreflichkeit er gelangen könne: ſo werden wir ſeiner nichts unwürdiger finden, als in Weichlichkeit dieſe Kräfte zu verzehren, und der Kützelung des Gaumes oder eines noch unedlern Sinnes ſeine Vorzüge aufzuopfern. Hingegen werden wir ein Leben geführt nach ſtrengen Grundſätzen, wo der Körper mit wenig Aufwand befriedigt, die Begierden eingeſchränkt, das Gemüth immer frey und nüchtern erhalten worden, als das wahre menſchliche Leben betrachten lernen.

Es iſt aber noch zu bemerken, daß uns die Natur gleichſam eine doppelte Rolle zu ſpielen ge-

geben hat: eine, die wir mit allen Menſchen gemein haben, inſofern wir alle der Vernunft und der Vorzüge theilhaftig ſind, die uns den Rang über die Thiere geben, — auf dieſen Character der Menſchheit gründet ſich die Natur des moraliſch Guten, aus welcher die einzelnen Pflichten hergeleitet werden, eine zweyte, die jedem Menſchen insbeſondre zugetheit worden. Denn ſo wie wir unter den menſchlichen Körpern große Unähnlichkeiten finden, — der eine iſt ſtärker, und alſo mehr zum Ringen, der andre behender, und alſo mehr zum Wettrennen gemacht; ſo wie wir in der Geſtalt, zwiſchen der hohen und anmuthigen Schönheit eine Verſchiedenheit wahrnehmen: ſo finden wir auch eine gleich große, wo nicht noch größre Mannichfaltigkeit unter den menſchlichen Seelen. Lucius Craſſus und Lucius Philippus zeichneten ſich durch Munterkeit und ſcherzhafte Laune aus. Cajus Cäſar Lucii Sohn, hatte deren noch mehr, und mehr mit Vorſatz. Zu eben der Zeit hingegen, waren Marcus Scaurus und der junge Druſus, von einer ausnehmenden Ernſthaftigkeit. Cajus Lälius war muntern Geiſtes, und zur Fröhlichkeit im Umgange aufgelegt: ſein Freund Scipio hingegen, mehr mit den Entwürfen ſeines Ehrgeitzes beſchäftigt, und weniger theilnehmend an den Vergnügungen der Geſellſchaft. Unter den Griechen wird uns Sokrates, als einer der einnehmendſten Männer vorgeſtellt, deſſen Reden immer mit einem feinen Salze gewürzt waren, und beſonders durch die Art unbeleidigender Spötterey aufgeheitert

wurden, welche von den Griechen Ironie genannt wird, und welche in dem angenommenen Schein von Unwiſſenheit und Einfalt beſteht. Hingegen erhielten Pythagoras und Perikles das größte Anſehen unter ihren Mitbürgern, ohne etwas von aufgeräumtem Weſen zu haben. Hannibal unter den Cathaginenſern, Quintus Maximus unter unſern Generalen, hatten das Talent der Kriegsliſten. Ihre Anſchläge dem Feinde zu verbergen; die des Feindes auszuforſchen und zu vereiteln; ihn durch verſtellte Angriffe zu hintergehen; Truppen in Hinterhalt zu legen: in dieſen Künſten waren ſie Meiſter. Durch eben dieſe haben ſich unter den Griechen, Themiſtokles und Jaſon von Pherä ausgezeichnet. Am meiſten aber wird in dieſer Gattung, die glückliche Liſt des Solons von ihnen geprieſen, der, um ſeinem Vaterlande einen nützlichen Rath zu geben, und ſich zugleich gegen das Geſetz in Sicherheit zu ſtellen, das auf denſelben die Todesſtrafe ſetzte, die Rolle eines Wahnſinnigen ſpielte.

Andre von einem entgegenſtehenden offenen und geraden Character, ſind zu verſteckten oder hinterliſtigen Unternehmungen unfähig. Ihre Angriffe ſind offenbar, ihre Entwürfe ſind einfach; alle Geſchäfte treiben ſie mit einer gewiſſen Aufrichtigkeit, und ſie ſind abgeneigt von ſolchen, die Verſtellung erfordern. Noch andre ſind aufgelegt, ſich alles gefallen, ſich von jedem brauchen zu laſſen, wenn ſie nur das erlangen, was ſie wünſchen. So waren Sulla und Marcus Craſſus unter denen, die wir

ſelbſt gekannt haben: ſo der Spartaner Lyſander unter denen, welche uns die Geſchichte bekannt macht; ein Mann, der die Geduld ſich in alle Umſtände zu ſchicken, und das Talent ſich in alle Falten zu legen, auf das vollkommenſte beſaß. Callicrates, ſein Nachfolger im Commando der Flotte, war gerade das Gegentheil. — Ferner: einige ſind im Stande, die Macht und den Rang, den ſie wirklich im Staate beſitzen, im Umgange mit Niedern ſo zu verbergen, daß dieſe ſie für ihres Gleichen halten. Die beyden Catuli, Vater und Sohn, auch Quintus Mucius, waren zu unſrer Zeit Meiſter darinnen. Aeltere Perſonen haben mir vom P. Scipio Naſica, ein ähnliches Bild gemacht. Sein Vater hingegen, derjenige Scipio Naſica, der den aufrühriſchen Unternehmungen des Tib. Gracchus Einhalt that, ſoll nichts von dieſer Herablaſſung gehabt haben. Eben ſo wenig Xenokrates, ein Philoſoph, deſſen auſſerordentliche Ernſthaftigkeit ſelbſt, eine Urſache ſeines Ruhms geworden iſt. — Noch auf unzählige andre Arten können Charactere und Sitten verſchieden ſeyn, ohne daß irgend eine davon tadelhaft wäre.

Die allgemeine Regel iſt alſo: jeder bleibe bey dem, was ihm eigenthümlich, und nicht an ſich fehlerhaft iſt. Dieß iſt das beſte Mittel, immer den Anſtand zu behalten, welchen wir ſuchen. 31.

Die vornehmſte Pflicht iſt, nichts zu thun, was der allgemeinen Natur des Menſchen widerſpricht;

ſpricht; die zweyte, unſrer beſondern Natur zu folgen. Dieß letztere geht ſo weit, daß ſelbſt, wenn wir an andern etwas an ſich vollkommeneres und edleres bemerken, wir doch unſer Betragen, nicht ſogleich darnach umbilden, ſondern dieß immer nach dem Maaßſtabe unſrer Natur abmeſſen müſſen. Denn es hilft zu nichts, ſeiner Natur Gewalt anzuthun, und nach etwas zu ſtreben, was man doch nicht erlangen kann. Man wird hieraus noch deutlicher die Richtigkeit unſerer obigen Erklärung vom Anſtändigen einſehen; weil nach der Erfahrung nichts gut ſteht, was nicht natürlich iſt, was einen Zwang oder Affectation verräth.

Wenn irgend etwas anſtändig iſt: ſo iſt es gewiß am meiſten, Gleichheit in unſrer ganzen Aufführung, und Uebereinſtimmung aller einzelnen Handlungen mit einander. Dieſe iſt aber unmöglich zu erhalten, wenn wir fremde Charactere nachahmen, unſern eigenen verlaſſen. Denn ſo wie wir nur die Sprache welche uns geläufig iſt, und auch dieſe rein, ohne Einmiſchung ausländiſcher Wörter reden müſſen, wenn wir nicht lächerlich werden wollen; ſo müſſen wir auch in unſre Handlungen, in unſre ganze Aufführung nichts fremdes einmiſchen, wenn nicht ein übel zuſammenhängendes Ganze daraus entſtehen ſoll. Und dieſe Verſchiedenheit der Charactere hat einen ſo großen Einfluß auf die Beſtimmung der Pflicht, daß unter gleichen Umſtänden dem Einen erlaubt ſeyn kann, ſich das Leben zu nehmen, dem Andern nicht. War nicht Cato in eben derſelben

Lage,

Lage, in welcher ſich die übrigen Römer in Afrika befanden, die ſich an den Cäſar ergaben? Und doch würde man wahrſcheinlich es an dieſen nicht gebilligt haben, wenn ſie ſich ſelbſt entleibt hätten, weil ſie niemals einen ſo Stoiſchen Character behauptet, keinen Theil ihres Lebens nach ſo ſtrengen Grundſätzen geführt hatten. Cato hingegen, dem die Natur einen unglaublich ernſten und feſten Character gegeben; der dieſen durch die beſtändige Beobachtung von einerley Regeln geſtärkt hatte; der in ſeinem ganzen Leben niemals von einem richtig befundenen Grundſatze, von einem gefaßten Entſchluſſe abgewichen war: Cato mußte lieber ſterben, als das Angeſicht des ſiegenden Tyrannen ſehen, gegen deſſen Herrſchaft er geſtritten hatte. Wie viel ertrug nicht Ulyſſes auf ſeinen langen Seezügen, da er ſelbſt von Weibern ſich befehlen ließ, (wenn Circe und Calypſo Weiber zu nennen ſind,) und ſich jedermann im Umgange angenehm und gefällig zu machen ſuchte? Bey ſeiner Zurückkunft in Ithaka hatte er ſogar die Geduld, die Beſchimpfungen ſeiner eigenen Knechte und Mägde zu ertragen, um nur zu ſeinem Zwecke zu gelangen. Ajax hingegen würde nach dem Character, der ihm beygelegt wird, lieber tauſendmal haben ſterben, als dieſem allen ſich unterwerfen wollen.

Dieſe und ähnliche Beyſpiele führen uns darauf, daß wir das Eigene unſers Characters erforſchen, dieſes ausbilden und vor Ausſchweifungen

bewahren, nicht etwas fremdes affectiren müſſen, um zu verſuchen, ob wir uns dadurch ein gröſſeres Anſehen geben könnten. Dieſe Erwartung ſchlägt gewiß fehl. Denn das ſteht einem jeden am beſten, was ihm am meiſten eigenthümlich iſt.

Es iſt alſo eine allgemeine Pflicht, die natürlichen Anlagen ſeines Geiſtes zu unterſuchen, und ſich zu einem genauen Richter ſeiner Stärke und Schwäche, ſeiner guten und ſchlechten Seite zu machen. Wir würden ſonſt in der wichtigſten Sache weniger Klugheit beweiſen, als die Schauſpieler bey einer ſehr unbedeutenden. Dieſe erwählen ſich nicht die Rollen, welche an und für ſich die ſchönſten, ſondern welche ihnen die angemeſſenſten ſind. Diejenigen, welche ſich auf die Biegſamkeit oder Stärke ihrer Stimme verlaſſen können, und das Talent der Declamation haben, ſpielen die Epigonen, den Medus, die, welche das Geberdenſpiel und die Action beſſer verſtehen, die Menalippe, die Clytämneſtra. Rutilius, den ich mich noch erinnere geſehen zu haben, ſpielte immer die Antiope; ſelten Aeſopus den Ajax. Wie? ein Comödiant wird auf der Schaubühne das beurtheilen können, darauf Achtung geben, was der Weiſe im wirklichen Leben entweder nicht bemerkt, oder falſch beurtheilt?

Alſo: wozu wir von Natur das meiſte Geſchick haben, daraus müſſen wir unſre Hauptbeſchäftigung machen. Wenn aber zuweilen Umſtände

de

de uns nöthigen, uns Verrichtungen zu unterziehen, zu denen wir nicht gemacht ſind: ſo müſſen wir alles unſer Nachdenken und unſre Sorgfalt aufbieten, um das, was wir nicht vollkommen gut machen können, doch wenigſtens mit dem möglich kleinſten Uebelſtande zu thun.

Ueberhaupt dürfen wir nicht ſo ſehr bemüht ſeyn, die Vollkommenheiten zu erreichen, die uns die Natur verſagt, als die Fehler zu vermeiden, die ſie uns vermeidlich gemacht hat.

Zu der doppelten Rolle, die, wie ich oben 32.
geſagt habe, jeder Menſch von der Natur zu ſpielen bekommen, kömmt noch eine dritte, die uns unſer Stand und unſre Schickſale in der Welt auflegen. Eine vierte iſt das Werk unſrer Beurtheilung und unſrer Wahl. Nämlich: ob wir Könige, Fürſten, Befehlshaber, ob wir von hoher Geburth, reich, mächtig ſeyn, oder anſehnliche Ehrenſtellen bekleiden ſollen, das hängt vom Zufall ab, und wird beſtimmt durch die Umſtände, in denen wir gebohren ſind, und durch die Veränderungen, welche ſich während unſers Lebens ereignen. Was wir aber ſelbſt in der Welt vorſtellen, welchem Geſchäfte wir vorſtehen, nach welchen Regeln wir unſre Lebensart einrichten wollen: das hängt von unſerm Entſchluſſe ab. Auf dieſe Weiſe widmen ſich einige den ſpeculativen Wiſſenſchaften, andre der Beredſamkeit zu öffentlichen Geſchäften, noch andre der Rechtskunde.

Diejenigen, deren Våter oder Voreltern ſich ſchon in einer gewiſſen Gattung hervorgethan haben, pflegen gemeiniglich durch eine gleiche Art des Verdienſtes Ruhm zu ſuchen. So traten Quintus Mucius, und der zweyte Afrikanus in die Fußſtapfen ihrer Våter des Pubius Mucius, und des Paul Aemils: der eine als Rechtsgelehrter, der andre als Feldherr. Einige ſetzen zu den Verdienſten ihrer Vorfahren, noch ein neues und ihnen eigenes hinzu. Der jüngere Afrikanus ward der erſte Redner ſeines Geſchlechts, in welchem der Heldenruhm erblich war. Timotheus war ein ſo großer Feldherr, als ſein Vater Conon, und war noch überdieß ein Gelehrter und ein ſchöner Geiſt, welches jener nicht war. — Andere verlaſſen gånzlich die Beyſpiele ihrer Vorfahren, und machen ſich ſelbſt einen neuen Plan ihres Lebens: am öfterſten diejenigen, die von unbekannten Aeltern gebohren, die Abſicht haben, ſich empor zu ſchwingen.

Auf alle dieſe Umſtånde muß man bey der Frage Rückſicht nehmen, was dieſem oder jenem Menſchen insbeſondre anſtåndig ſey. Das erſte aber, was wir in dieſer Abſicht, bey uns ſelbſt auszumachen haben, iſt: wer wir ſeyn, welche Sitten wir annehmen, welche Lebensart wir ergreifen wollen. Dieſe Berathſchlagung hat große Schwierigkeiten: beſonders deswegen, weil die meiſten die Wahl ihrer künftigen Lebensart zu einer Zeit treffen, wo es ihnen noch an Verſtand und an Erfah-

rung zu einem ſolchen Entſchluſſe mangelt, und wo ſie ſich nur durch eine zufällige Neigung beſtimmen müſſen. Daher findet ſich faſt jedermann ſchon früher zu einer gewiſſen Lebensart gewöhnt, in die Schranken einer gewiſſen Laufbahn eingeſchloſſen, ehe er noch hat beurtheilen können, welche für ihn die zuträglichſte ſey. Herkules konnte freylich, wie Xenophon nach dem Prodikus erzählt, da er die Jahre der Mannbarkeit, — den von der Natur zur Wahl unſrer künftigen Lebensart beſtimmten Zeitpunct, erreicht hatte, an einem einſamen Orte, wo er beyde Wege, den der Wolluſt und den der Tugend, vor ſich ſah, mit aller Muße überlegen, welchen von beyden er betreten wolle. Aber Herkules war auch ein Sohn des Jupiters: und dieſes Beyſpiel beweiſt nichts für uns andere, die wir uns gemeiniglich durch Nachahmung in der Jugend leiten laſſen; und die Neigungen und Entwürfe derjenigen annehmen, die wir am meiſten hoch zu ſchätzen gewohnt ſind. Am öfterſten ſind es unſre Aeltern, deren Sitten und Lebensart, wir entweder aus Gehorſam gegen ihre Vorſchriften, oder durch den bloßen Einfluß der Gewohnheit annehmen. Andre werden in ihrer Wahl mehr durch das Urtheil des großen Haufens regiert. Sie wünſchen das in der Welt vorzuſtellen, was in den Augen der meiſten am glänzendſten iſt.

Bey allen dieſen Schwierigkeiten, finden doch immer noch einige, es ſey durch einen glücklichen

Zufall, es ſey durch ihr natürlich gutes Gefühl, oder den weiſen Rath ihrer Aeltern, den rechten Weg, der für ſie gehört.

33. Aber nur eine ganz kleine Anzahl auserwählter Menſchen iſt es, die mit eigenen Augen hierinn geſehen hat, die durch ihren Scharfſinn oder durch ihre Kenntniſſe, oder durch beydes in den Stand geſetzt zu prüfen, zugleich Raum und Zeit genug gehabt hat, über die zu ergreifende Parthey nachzudenken, und ſich den Plan ihres Lebens nach eigenen Ueberlegungen zu entwerfen.

Dieſe Berathſchlagung, wo ſie möglich iſt, kann ſich auf nichts anders, als auf die beſondern Anlagen und das Eigenthümliche der Natur eines jeden beziehen. Denn da wir ſelbſt in den kleinſten Sachen, zu dem gebohren ſeyn müſſen, was wir mit rechtem Anſtande thun ſollen: ſo iſt es bey der Beſtimmung unſers ganzen Lebens noch viel nothwendiger, unſre Fähigkeiten und unſer Temperament zu Rathe zu ziehen, wenn wir allen unſern Pflichten ein gleiches Genüge thun, und uns in der ganzen Dauer unſers Lebens ähnlich bleiben wollen. Natur und Glück, beyde tragen dazu bey, dieſe Vollkommenheit zu erreichen: beyde müſſen alſo auch bey der Wahl unſrer Lebensart zu Rathe gezogen werden. Aber die Natur am meiſten. Denn der Einfluß derſelben auf unſre Handlungen und ihren Erfolg, iſt größer und gleichförmiger. Oft ſtreiten beyde mit einander:

einander: aber faſt immer ſcheint alsdann die Natur, als das Unſterbliche, über das Glück, als das Vergängliche, die Oberhand zu behalten.

Wer alſo den Entwurf ſeines Lebens, nach Maaßgabe ſeiner nicht fehlerhaften Natur gemacht hat, der muß alsdann mit Standhaftigkeit und Gleichheit ihn ausführen, und wird eben dadurch das höchſte Anſtändige bey ſich erreichen. Es iſt nur Eine Ausnahme zu machen: wenn man nämlich in der Folge einſieht, daß man ſich in der Beurtheilung ſeiner ſelbſt, und in der Wahl ſeiner Lebensart geirrt habe. In dieſem Falle, (der gar wohl möglich iſt,) muß man allerdings ſeinen Plan ändern, ſich zu andern Geſchäften wenden, andre Sitten annehmen. Es iſt ein Glük, wenn die äußern Umſtände eine ſolche Veränderung begünſtigen: ſie wird alsdann ſowohl leichter, als auf eine ſchicklichere Art geſchehen. Iſt dieſes nicht, ſo wird man ſie wenigſtens nur nach und nach und ſtufenweiſe machen müſſen; ungefähr ſo, wie man nach dem Urtheile der Weiſen alte Freundſchaften, wenn es unvermeidlich iſt, aufheben ſoll, nicht indem man ſie plötzlich zerreißt, ſondern indem man ſie allmählig zertrennt. Dahin aber müſſen wir bey einer ſolchen Veränderung der Lebensart, auf alle Weiſe trachten: daß es jedermann in die Augen falle, wie ſtarke Gründe wir zu derſelben gehabt haben.

Was die Nachahmung der Vorfahren betrift, von der ich oben geredet habe: ſo iſt eine doppelte

Aus=

nahme dabey zu machen: erſtlich, daß wir nicht nachahmen, was fehlerhaft; zweytens nicht, was über unſre Kräfte iſt. Der Sohn des ältern Afrikanus, eben der, welcher Paul Aemils Sohn an Kindesſtatt angenommen hat, konnte ſeiner ſchwächlichen Geſundheit wegen, ſeinem Vater nicht ſo ähnlich werden, als dieſer dem ſeinigen geworden war.

Und geſetzt, jemand ſey zu keinem öffentlichen Dienſte des Staats fähig; er könne weder die Rechtsſachen ſeiner Mitbürger verfechten, noch die Volksverſammlungen durch ſeine Beredſamkeit regieren, noch die Kriege des Staates führen: ſo wird es doch gewiß in ſeiner Gewalt ſtehen, gerecht, redlich, freymüthig, ſanftmüthig, mäßig zu ſeyn; und dieſe Pflichten wird er um deſto treuer zu erfüllen ſuchen müſſen, je mehr er nöthig hat, den Mangel andrer Verdienſte in Vergeſſenheit zu bringen.

Die beſte Erbſchaft aber, welche Väter ihren Kindern hinterlaſſen können, und die unendlich mehr werth iſt, als aller Reichthum, iſt ein ehrenvoller Name, deſſen Ruhm ſich auf Tugend und ausgeführte große Unternehmungen gründet. Dieſen zu beflecken, muß für ein Verbrechen und für eine Beleidigung der kindlichen Pflicht angeſehen werden.

34. Noch muß ich etwas von dem Unterſchiede der Pflichten ſagen, die jedem Alter eigen ſind: denn eine andre Aufführung wird vom Greiſe, eine andre vom

vom Jünglinge gefordert. — Der Jüngling muß ältere Perſonen ehren, vor ihrer Gegenwart und vor ihrem Urtheile Scheu tragen; er muß ſich aus ihnen die vorzüglichſten und die in der allgemeinſten Achtung ſtehen, auswählen, um ſich durch ihren Rath leiten, und durch ihr Anſehen unterſtützen zu laſſen. Denn da Unerfahrenheit und Leichtſinn der Antheil des jugendlichen Alters ſind: ſo muß jene durch die Erfahrung der Aeltern belehrt, dieſer durch ihren Ernſt ſtetig und geſetzt gemacht werden. Die größte Gefahr aber, welcher dieſes Alter ausgeſetzt iſt, liegt in den Reitzungen zur Wolluſt. Vor dieſen alſo ſich zu bewahren, und dagegen Körper und Geiſt zu üben; und beyde zur Arbeit ſtark, zur Ertragung von Beſchwerden abgehärtet, — und ſich alſo zum Dienſte des Staats in bürgerlichen und Kriegsgeſchäften geſchickt zu machen: das iſt die erſte Pflicht des Jünglings. Selbſt alsdann, wenn er zur Erhohlung von dieſen Arbeiten, die Vergnügungen ſeines Alters ſucht, muß er ſich vor Uebermaaß in denſelben hüten; und immer die Achtung für den Wohlſtand und das Urtheil andrer beybehalten, zwey Dinge, die ihm deſto leichter ſeyn werden, wenn er ältere Perſonen bey ſeinen Zeitvertreiben gegenwärtig ſeyn läßt.

Perſonen von höherem Alter müſſen von den körperlichen Uegungen etwas nachlaſſen, die Arbeiten des Geiſtes hingegen vielleicht noch emſiger treiben. Ihre Bemühung muß jetzt dahin gehen,

durch

durch ihre geſammleten Erfahrungen, und ihren gereiſten Verſtand, ihren Freunden, der Jugend, und am meiſten dem gemeinen Weſen nützlich zu werden. Vor nichts aber müſſeu ſie ſich mehr hüten, als davor, — wozu dieß Alter am meiſten verſucht wird, — ihre ſchon abnehmenden Kräfte, durch Trägheit nnd Unthätigkeit vollends erſchlaffen zu laſſen. Ueppigkeit und Schwelgerey iſt in jedem Alter unanſtändig, aber im hohen, äußerſt ſchändlich. Wenn dazu noch Ausſchweifungen wollüſtiger Triebe ſich geſellen: ſo hat das Uebel ſeinen Gipfel erreicht; das Alter wird entehrt, nnd die Jugend wird in ihren Ausſchweifungen dreiſt und unverſchämt gemacht.

Auch unter den Pflichten obrigkeitlicher und Privat-Perſonen, der Bürger und der Fremden in einem Staate, giebt es Unterſchiede, welche verdienen hier erwähnt zu werden. Die beſondere Obliegenheit obrigkeitlicher Perſonen iſt: ſich tief einzuprägen, daß ſie das gemeine Weſen vorſtellen, und alſo die Würde und das Anſehen deſſelben behaupten müſſen; daß ſie die Geſetze aufrecht zu erhalten, die Rechte der Einzelnen richtig zu beſtimmen und zu ſchützen, beyde aber als ein heiliges ihnen anvertrautes Pfand anzuſehen haben. Die Schuldigkeit der Privatperſonen iſt: in Abſicht ihrer Mitbürger, dieſen gleiche Rechte mit ſich zuzugeſtehen, ſich weder unter die Einen kriechend zu demüthigen, noch über die Andern ſtolz zu erheben; in Abſicht des Staats, immer auf der Seite der ruhigen und der geſetzliebenden Parthey

zu ſeyn. Denn dieß iſt es, was wir uns unter dem Namen eines guten Bürgers denken. — Der Fremde, der in einem Lande nur eine Zeitlang ſich aufhält, oder der Einwohner, der nicht das Bürgerrecht in demſelben hat, ſind verbunden, ſich bloß auf ihr Geſchäft einzuſchränken, ſich um andre Sachen nicht zu bekümmern, am wenigſten ſich in die Angelegenheiten eines fremden Staats, aus Neugierde oder Vorwitz einzumiſchen.

Auf dieſe Weiſe wird aus dem, was jedem Alter, jedem Stande, und jeder Verfaſſung im menſchlichen Leben, beſonders eigen iſt, leicht hergeleitet, was in jedem vorzüglich anſtändig ſey. Für alle aber, ohne Ausnahme, iſt es anſtändig, das was ſie einmal für recht erkannt, immer und auf gleiche Weiſe zu beobachten.

Ich habe bisher von dem Anſtändigen geredet, welches ſich auf die Aufführung des Menſchen im Ganzen bezieht: es giebt aber noch einen beſondern Anſtand, der ſich in jeder einzelnen Handlung des Menſchen, in jeder Rede, ſelbſt in den Stellungen und Bewegungen des Körpers zeigt. Dieſer letztere erfordert dreyerley: Schönheit der Formen, — jede unſrer äußern Handlungen, muß andern auf eine angenehme Weiſe in die Augen fallen; Schicklichkeit, — ſie muß dem Orte, der Zeit, den Umſtänden angemeſſen ſeyn; einen zu der Natur und dem Endzwecke der Sache paſſenden Schmuck, — die Nebenſachen, womit

mit die Hauptſache ausgeziert wird, müſſen mit derſelben harmoniren.

Es iſt ſchwer, dieſe Begriffe vollkommen durch Worte deutlich zu machen: aber es iſt genug, wenn man ſie verſteht.

Indem wir die Beobachtung dieſer drey Stücke empfehlen, ſo ſagen wir zugleich, daß wir uns um den Beyfall derer, mit welchen wir umgehen, oder mit denen wir leben, bewerben müſſen: weil dieſer gewiß erhalten wird, wo jene vorhanden ſind. Hievon muß ich alſo noch einige Worte ſagen.

Zuerſt ſcheint es, ſchon die Natur habe unſern Körper hoch genug geachtet, um für die Wohlgeſtalt deſſelben Sorge zu tragen. Das Geſicht, und alles, was an unſrer Bildung auf Andre einen angenehmen, oder doch keinen widrigen Eindruck machen konnte, hat ſie den Augen aller bloß geſtellt. Die Theile hingegen, welche ſie uns zu nothwendigen Bedürfniſſen geben mußte, deren Anblick aber unangenehm oder unehrbar würde geweſen ſeyn, hat ſie ſorgfältig, entweder durch den Ort den ſie ihnen angewieſen, oder durch die Bedeckung die ſie ihnen gegeben, den Augen der Zuſchauer entzogen. Dieſe Regeln, welche die Natur in dem Baue des menſchlichen Körpers beobachtet, hat der willkührlich eingeführte Wohlſtand nachgeahmt. Ihm zufolge wird alſo jeder Menſch vom geſunden Verſtande, eben die Theile,

welche

welche die Natur zu verbergen geſucht hat, von dem Anblicke andrer entfernen; er wird gewiſſe Bedürfniſſe ſeines Körpers ſo insgeheim als möglich, befriedigen; er wird diejenigen ſeiner Gliedmaßen, die nothwendig aber nicht ſchön ſind, eben ſo wenig als ihren Gebrauch, jemals mit ihren eigenthümlichen Namen benennen; kurz, er wird vieles zu ſagen für unanſtändig halten, was er zu thun, aber nur heimlich zu thun, für völlig erlaubt anſieht.

In der That iſt es gemeiniglich ein Zeichen von Lüderlichkeit und Ausſchweifung, wenn ein Menſch ſolche Sachen öffentlich thut, oder von ihnen ohne Umſchweiſe redet. Und die Gründe der Cyniker und einiger Cyniſch geſinnter Stoiker, kommen dagegen in keine Betrachtung: ſo ſehr ſie auch ſcheinen Recht zu haben, wenn ſie es lächerlich und ungereimt finden, daß wir die Namen erlaubter Dinge für ſchändlich halten, und hingegen wirklich ſchändliche Handlungen mit ihren eigenthümlichen Namen belegen dürfen. Es iſt wahr: Straßenraub, Betrug, Ehebruch, ſind gewiß die abſcheulichſten Handlungen; und doch ſind dieſe Wörter auf keine Weiſe unehrbar. Kinder zeugen in einer geſetzmäßigen Ehe, iſt ehrbar und tugendhaft: und davon mit den eigenthümlichen Worten zu reden, iſt unanſtändig. Mehrere ſolche Beyſpiele werden von ihnen angeführt, um ihren Satz, und das Widerſprechende in den Regeln des Wohlſtandes zu beweiſen. Aber ſo ſcheinbar dieſes auch iſt, ſo wird es uns doch nicht abhalten, den

natürlichen Empfindungen aller Menſchen zu folgen, nach welchen wir aus dem Umgange mit andern alles verbannen müſſen, was, wenn es auch von dem Verſtande gebilligt wird, doch die Augen und Ohren andrer beleidigen kann.

Das Gebieth des Wohlſtandes erſtreckt ſich noch weiter. Gang, Stellung, die Art zu ſitzen, zu liegen, die Mienen, die Bewegung der Hände und der Augen, alles gehört darunter.

Zwey Fehler ſind in allen dieſen Stücken vornehmlich zu vermeiden: ein gewiſſes verzärteltes weibiſches Weſen auf der einen Seite; Plumpheit und bäuriſches Weſen auf der andern. Wir dürfen auch nicht glauben, daß bloß Schauſpieler und öffentliche Redner, auf ihre Stellungen und Geberden Achtung geben müſſen, um ſie dem Zuſchauer angenehm, ihrem Vortrage angemeſſen zu machen; wir andren hingegen beydes vernachläſſigen, und es dem bloßen Ohngefähr überlaſſen dürfen. In der That iſt die Policey unſers Theaters in Abſicht des Wohlſtandes, noch von Alters her, ſo ſtrenge, daß keinem Schauſpieler erlaubt iſt, ohne ein beſonderes Unterkleid auf der Bühne zu erſcheinen, damit auch durch keinen Zufall, unehrbare Theile des Körpers entblößt werden können. Nach den Römiſchen Sitten darf ein erwachſener Sohn nicht mit ſeinem Vater, ein Schwiegerſohn nicht mit ſeinem Schwiegervater, ins Bad gehen. Alle ſolche Regeln des Wohl-

ſtandes

ſtandes alſo, die eine allgemeine Gewohnheit eingeführt, und zu welchen die Natur die erſte Anleitung gegeben hat, dürfen auf keine Weiſe verletzt werden.

Es giebt eine doppelte Art der Schönheit: eine hohe und majeſtätiſche, die Ehrfurcht einprägt; und eine anmuthige und reitzende, die Liebe einflößt. Jene gehört für den Mann, dieſe für die Frau.

36. Alles alſo, was ſowohl im Putz als in den Geberden und Bewegungen des Körpers, zu ausgeſucht, zu zierlich, zu ſehr aufs Gefallen angelegt iſt: das muß von der Perſon des Mannes wegbleiben. Von dieſer Art ſind ſowohl gewiſſe Tanz- und Fechtmeiſter-Bewegungen, die durch eine zu ſichtbare Beobachtung beſtimmter Regeln abgeſchmackt werden; als auch gewiſſe Comödianten-Geberden, die durch Uebertreibung des Ausdruckes beleidigen. In beyden alſo, ſowohl in den Bewegungen des Körpers überhaupt, als insbeſondere in den Geberden, mit welchen wir unſre Reden begleiten, iſt nichts ſchön, als was ungekünſtelt, einfach, und auf keiner Seite ausſchweifend iſt.

Eine geſunde Farbe erhebt die Geſichtsbildung; und fleißige Bewegung und Uebung des Körpers erhält die gute Farbe. Dazu muß die Reinlichkeit ſich geſellen: — aber nicht eine ängſtliche ſtudirte Reinlichkeit, ſondern nur die, welche

den Schein einer übeln Erziehung, und einer ungeſelligen Nachläßigkeit vermeidet. Eben dieſelbe Sorgfalt müſſen wir auch auf unſre Kleidung wenden. Die Mittelſtraße iſt in dieſer, wie in den meiſten andern Sachen, die beſte.

Was den Gang betrift: ſo müſſen wir uns ſowohl vor einer ſolchen Langſamkeit hüten, die das Anſehen der Verzärtelung, oder einer affectirten Gravität habe; als auch vor einer Geſchwindigkeit, die uns außer Athem ſetze, unſre Farbe verändere, unſre Adern aufſchwellen mache, — lauter Zeichen, woraus andre auf einen Mangel von geſetztem Weſen bey uns ſchließen.

Aber auch unſre Seele hat ihre Bewegungen; auch ihre Kräfte haben ihren gewiſſen Gang. Daß dieſer nicht von den Geſetzen der Natur abweiche, iſt eine noch viel höhere Pflicht, und erfordert alſo auch eine größere Sorgfalt. Um dieſes zu erhalten, iſt nöthig, theils die Seele vor einem ſo heftigen Grade der Leidenſchaft zu bewahren, der ſie außer ſich ſetze, theils eine beſtändige Achtſamkeit auf die Regeln des moraliſch Anſtändigen zu haben. Dieſer Bewegungen, das heißt der Kraftäußerungen der Seele, giebt es zwey Arten. Die eine beſteht im Denken, die andre im Begehren. Das Denken führt uns zu Kenntniſſen, die Begierden treiben uns zu Handlungen. Wenn beyde der Natur in ihren Wirkungen getreu bleiben ſollen, ſo müſſen wir unſer Nachden-

ken nur mit den nützlichſten und beſten Sachen beſchäftigen; und unſre Begierden im Gehorſam gegen die Vernunft erhalten.

Weil aber die Rede des Menſchen von einem 37. ſo großen Einfluſſe in alle ſeine Verrichtungen iſt, ſo muß auch ihrer insbeſondere gedacht werden. Es giebt zwey Arten derſelben, die eigentliche Rede, wo einer allein, ununterbrochen, und mit Anſtrengung ſpricht; und das Geſpräch, wo mehrere abwechſelnd und nach Bequemlichkeit reden. Die eigentliche Rede gehört zur Führung der Proceſſe, für die Volksverſammlungen, in den Senat: das Geſpräch iſt der Geſellſchaft, den gelehrten Unterredungen, den freundſchaftlichen Zuſammenkünften gewidmet; es iſt der Schmuck und die Würze unſrer Tafel. Für die eigentliche Rede hat man Regeln gegeben, deren Inbegriff die Rhetorik ausmacht: für das Geſpräch keine; ob ich gleich nicht zweifle, daß auch dieſes die ſeinigen habe. Aber die Lehrer einer Kunſt finden ſich nur alsdann, wenn Leute da ſind, welche ſie lernen wollen. Die Geſprächskunſt zu ſtudiren, fällt niemanden ein: aber alles iſt voll von Leuten, die Redner werden wollen. Indeſſen laſſen ſich alle die Regeln, welche in Abſicht der Worte und einzelner Sätze, für die öffentliche Rede gegeben werden, auch auf das Geſpräch anwenden.

Das Werkzeug, durch welches wir unſre Gedanken andern empfindbar machen, iſt die Stimme.

Die Stimme hat zwey Vollkommenheiten: Deutlichkeit und Wohlklang. Beydes muß hauptſächlich von der Natur herkommen: doch kann das eine durch Uebung der Sprachwerkzeuge, das andre durch Nachahmung guter Muſter, das heißt, ſolcher die vornehmlich und geläufig zugleich ſprechen, befördert werden. Bloß dadurch erweckten die beyden Catuli die Meynung von ſich, daß ſie Wiſſenſchaften und Geſchmack beſäßen. In der That fehlte es ihnen auch nicht an gelehrter Cultur; — aber darinn waren ihnen viele gleich: ihr eigentlicher Vorzug beſtand darinn, daß ſie das Lateiniſche in einer höhern Vollkommenheit ſprachen. Ihr Ton hatte etwas Einnehmendes. Sie ließen die Buchſtaben nicht zu deutlich hören, und verſchlungen auch keinen: dieſer Fehler macht die Ausſprache unvernehmlich; jener pedantiſch und abgeſchmackt. Ihre Stimme war ohne Anſtrengung, ſtark, und doch nicht ſchreyend. Der Ausdruck des Lucius Craſſus, war reicher, mannichfaltiger; er war nicht weniger geiſtreich und witzig: und doch glaubte man, daß die Catuli beſſer ſprächen.

Was dieſe letztre Fähigkeit, die Gabe zu ſcherzen, und das Salz einer feinen Spötterey betrift: ſo wurden darinn vom Cäſar, Onkel des Catulus, alle übertroffen. Selbſt vor Gericht und vor dem Volke, hat oft ein bloßes Geſpräch von ihm, welches zu lachen machte, den Sieg über die ausgearbeiteten Reden andrer erhalten.

Man

Man ſieht leicht, daß, wer in jeder Handlung ſeines Lebens ſich anſtändig zeigen will, keines von allen dieſen Puncten aus der Acht laſſen dürfe.

Das Geſpräch alſo, von welchem wir aus der Sokratiſchen Schule die beſten Muſter haben, muß gelaſſen, ohne Heftigkeit und ohne Rechthaberey geführt werden; es muß einen Character von Munterkeit und fröhlichem Weſen haben. Keiner muß ſich deſſelben als eines Eigenthums bemächtigen, um die übrigen davon auszuſchließen: ſondern, ſo wie viele andere Rechte, ſo muß auch das Geſpräch, für ein gemeinſchaftliches Gut angeſehen werden, woran jeder nach der Reihe Theil haben ſolle. Vor allen Dingen muß man Acht geben, wovon man ſpricht. Sind die Gegenſtände wichtig, ſo muß der Ton des Geſprächs ernſthaft; ſind ſie geringfügig, ſo muß er luſtig und ſcherzend ſeyn. Vornehmlich hüte man ſich, durch ſein Geſpräch Fehler des Characters zu verrathen; welches dann vornehmlich geſchieht, wenn man von Abweſenden gefliſſentlich böſes redet, es ſey durch Spott, oder durch ernſthafte Verläumdung; noch mehr, wenn man ſich zu ehrenrührigen und beſchimpfenden Ausdrücken herabläßt.

Unſre meiſten Geſpräche handeln entweder von häußlichen Angelegenheiten, oder von öffentlichen Vorfällen, oder von Sachen, welche die Künſte und Wiſſenſchaften betreffen. Wenn die Unterredung ſich zuweilen von dieſen Gegenſtän-

den verirrt: ſo muß man ſuchen, ſie darauf wieder zurük zu führen; doch ohne Zwang, und ſo wie ſich die Gelegenheit dazu ergiebt. Denn nicht alle Menſchen, finden an einerley Sachen; noch ein Menſch zu allen Zeiten und in gleichem Grade, an derſelben Sache, Geſchmack.

38. Ein kluger Menſch wird auch genau bemerken, wie lange ſeine Unterhaltung dem andern Vergnügen macht; und ſo wie er nicht ohne vernünftige Urſache angefangen hat zu reden, ſo wird er auch das Ziel wiſſen, wo er aufhören ſoll.

Was aber eine Hauptregel bey allen Handlungen des menſchlichen Lebens iſt, ſich vor Affecten, das heißt, vor zu heftigen und durch die Vernunft nicht regierten Gemüthsveränderungen zu hüten: das iſt auch eine fürs Geſpräch. Weder Zorn und Begierde auf der einen, noch Schüchternheit und Schwäche auf der andern Seite, muß ſich in demſelben verrathen.

Der gute Umgang erfordert noch überdieß, daß eine gewiſſe Zuneigung und Achtung gegen den, mit welchem wir ſprechen, aus unſern Reden hervorleuchte.

Zuweilen iſt es Pflicht, unſern Freunden ihre Fehler mit Ernſt zu verweiſen: bey welchen Gelegenheiten es denn auch erlaubt iſt, in einem heftigern Tone, und mit nachdrücklichern Ausdrücken zu reden. Doch muß es immer ſichtbar ſeyn, daß wir

wir nicht deswegen Vorwürfe machen, weil wir aufgebracht ſind. Wir müſſen vielmehr zu Verweiſen bey unſern Freunden, ſo wie die Aerzte zum Schneiden und Brennen bey ihren Kranken, ungern, ſelten, und niemals anders unſre Zuflucht nehmen, als wann es durchaus nothwendig iſt, und jedes andre Hülfsmittel unkräftig befunden worden. Nie muß ſich Unwille einmiſchen: denn im Zorne läßt ſich keine Sache gut und mit Ueberlegung thun. Es iſt aber in den meiſten Fällen möglich: unſre Vorſtellungen liebreich und freundſchaftlich, und doch zugleich ſcharf und eindringend zu machen; unſern ganzen Ernſt zu beweiſen, und doch alles Beleidigende zu verhüten. Der andre muß gewahr werden, daß das Bittre und Unangenehme, was in unſern Vorſtellungen liegt, uns ſelbſt eine Ueberwindung gekoſtet habe, zu der wir uns nur um ſeines Beſten willen haben entſchlieſſen können. Sind Streitigkeiten mit wirklich feindſelig geſinnten Gegnern zu führen: ſo iſt es auch dann geziemend, wir mögen noch ſo bittre und unſrer unwürdige Vorwürfe hören, dem Zorne zu widerſtehen, und eine ernſthafte Gelaſſenheit zu behalten. Denn alles was in einer heftigen Gemüthsbewegung geſchieht, kann weder mit geſetztem Anſtande, noch ſo geſchehen, daß es von den Zuſchauern gebilligt werde.

Ein andrer häßlicher Uebelſtand iſt, ſich ſelbſt zu loben: beſonders Dinge von ſich zu rühmen, die unwahr ſind; und auf dieſe Weiſe die Rolle des

prahlenden Officiers in der Comödie, zum Gelächter der Anweſenden zu ſpielen.

39. Da ich einmal alle Gegenſtände durchgehe, bey welchen eine Wahl des Anſtändigen ſtatt findet; wenigſtens die Abſicht habe, keinen erheblichen auszulaſſen: ſo muß ich auch erinnern, welche Art der Wohnung ſich für einen Mann von Stande, und der im Staate anſehnliche Aemter bekleidet hat, ſchickt. Der erſte Zweck derſelben iſt die Befriedigung gewiſſer nothwendigen Bedürfniſſe; nach dieſen muß alſo der Plan zum Hauſe vornehmlich entworfen werden: aber Schönheit und Bequemlichkeit ſind Nebenzwecke, die nicht weniger dabey in Betrachtung kommen.

Es iſt bekannt, daß Cnäus Octavius, der erſte, der aus dieſer Familie zum Conſulat gelangte, ſich den Weg zu dieſer Würde, durch Erbauung eines großen ſehr anſehnlichen Hauſes auf dem Palatiniſchen Berge, gebähnt haben ſoll. Da dieſes Haus von einem großen Theile der Stadt beſehen wurde: ſo glaubte man, daß es ſeinem Eigenthümer, viele Stimmen zum Conſulat verſchaft hätte, da ihm die Würden ſeiner Vorfahren, keine Anſprüche darauf gaben.

Eben dieſes Haus ließ Scaurus niederreiſſen, um einen neuen Flügel des ſeinigen daraus zu machen. Aber mit nicht gleichem Erfolge. Octavius führte in ſein neugebautes Haus zuerſt das Conſulat

ſulat ein. Scaurus, der Sohn eines Mannes vom erſten Range, brachte in eben dieſes vielmal vergrößerte Haus, die Demůthigung einer wider ihn ausgefallenen Wahl, die Unehre einer öffentlichen Anklage, und ſelbſt das Unglůk einer richterlichen Verdammung, zurůk.

Man kann alſo wohl durch ſein Haus ſeinem Range Ehre zu machen, aber man darf nicht durch das Haus allein ſich Anſehen zu verſchaffen, ſuchen. Das Haus muß nicht ſeinen Herrn, ſondern der Herr muß das Haus ehren.

Uebrigens ſo wie wir bey jeder andern Sache, nicht bloß auf uns ſelbſt, ſondern auch auf andre Růckſicht nehmen můſſen: ſo muß auch bey der Wohnung eines Mannes von Stande, welcher verbunden iſt, viele Fremde aufzunehmen, und einer Menge Menſchen von aller Art den Zutritt bey ſich zu erlauben, vornehmlich auf Gerǎnmigkeit geſehen werden. Außer dieſem Falle aber macht ein ſehr weitlǎuftiges Haus, wenn es eine Einöde iſt, ſeinen Beſitzer eher verǎchtlich oder lǎcherlich: beſonders, wenn ehedem, unter einem andern Herrn eben dieſes Haus, fleißiger beſucht worden war. Es iſt verdrůßlich, die vorbeygehenden ſagen zu hören.

„Ach altes Haus,
„Wie ungleich iſt dein neuer Herr dem alten!

welches ſich zu jetziger Zeit von vielen Hǎuſern ſagen lǎßt.

Wenn

Wenn man ſelbſt baut, ſo hüte man ſich in der Pracht, und alſo im Aufwande auf denſelben auszuſchweifen. Kein Beiſpiel iſt anſteckender. Jeder ſucht die Vornehmern nachzuahmen, am meiſten im Aufwande. Lucullus ein Mann vom erſten Range und Verdienſt, — wie wenig Nachahmer ſeiner Tugenden, und wie viele von der Pracht ſeiner Landhäuſer hat er gefunden? Und gewiß hierinn, wenn irgendwo, iſt es nöthig, Maaß zu halten, uud die Mittelſtraße zu wählen. Eben dieſe iſt die Regel für alles andre, was zu den Bedürfniſſen und zur Ausſchmückung des menſchlichen Lebens gehört. Soviel alſo von dem Anſtande in Gebäuden.

Bey jeder Handlung aber ſind drey Sachen zu beobachten. Erſtlich die Begierden der Vernunft zu unterwerfen, wodurch allein wir zur Erfüllung unſrer Pflicht fähig werden. Zweytens, den Grad der Wichtigkeit zu bemerken, welchen der Endzwek unſrer Handlungen hat: um auf dieſelben einen verhältnißmäßigen Grad von Ueberlegung und Fleiß zu wenden. Drittens, in dem was zum Aufwande des Wohlſtandes und der Freygebigkeit gehört, Würde mit weiſer Sparſamkeit zu verbinden. Dieſes Maaß beobachten wir alsdann, wenn wir in ſolchen Sachen ſoviel thun, als zum Anſtande nach den bisherigen Erklärungen nothwendig iſt, und darüber nicht hinausgehen. Unter dieſen drey Stücken aber, iſt die Beherrſchung der Begierden durch die Vernunft das wichtigſte.

Das

Das nächſte, wovon ich zu handeln habe, ist die Lehre von der Ordnung; oder von der Schicklichkeit unſrer Handlungen in Abſicht des Ortes und der Zeit. Dieſe Kenntniß, jede Sache zu rechter Zeit, und am rechtem Orte zu thun, iſt das, was die Griechen εὐταξίαν nennen. Dieſes Wort hat zweyerley Bedeutungen. Nach der erſten, in der ich es hier nicht nehme, kann es im Lateiniſchen, durch *modeſtia*, im Deutſchen, durch Beſcheidenheit in ſeiner alten Bedeutung, ausgedrückt werden: weil dieſes Wort von beſcheiden, beſtimmen, einſchränken, herkömmt, und urſprünglich ſoviel hieß, als eine gewiſſe Einſchränkung der Begierden. Nach der zweyten, heißt εὐταξία ſoviel als bey uns die Ordnung: welche Idee auch zuweilen unter dem Wort *modeſtia* mit begriffen wird. In dieſer letztern Bedeutung, wird es von den Stoikern ſo erklärt: daß es die Wiſſenſchaft ſey, alle Sachen, welche man thut oder ſagt, an ihren gehörigen Ort zu ſtellen. Die Ordnung ſcheint alſo eine gewiſſe Art des Nebeneinanderſeyns, oder der Folge, in den Dingen zu ſeyn. Daher erklären ſie dieſelbe noch auf eine andre Weiſe, durch die Zuſammenſtellung mehrerer Dinge, mit Anweiſung des ſchicklichſten und zweckmäßigſten Ortes, für jedes derſelben. Was nun, für Sachen, die einen Raum einnehmen, der Ort iſt, das iſt für Handlungen die Zeit. Die ſchikliche Stelle für eine Handlung alſo, iſt nichts anders, als die zur Verrichtung derſelben bequeme Zeit. Dieſe heißt mit 40.

einem

einem Worte im Griechiſchen εὐκαιρία; im Deutſchen, Gelegenheit. Es folgt alſo, daß die Ordnung von der wir reden, in der Wiſſenſchaft beſtehet, zu jeder Verrichtung die gelegenſte Zeit zu wählen. — Nach dieſer Erklärung nun ſcheint, Ordnung in unſern Handlungen, ſchon unter der Klugheit begriffen zu ſeyn, von der wir gleich im Anfange geredet haben. — Allein hier wird dieſe Tugend von einer andern Seite betrachtet: von derjenigen nämlich, da ſie eine gewiſſe Regelmäßigkeit der Handlungen in ſich ſchließt, und folglich unter die Tugenden der Mäßigung gehört. Inſofern alſo dieſe Ordnung von einer richtigen Beurtheilung abhängt: inſofern iſt ſie ſchon in die oben abgehandelte Tugend der Klugheit eingeſchloſſen geweſen. Inſofern ſie aber auch eine Quelle des Anſtandes, und ein Mittel iſt, die Liebe und Achtung derer zu erwerben mit welchen wir leben: inſofern gehört ſie zu dem jetzt vorliegenden Theile der Pflichten, und muß in dieſer Beziehung hier noch berührt werden.

Die Regel dieſer Ordnnng iſt: die Handlungen müſſen auf einander folgen, wie in einer wohl ausgearbeiteten Rede die Sätze; das heißt ſo, daß nicht nur jede mit der vorhergehenden und folgenden zuſammenhängt, ſondern daß alle zuſammen ein übereinſtimmendes Ganze ausmachen. So iſt es eine Uebertretung dieſer Regel, und alſo nach der Empfindung eines jeden unanſtändig, wenn man bey einer ernſthaften Sache, Scherze oder Zweydeutigkeiten vorbringt, dergleichen wohl bey einem geſellſchaftlichen Mahle erlaubt ſeyn können.

Perikles

Perikles hatte ſehr Recht, dem Sophokles, ſeinem Collegen im Richteramt, und der eben zu Verwaltung deſſelben, ſich mit ihm an einem Orte einfand, zu verweiſen, daß er einen ſchönen Knaben, nicht konnte vorübergehen ſehen, ohne laut aufzurufen: o ſiehe Perikles, den ſchönen Knaben! „Ein Richter,“ ſagte Perikles zum Dichter, „muß nicht nur enthaltſame Hände, ſon„dern auch enthaltſame Augen haben.“ Hätte Sophokles eben dieſen Ausruf als Zuſchauer einer Kämpfer-Probe gethan; ſo hätte niemand etwas daran zu tadeln gefunden: ſo viel kömmt auf Zeit und Ort an.

Wenn jemand, eben da er im Begriffe iſt, als Sachwachter aufzutreten, oder auf einem Spatziergange, oder auf Reiſen, tiefſinnig und nachdenkend ausſieht: ſo tadelt ihn niemand. Wenn er eben das Anſehen bey einer muntern Geſellſchaft, an der Tafel hat: ſo wird er für ungeſellig und mürriſch gehalten; bloß weil er die Zeit und die Umſtände nicht zu unterſcheiden weiß.

Unter dieſen Unſchicklichkeiten fallen einige ſo ſehr in die Augen, und gehen von der Gewohnheit aller übrigen Menſchen ſo weit ab; — wie z. E. auf öffentlichen Markte zu ſingen: daß es kaum nöthig iſt derſelben zu gedenken, noch weniger, davon abzumahnen. Aber andre Abweichungen vom Schicklichen ſind kleiner; und weil ſie nicht eine ſo ſtarke und allgemeine Empfindung erregen:

ſo erfordern ſie auch mehr Einſicht und Behutſamkeit, um vermieden zu werden.

41. So wie eine verſtimmte Sayte, ein falſcher Ton auf einem Inſtrumente, wenn die Unrichtigkeit auch noch ſo gering iſt, von einem Kenner bemerkt wird: ſo müſſen wir das, was in unſrer Aufführung verſtimmt und mistönend ſeyn mag, eben ſo genau, — oder vielmehr um ſo viel genauer zu bemerken ſuchen, um ſo viel die Harmonie menſchlicher Handlungen, an Wichtigkeit und Werth, die Harmonie der Töne übertrifft. Ein muſikaliſches Ohr wird durch den kleinſten Mißlaut beleidigt: und wenn unſer moraliſches Gefühl eben ſo fein, eben ſo geübt iſt: ſo werden wir die Fehler eines Characters nicht weniger in den geringfügigſten Handlungen gewahr werden. In den Blicken der Augen, im Runzeln oder Einfalten der Stirne, in der Munterkeit oder Niedergeſchlagenheit, im Lachen, im Reden, im Schweigen, im lauten oder leiſen Tone der Stimme: in allem werden wir entweder das Schikliche und den Umſtänden Angemeſſene, oder das Unnatürliche und Unſchickliche wahrnehmen.

Ein Hülfsmittel, dieſes bey uns ſelbſt zu erkennen, iſt, wenn wir auf die Aufführung andrer Achtung geben, um vor dem, was ihnen übel ſteht, uns ſelbſt zu hüten. Denn ich weiß nicht, wie es kömmt, daß wir alles Fehlerhafte eher an andern, als an uns ſelbſt gewahr werden. Daher

es auch die beſte Methode eines Lehrers, die Fehler ſeiner Schüler zu verbeſſern, wenn er ſie in ihrer Gegenwart nachmacht.

Es iſt auch ſehr erlaubt, in Fällen, wo die Wahl bedenklich, und die beſſere Parthey zweifelhaft iſt, andre, durch Wiſſenſchaft, oder auch nur durch Erfahrung in die Sache einſichtige Männer, zu Rathe zu ziehen, und ſie um das, was ſie für Pflicht halten, zu befragen. Man kann annehmen, daß die Stim̃me der Natur auf der Seite ſey, anf welche die meiſten ſich vereinigen. Doch muß man bey ſeinen Rathgebern, nicht bloß auf das ſehen, was ſie ſagen: ſondern noch mehr auf das, was ſie denken, und auch auf die Urſachen, warum ſie ſo denken.

Wenn Mahler, Bildhauer und ſelbſt Dichter, ihre Werke dem Publicum zur Beurtheilung ausſtellen, um das, was von dem größten Theile getadelt wird, zu verbeſſern; wenn dieſelben ſowohl mit ſich ſelbſt, als mit andern unterſuchen, was in ihren Producten fehlerhaft ſeyn kann: ſo werden wir in Abſicht unſerer moraliſchen Aufführung, nicht weniger die Urtheile andrer zu Rathe ziehen, und nach denſelben vieles thun oder laſſen, abändern oder verbeſſern müſſen.

In Abſicht ſolcher Sachen, die durch Landesgebräuche, oder allgemeine Gewohnheiten beſtimmt werden, iſt es unnöthig, Vorſchriften zu geben.

Denn jene Gebräuche ſind ſelbſt Vorſchriften. Derjenige würde auch ſehr irren, welcher glaubte, weil Sokrates und Ariſtipp ſich Sachen zu thun und zu ſagen erlaubt haben, die mit den eingeführten Sitten nicht übereinkamen: ſo ſey ihm eben dieſes verſtattet. Nur die großen und außerordentlichen Eigenſchaften dieſer Männer, konnten ihre Sonderbarkeiten entſchuldigen. Die Cyniſche Denkungsart aber, iſt durchaus, und bey allen verwerflich. Denn ſie iſt eine Feindinn des Wohlſtandes und der Schaam, ohne welche weder das Tugendhafte in den Geſinnungen, noch das Rechtmäßige in der Aufführung beſtehen kann.

Folgendes ſind die unveränderlichen Regeln der Schicklichkeit: denen, welche ihr Leben durch gute oder durch große Handlungen ausgezeichnet haben, die gegen den Staat wohlgeſinnt, und um denſelben verdient ſind, müſſen wir Hochachtung beweiſen; Perſonen, die durch ihren Rang, oder ein ihnen anvertrautes Commando, über uns ſind, müſſen wir mit Aufmerkſamkeit und Ehrerbietung begegnen; dem Alter müſſen wir ſein Anſehen, jedem obrigkeitlichen Amte ſein Vorrecht zugeſtehen; zwiſchen dem Bürger und dem Fremden, und bey dem Fremden zwiſchen der öffentlichen und Privat-Perſon, müſſen wir einen Unterſcheid machen; mit einem Worte, alle Verhältniſſe, in denen wir mit jedem Menſchen insbeſondere, oder mit dem ganzen menſchlichen Geſchlecht überhaupt ſtehen, müſſen wir beobachten, und heilig halten.

Ich

42. Ich komme jetzt auf die verſchiedenen Gewerbe, und die Mittel ſich Unterhalt oder Vermögen zu verſchaffen. Welche von ihnen ſind edel und anſtändig; welche ſind niedrig und verächtlich? Darüber ſind folgendes, die allgemein angenommenen Meynungen.

Erſtlich, Gewerbe die verhaßt machen, können einem gutdenkenden Menſchen nicht gefallen. Dergleichen ſind die Gewerbe der Zolleinnehmer, und derer die auf unerlaubt hohe Zinſen leihen.

Eine andre ganz niedrige Art ſich zu nähren, und welche nur dem unterſten Pöbel zukömmt, iſt die der Tagelöhner, — das heißt, ſolcher Arbeiter, denen blos ihre Stärke, nicht ihre Kunſt bezahlt wird. Der Lohn den ſie bekommen, iſt nichts anders als ein Preiß, um den ſie ſich andern auf eine Zeitlang zu Sklaven verkaufen.

Die Krämerey, die von andern im Ganzen kauft, was ſie auf der Stelle und im Kleinen wieder verkauft, iſt ein nicht weniger ſchmutziges Gewerbe. Denn es kann unmöglich viel Gewinſt bringen, wenn man ſeine Käufer nicht ſehr überſetzt, das heißt, ſie belügt. Nichts aber iſt ſchändlicher, als lügen.

Allen Handwerkern klebt Schmutz und Niedrigkeit an. Es iſt faſt unmöglich, daß etwas großes und edles aus einer Werkſtätte hervorkommen könne.

Noch tiefer in der Achtung der Vernünftigen, ſtehen die Künſte, welche nur für die Befriedigung der Sinnlichkeit arbeiten: entweder des Gaumens, wie die, welche verſchiedene Arten der Leckerbiſſen zubereiten und verkaufen; oder der übrigen Wolluſte, wie die Salbenkrämer, die Tänzer, die Spieler.

Hingegen ſind diejenigen Künſte, die einen merklichen Grad von Verſtand und Kenntniſſen erfordern, und einen wichtigen Nutzen ſchaffen, — dergleichen die Bau- die Arzney-Kunſt, das Lehramt der ſchönen Wiſſenſchaften und der Philoſophie ſind, — denen, die nicht durch Geburt und Stand zu andern Geſchäften berufen ſind, anſtändig.

Der Handel im Kleinen iſt, wie ich ſchon geſagt habe, niedrig. Der Handel im Großen, der viele Gelder und Waaren in Umlauf bringt; fremde Güter aller Art in ein Land einführt, und ſeinen Einwohnern den Genuß derſelben verſchaft, ohne ſie zu bevortheilen, iſt auf keine Weiſe verächtlich. Er kann ſo gar hochachtungswürdig werden, wenn der Kaufmann mit Gewinſt geſättigt, oder vielmehr mit dem, welchen er gemacht hat, zufrieden, nachdem er oft aus der offenen See in den Hafen eingelaufen iſt, ſich endlich aus dem Hafen aufs Land in Sicherheit begiebt; und ſeinen erworbenen Vermögen, durch Ankauf liegender Gründe, Dauerhaftigkeit und Nutzen verſchaft.

Unter

Unter allen Mitteln des Erwerbes aber, iſt keines beſſer, ergiebiger, angenehmer, eines Menſchen und eines Edlen würdiger, als der Ackerbau. Von dieſem habe ich in dem Buche vom Alter, ziemlich umſtändlich gehandelt: aus welchem alſo das hieher gehörige, entlehnt werden kann.

Das bisher geſagte wird, glaube ich, zureichen, die Art und Weiſe zu zeigen, wie aus jeder der Eigenſchaften, welche zuſammen den tugendhaften Charakter bilden, die beſondern Pflichten hergeleitet werden. 43.

3. Vergleichung der vier Gattungen von Pflichten und Entſcheidung der Colliſions-Fälle.

Aber zwiſchen dieſen Tugenden ſelbſt, ſcheint zuweilen ein Streit zu ſeyn. Man muß zuweilen die Pflichten der einen Art den Pflichten einer andern aufopfern: und alsdann iſt die Frage, welche den Vorzug verdiene. Dieſer Punct iſt vom Panätius ausgelaſſen worden.

Jede tugendhafte Handlung, habe ich geſagt, beruht auf einer dieſer Grundlagen: auf der Wißbegierde, dem Triebe der Geſelligkeit, der Stärke der Seele, oder der Mäßigung. Dieſe Vollkommenheiten müſſen alſo ſelbſt mit einander verglichen werden, wenn man unter den Pflichten wählen will, die auf jenen beruhen.

Bey dieſer Vergleichung findet man erſtlich, daß die Pflichten der Geſelligkeit, den Pflichten welche aus dem Wahrheitstriebe entſtehen, vor-

gehen müſſen. Ein Beweis davon iſt, daß jeder weiſe Mann, wenn er in einen Zuſtand verſetzt würde, worinn er bey dem Ueberfluſſe aller äuſſern Bequemlichkeiten, mit der größten Muße, der Erlernung und Unterſuchung von allem, was wiſſenswürdig iſt, obliegen könnte, dabey aber in einer ſolchen Einſamkeit lebte, daß er nie einen Menſchen ſehen könnte, — lieber würde ſterben, als in dieſem Zuſtande bleiben wollen.

Ferner, die erſte aller Tugenden, iſt diejenige Weisheit, welche die Griechen σοφίαν nennen. Dieſe iſt nicht einerley mit der Klugheit, die ſie durch φρόνησιν ausdrücken. Die Klugheit bezieht ſich nur auf die Dinge, welche ein Verhältniß zu unſern Bedürfniſſen haben, und zeigt uns, was von denſelben, gut oder ſchädlich, zu ſuchen oder zu vermeiden ſey. Die Weisheit aber, die ich das Haupt aller Tugend genannt habe, iſt die Einſicht in die Natur Gottes und der Menſchen, und der Verbindungen, in welchen dieſe unter einander, und mit jenem ſtehen. Wenn ſie nun die höchſte unſrer Vollkommenheiten iſt, wie daran nicht gezweifelt werden kann: ſo müſſen auch die Pflichten, welche aus der durch ſie erkannten Verbindung der Weſen mit einander herrühren, die vornehmſten ſeyn.

Ueberdieß iſt die bloße Erkenntniß etwas unvollſtändiges, wenn darauf nicht Handlung folgt. Handeln aber können wir nur in der menſchlichen Geſellſchaft. Wenn alſo der Endzwek dem Mittel vor=

vorzuziehen iſt: ſo iſt auch das Thun dem Wiſſen, und, — da unſre Thätigkeit ſich gröſtentheils auf andre bezieht, die geſellige Tugend der beſchaulichen vorzuziehen.

Und ſo urtheilt, ſo handelt auch jeder gute Menſch; um deſto mehr, je beſſer er iſt.

Wer hat wohl eine ſo unmäßige Begierde nach Wiſſenſchaft, daß, wenn ihm, während der Unterſuchung der wiſſenswürdigſten Gegenſtände, eine Gefahr ſeines Vaterlands hinterbracht würde, welche er abwenden, oder in der er ihm beyſtehen könnte: er nicht jenes alles bey Seite legen ſollte, um dieſem zu Hülfe zu eilen, geſetzt auch, daß er gehoft hätte, die Sterne zu zählen, oder die Größe der Welt auszumeſſen? — Wer würde nicht ein gleiches thun, wenn die Gefahr einen Vater oder einen Freund beträfe?

Es iſt alſo aus Gründen und aus den Beyſpielen tugendhafter Menſchen klar, daß die Pflichten der Gerechtigkeit und der Menſchenliebe, welche ſich auf das Beſte andrer beziehen, den Pflichten des Wahrheitstriebes, die nur unſre eigne Kenntniſſe befördern, vorgehen müſſen.

Selbſt die eigentlichen Gelehrten, welche ihr 44.
ganzes Leben mit den Wiſſenſchaften zubringen, die kein anderes Geſchäfte kennen, als dieſe, halten ſich deßwegen nicht davon losgeſprochen, für

den Nutzen der Geſellſchaft zu arbeiten. Entweder widmen ſie ſich der mündlichen Unterweiſung und der Erziehung der Jugend, um gute Bürger und nützliche Staatsglieder zu bilden. — So wurde Epaminondas vom Pythagoreer Lyſis, Dio von Syracus vom Plato, viele andre Staatsleute von Gelehrten gebildet. Ich ſelbſt, wenn ich meinem Vaterlande einige nützliche Dienſte geleiſtet habe, bin dazu durch die Wiſſenſchaften in den Stand geſetzt worden, welche ich dem Unterrichte der Gelehrten ſchuldig bin. — Oder ſie ſetzen ſich einen noch höhern Zweck vor; und anſtatt bloß, ſo lange ſie leben, und nur diejenigen, welche um ſie ſind, zu unterrichten und zu bilden, thun ſie beydes durch ihre Schriften zu allen Zeiten und an allen Orten, wo dieſelben geleſen werden. In den Werken, die wir von Männern dieſer Art beſitzen, findet ſich auch ein vollſtändiger Unterricht über die Staatsverwaltung. Kein Theil der Geſetzgebung, der Staatspolicey, der öffentlichen Sitten iſt von ihnen übergangen worden: ſo daß es ſcheint, ſie haben ihre Muße nur dazu angewandt, uns die Geſchäfte zu erleichtern.

Alſo auch diejenigen Perſonen, welche ſich den Wiſſenſchaften ganz widmen, ſuchen ihre Kenntniſſe vornehmlich zum Vortheil andrer Menſchen anzuwenden.

Und deßwegen iſt auch bloß geſunder Verſtand, verbunden mit der Gabe ſich auszudrücken, beſſer

als

als der größte Scharfſinn ohne alle Beredſamkeit. Denn was der Menſch bloß denkt, das bleibt in ihm verſchloſſen: was er aber zu ſagen im Stande iſt, das breitet ſich auf den Nächſten aus, und wird der Geſellſchaft nützlich.

So wie die Bienen nicht deßwegen in Schwärme zuſammen kommen, um ſich Zellen zu bauen; ſondern da ſie von Natur den Inſtinkt haben, in Haufen beyſammen zu bleiben, ſo bauen ſie; — das letztere iſt die Folge, nicht die Urſache des erſtern: eben ſo und noch vielmehr, iſt die Urſache der Vereinigung unter den Menſchen, ihr natürlicher Trieb zur Geſelligkeit; und die Bemühung etwas zu denken, zu thun, wodurch ſie einander nützlich werden können, iſt erſt eine Folge der Geſellſchaft.

Wenn demnach diejenige Tugend, welche mit dem Wohl andrer Menſchen zu thun hat, das heißt, die geſellige, — ſich nicht mit den Kenntniſſen vereinigt: ſo ſind dieſe für ſich allein, etwas unfruchtbares, trockenes und zweckloſes.

Ein gleiches gilt von der Tugend der Geiſtesſtärke. Dieſe, ohne die geſelligen Eigenſchaften, ohne Menſchenliebe und Dienſteifer, artet in Härte, Ungeſtüm und Wildheit aus.

Unter dieſen drey Tugenden, hat alſo Geſelligkeit über Wiſſenſchaft und Muth einen unſtreitigen Vorzug.

Auch das iſt unrichtig, was einige behaupten, die Menſchen wären nur des Bedürfniſſes wegen in Geſellſchaft getreten, weil jeder einzeln, ohne die Hülfe andrer, die Forderungen ſeiner Natur nicht hätte befriedigen können: wenn es aber möglich wäre, daß der Menſch alles, was zur Nahrung und Nothdurft des Lebens gehört, durch einen Zauberſtab, auf ſeinen bloßen Wink ohne Arbeit bekäme; ſo würde jeder, je größer ſeine Fähigkeiten, und je edler ſein Geiſt wäre, ſich um deſto lieber, aller andern Geſchäfte entſchlagen, um ſich ungetheilt den Wiſſenſchaften und der Betrachtung der Natur zu widmen. Nichts weniger! Denn erſtlich würde er doch nicht ohne Umgang ſeyn wollen. Er würde ſich überdieß einen Gehülfen bey ſeinen Studien wünſchen. Er würde das, was er weiß, andre lehren, er würde das, was er noch nicht wüßte, von andern lernen; er würde hören, er würde reden wollen.

Alſo bleibt es ausgemacht, daß die Bemühung um Wiſſenſchaft eine untergeordnete Pflicht iſt, welche der obern Pflicht, dem Beſtreben das gemeine Beſte zu befördern, immer als Werkzeug dienen, und oft ihr aufgeopfert werden muß.

45. Noch fragt ſich, ob die Dienſte, die man der Geſellſchaft zu leiſten hat, auch den Pflichten der Mäßigung, und der Regelmäßigkeit der Sitten vorzuziehen ſind. — Mich dünkt, Nein! Denn gewiſſe Handlungen ſchänden den Körper, andre die

Seele

Seele ſo ſehr, daß ſie ein tugendhafter Mann, auch nicht zur Rettung ſeines Vaterlands thun würde.

Viele Beyſpiele derſelben hat Poſidonius geſammlet; aber einige darunter ſind ſo ſchändlich, daß auch ihre Namen, die Ohren geſitteter Menſchen beleidigen würden. — Zu ſolchen Handlungen wird ſich alſo niemand, auch des öffentlichen Beſtens wegen, entſchließen dürfen; aber das allgemeine Beſte wird auch niemals ſolche Handlungen erfordern. Die Entſcheidung der obigen Frage hat alſo deſto weniger Schwierigkeit, da der Fall ſich niemals ereignen kann, wo das Wohl des Staates darauf ankäme, daß ein weiſer Mann Ausſchweifungen begienge.

Es iſt demnach auf alle Weiſe erwieſen, daß in dem Colliſions-Falle, die Pflichten, welche aus der geſellſchaftlichen Vereinigung der Menſchen entſtehen, vor den übrigen den Vorzug haben. — Ueberlegt handeln, iſt die Folge und der Zweck vom vernünftig Denken, und iſt alſo von größerm Werthe als dieſes.

Es wird nicht ſchwer ſeyn, nach dieſen allgemeinen Regeln, in beſondern Fällen auszumachen, welche von zwey Pflichten, deren eine nur ausgeübt werden kann, gewählt werden müſſe. Auch die Verbindungen, in welchen die Menſchen ſtehen, haben ihre Grade: nach welchen alſo auch die verſchiedenen Grade der Verpflichtung beſtimmt werden

können.

können. Unſer Verhältniß mit Gott iſt das erſte und wichtigſte, das zweyte iſt das, gegen unſre Vaterland, das dritte das Verhältniß gegen unſre Eltern; und dann folgen ſtufenweiſe die übrigen.

Aus der bisherigen kurzen Abhandlung erhellt, daß in moraliſchen Unterſuchungen, nicht bloß die Frage iſt, was gut oder böſe; ſondern auch, welche von zwey guten Sachen die beſſere, welche von zwey böſen die ſchlimmere ſey: und daß ich alſo mit Recht, dieſen vom Panätius ausgelaſſenen Theil ergänzt habe.

Von den menſchlichen Pflichten.

Zweytes Buch.

Inhalt.

Die zweyte moraliſche Unterſuchung, über das Nützliche oder über die Mittel unſer äußeres Wohl zu befördern. Menſchen tragen dazu am meiſten bey. Ihre Mitwirkung wird erhalten, wenn man von ihnen geliebt, oder wenn man von ihnen verehrt wird. Von dem Ruhme, als dem Mittel andre zu Dienſtleiſtungen zu bewegen. Die Wege dazu überhaupt, und insbeſondere in Rom. — Von den Wohlthaten, als dem Mittel ſich beliebt zu machen. Oeffentliche und Privat-Gutthätigkeit. Unterſchied zwiſchen dem Volksſchmeichler und dem Patrioten. — Vergleichung verſchiedener Arten der Güter.

Es iſt in dem vorhergehenden Buche, hinlänglich, wie ich glaube, unterſucht worden, welches diejenigen Pflichten ſind, die aus der Natur der moraliſchen Vollkommenheit fließen. Das gegenwärtige wird von den Pflichten handeln, die ſich auf die Bedürfniſſe des Lebens, und auf die Mittel beziehen, wodurch wir uns dieſe verſchaffen, worunter Vermögen und Macht gehören. I.

Hiebey kömmt, wie ich ſchon oben erinnert habe, zweyerley zu unterſuchen vor, erſtlich, was iſt

nützlich

nützlich oder unnütz; zweytens, was iſt das mehr oder weniger nützliche. Auf dieſe Unterſuchung will ich mich einlaſſen, wenn ich zuvor überhaupt zwey Worte von meinem ganzen ſchriftſtelleriſchen Unternehmen, und von den Gründen werde geſagt haben, die mich dazu bewogen haben.

Denn ob ich gleich durch meine bisherigen Schriften, viele nicht nur zum Leſen gereitzt, ſondern auch zum Schreiben erweckt habe: ſo glaube ich doch, daß immer noch mancher würdige Mann ſeyn mag, dem der Name der Philoſophie verhaßt iſt, und der ſich wundert, wie ich ſo viel Zeit und Fleiß darauf wenden könne.

Dieſen dienet zur Antwort: ſo lange der Staat von denjenigen verwaltet wurde, denen er ſich ſelbſt anvertraute, ſo lange wandte ich mein ganzes Nachdenken, meinen ganzen Fleiß, auf die Geſchäfte deſſelben. Seitdem aber alles von den Befehlen eines Einzigen abhängt, und weder der Rath irgend eines Menſchen gehört wird, noch ſein Anſehen von einigem Gewicht iſt; ich überdieß die Gehülfen meiner Bemühungen zum Beſten des Staates, — große Männer, — verlohren habe: ſo habe ich weder auf der einen Seite mich dem Kummer überlaſſen wollen, der mich in kurzem würde verzehrt haben, wenn ich ihm nicht widerſtanden hätte; noch auf der andern meine Zuflucht zu Vergnügungen nehmen wollen, die meiner nicht würdig geweſen wären. — Und wollte Gott, der Staat wäre in derjenigen Verfaſſung geblieben, zu welcher ein Anfang und ein

Schein

Schein der Hofnung vorhanden war; wollte Gott, er wäre nicht in die Hände ſolcher Menſchen gefallen, die nicht verändern, ſondern zerſtöhren wollen; ſo würde ich noch jetzt, ſo wie ich zur Zeit der aufrechtſtehenden Freyheit und alten Verfaſſung that, mehr öffentlich reden als ſchreiben; und was ich ſchriebe, würde mehr zur Aufbehaltung meiner Staatsverhandlungen, als zur Unterſuchung philoſophiſcher Materien beſtimmt ſeyn. Nachdem aber das gemeine Weſen, dem ich alle meine Gedanken, meinen Fleiß, alle Kräfte des Körpers und der Seele zu widmen gewohnt war, ſeine Verfaſſung, ſein Daſeyn ſogar, völlig verlohren hat; da mit dem Untergange deſſelben, die Stimme der öffentlichen und politiſchen Weisheit vor dem Volke und dem Senat verſtummt iſt: ſo glaubte ich, daß, da es mir unmöglich war, ganz ohne Beſchäftigung zu bleiben, ich in keiner andern ſo leicht meinen Kummer vergeſſen könnte, als in dem Studium derjenigen Wiſſenſchaften, mit welchen ich ſchon von meinem früheſten Alter an bekannt bin. Ihnen habe ich den größten Theil meiner Jugend gewidmet, um mich durch ſie zu Geſchäften zu bilden: als Mann, während der Zeit, daß ich dem Staate diente, und die Laufbahn der öffentlichen Aemter durchlief, überließ ich ihnen alle die Augenblicke, welche mir von den Geſchäften der Republik oder meiner Freunde übrig blieben. Aber dieſe wurden nur ganz mit Leſen zugebracht: zum Schreiben waren ſie zu kurz und zu unruhig.

Jetzt

2. Jetzt habe ich durch ſo viele Uebel wenigſtens Ein Gut erhalten: dieß, daß ich Muße habe, über Materien zu ſchreiben, deren Kenntniß meinen Landsleuten zum Theil noch fehlt, und doch von größter Erheblichkeit iſt.

Denn bey allem, was heilig iſt, was kann wünſchenswerther, was achtungswürdiger, was dem Menſchen nützlicher, was ſeiner würdiger ſeyn, als Weisheit? — Nun dieſe zu ſuchen: das iſt das Geſchäfte der Philoſophie. Der Name ſelbſt zeigt nichts anders an, als Liebe der Weisheit, und Beſtrebung nach derſelben. — Weisheit aber iſt, (nach der Erklärung der Alten) die Wiſſenſchaft von der Natur und den Verhältniſſen Gottes und der Menſchen, und von den Gründen, woraus beyde erkannt werden. Wem das Studium einer ſolchen Wiſſenſchaft Tadel zu verdieneu ſcheint, von dem begreife ich nicht, was er loben könne.

Denn man mag entweder eine bloße Unterhaltung des Gemüths und eine Erholung von mühſamen Geſchäften ſuchen: wo giebt es eine, die mit derjenigen zu vergleichen wäre, welche man in der Unterſuchung der zur Glükſeligkeit abzielenden Wahrheit findet? Oder man mag ein Hülfsmittel zur Tugend und zur Befeſtigung im Guten verlangen: entweder dieß iſt die Kunſt, die uns daſſelbe verſchaft, oder es giebt keine.

Wollte

Wollte man behaupten, es gebe keine Kunſt, keine Wiſſenſchaft, welche tugendhaft mache: ſo bedenke man, wie ungereimt es ſey zu glauben, daß jede nichtswürdige Geſchicklichkeit, ihre Regeln, ihre Uebungen habe, durch welche ſie erlangt werden könne; die höchſte aller menſchlichen Fertigkeiten aber, die Tugend, ohne Regeln und ohne Uebung erhalten werden müſſe. Giebt es aber einen Unterricht, eine Schule der Tugend, wo kann man dieſelbe anders finden, als in derjenigen Wiſſenſchaft, die ich eben jetzt abhandle? — Doch dieß wird weitläuftiger ausgeführt in ſolchen Schriften, worinn man überhaupt zum Studio der Philoſophie aufmuntert; welches ich in einem andern Orte gethan habe. Hier iſt meine Abſicht nur, die Gründe anzuzeigen, warum ich, da die unglücklichen Zeiten mich vom Dienſte des Staates vertrieben haben, lieber mit dieſer Beſchäftigung, als mit jeder andern, meine leer gewordene Zeit habe ausfüllen wollen.

Ein anderer Vorwurf wird mir von Perſonen, die ſelbſt Wiſſenſchaft beſitzen, gemacht. Sie ſagen, ich handle nicht einſtimmig mit mir ſelbſt, da ich der Secte der Philoſophen zugethan ſey, die keine Gewißheit in irgend einer Sache annehmen, und doch über viele andere Gegenſtände, und jetzt über die Materie von den Pflichten, mich auf eine entſcheidende Art erkläre.

Dieſer Vorwurf würde mir nicht gemacht werden, wenn man die Lehrſätze dieſer Philoſophen, und

meine Meynung verſtünde. Wir ſind keinesweges Leute, deren Verſtand in einer beſtändigen Unſchlüſſigkeit hin und her ſchwankt; bey denen nichts ſo weit ausgemacht iſt, daß ſie ihre Urtheile darauf gründen, oder ihre Handlungen darnach einrichten können.

Wie würde auch das vernünftige Denken, wie würde das Leben ſelbſt beſtehen können, wenn kein Leitfaden mehr für das eine oder das andre vorhanden wäre? Nein, in dieſem traurigen Falle befinden wir uns nicht. Der ganze Unterſchied zwiſchen uns und andern Philoſophen iſt, daß ſie von Gewißheit, wenn wir von Wahrſcheinlichkeit reden. Warum ſollte es mir aber nicht erlaubt ſeyn, das, was ich für wahrſcheinlich halte, anzunehmen; was ich für unwahrſcheinlich erkenne, zu verwerfen: ohne mir es deshalb anzumaßen, mit Gewißheit zu entſcheiden, was ich nicht vollkommen einſehe? — eine Dreiſtigkeit, die ſich für den Weiſen am wenigſten ſchickt. Wenn aber die Philoſophen, zu denen ich mich bekenne, die Gewohnheit haben, alles zu beſtreiten, ſo geſchicht es nicht, um alles zweifelhaft zu machen: ſondern nur, weil man nicht deutlich erkennen kann, auf welcher Seite die Wahrſcheinlichkeit ſey, wenn man nicht die Gründe von beyden Seiten aufſucht, und gegeneinander hält. Doch dieſes iſt in meinen Academiſchen Büchern, genau aus einander geſetzt worden. Hier iſt meine Abſicht nur, dich, ob du gleich jetzt mit der Erlernung eines andern Lehrgebäudes beſchäftigt biſt, (ohne Zweifel des älteſten, und wegen

gen der großen Männer, die ſeine Stifter waren, edelſten, unter allen,) und dieß unter einem Lehrer, der ſelbſt jenen erſten Erfindern der Wahrheit gleich kömmt, doch auch mit den nicht weit abgehenden Grundſätzen meiner Schule, einigermaßen bekannt zu machen.

Ich habe die ganze Abhandlung von den Pflichten, unter fünf Hauptſtücke gebracht: wovon zwey das moraliſch Gute; zwey die äuſſern Vortheile, als Reichthum und Macht, betreffen; das fünfte endlich die Gründe abhandelt, nach welchen der Streit zwiſchen beyden, entſchieden werden ſoll. Der erſte Theil, welcher von der Natur der Tugend handelt, iſt zu Ende gebracht. Der, welchen ich jetzo anfange, betrifft die Materie vom Nützlichen. 3.

Allgemeine Begriffe vom Nützlichen.

In Anſehung deſſelben, hat ſich in die Begriffe und Reden der Menſchen, eine weit von der Wahrheit abweichende Gewohnheit eingeſchlichen, — die, das moraliſch Gute vom Nützlichen zu trennen; etwas als nützlich anzunehmen, was nicht moraliſch gut, uud etwas als gut, was nicht nützlich ſey: — eine Abſonderung, die das größte Unheil im menſchlichen Leben angerichtet hat.

Allerdings haben zwar die reinſten und ſtrengſten Moraliſten, dieſe drey Begriffe, gerecht, nützlich und moraliſch gut, von einander unterſchieden: aber nicht in der Meynung, als wenn die

Sachen in der Natur ſelbſt von einander getrennt ſeyn könnten. Vielmehr behaupten ſie, daß alles, was gerecht iſt, auch nützlich; alles was moraliſch gut iſt, auch gerecht; und folglich Tugend und Nutzen immer beyſammen ſey.

Aus Mangel der Einſicht in dieſe Wahrheit, entſteht die falſche Bewunderung, welche Viele für glückliche Betrügereyen und wohl ausgeführte Ränke haben: indem ſie die Wirkungen eines böſen Herzens, für Beweiſe von Verſtande anſehen. Dieſem Irrthume muß man aus allen Kräften entgegen arbeiten; alle Begriffe der Menſchen muß man auf die Ueberzeugung hinlenken, daß ſie die Gegenſtände ihrer Wünſche, nur durch tugendhafte Anſchläge und rechtſchaffene Handlungen, nicht durch Betrug und unerlaubte Kunſtgriffe, erlangen können.

Eintheilung der Dinge die nützlich ſind.

Wenn wir nun alle Claſſen der Weſen durchgehen, die etwas zur Erhaltung und zum Wohl der Menſchen beytragen: ſo finden wir, daß einige davon leblos ſind, als die Elemente, die Mineralien, die Erdproducte; andre lebendig, das heißt, ſolche, die eine innere Quelle der Thätigkeit und der Begierden haben. Die letztern ſind theils vernünftig, theils unvernünftig. Die Unvernünftigen ſind überhaupt die Thiere, davon einige uns in unſrer Arbeit beyſtehen, als das Pferd, der Stier; andre etwas nützliches für uns verfertigen, als die Biene. Vernünftiger Weſen, die uns nutzen können, ſind uns nur zwey bekannt: Gott und

und der Menſch. Den göttlichen Beyſtand, erhalten wir durch die Verehrung deſſelben, und durch ein frommes Leben. Dieſer Beyſtand iſt das vornehmſte Erforderniß zu unſerer Glückſeligkeit: nächſt Gott aber iſt das nützlichſte Weſen für den Menſchen, der Menſch.

Der Menſch iſt das Nützlichſte unter allen.

Der Dinge, welche ſchaden können, ſind eben ſo viel Claſſen: nur Gott iſt davon ausgenommen, nach deſſen Natur es unmöglich iſt, daß er ſchade. Der Menſch aber ſteht unter den ſchädlichen, wie unter den nützlichen Dingen, oben an.

Die Beyſpiele ſind unzählich, welche zeigen, wie viel ein Menſch dem andern nütze. Denn erſtlich, die lebloſen nützlichen Dinge, werden nützlich, erſt durch die Arbeit der Menſchen. Wir würden ſie gar nicht beſitzen, wenn nicht Kunſt und Fleiß ſie uns verſchafte: und wir würden ſie nicht gebrauchen können, wenn uns nicht andre Menſchen in der Anwendung derſelben beyſtünden. Ohne die vereinigte Arbeit mehrerer Menſchen würden weder unſere Krankheiten geheilt, noch unſere Aecker gebauet, noch die See beſchifft, noch die Feld= und Gartenfrüchte eingeſammelt und aufbewahrt werden können. Ferner, die Ausfuhr der überflüßigen Producte unſers Landes, die Einfuhr der ihm mangelnden, erfordert Menſchen, welche ſich dieſem Geſchäfte widmen. Eben ſo wenig würden wir die zum menſchlichen Leben ſo nothwendigen Steine und Metalle, aus den

Tiefen, wohin ſie die Natur verborgen hat, herausholen können, wenn nicht viele Menſchen ihre Hände und ihre Kräfte dazu liehen.

4. Wie würden die erſten Häuſer, in denen ſich die Menſchen vor der Strenge der Kälte, und den Beſchwerden der Hitze zu retten ſuchten, haben erbauet; wie die durch Sturm, Erdbeben und Alter eingefallenen, haben wieder hergeſtellt werden können: wenn nicht die Erfahrung uns gelehrt hätte, die vereinigten Kräfte mehrerer Menſchen zu Hülfe zu nehmen? Man denke hiebey noch an die Waſſerleitungen; an die zur Schiffahrt, und zur Bewäſſerung der Aecker, angelegten Canäle; an die gegen die Gewalt der Ströme aufgeführten Dämme; an die durch Kanſt erbauten Häfen: und man frage ſich ſelbſt, was von allem dieſen, ohne die Arbeit einer großen Menge von Menſchen, würde haben zu Stande kommen können? Aus dieſen und vielen andern Beyſpielen iſt klar, daß aller Nutzen, den wir von den lebloſen Dingen ziehen, uns nur durch der Menſchen Hände und Beſchäftigungen zu Theil werde.

Gehen wir weiter zu den Thieren fort, welche Frucht könnten wir von ihnen genießen, welche Bequemlichkeit durch ſie erlangen, wenn Menſchen uns nicht darinn beyſtünden? Denn erſtlich waren es Menſchen, welche urſprünglich die Entdeckung machten, wozu man jedes Thier brauchen könne; und noch jetzt können wir nur durch ihre Hülfe

ſie hüten, zähmen, verpflegen, und die Producte, welche ſie in jeder Jahreszeit liefern, von ihnen einſammlen. Menſchen ſind es, die von den wilden Thieren die ſchädlichen tödten, und die nützlichen fangen. Wo würde der Kranke Hülfe, der Geſunde Vergnügen, der Menſch überhaupt, Nahrung, Kleidung und Geräthe finden, wenn nicht ſo viele Künſte beſchäftiget wären, ihm alles dieſes zu verſchaffen? Dieſe ſind es, welche dem menſchlichen Leben, diejenige Ausbildung und Verſchönerung gegeben haben, wodurch es ſich ſo ſehr von der Ernährungsart und dem Zuſtande der Thiere unterſcheidet. Ohne viele Menſchen: die mit einander in Geſellſchaft traten, konnten Städte weder erbauet noch bevölkert werden. Die Erbauung der Städte war der erſte Schritt, zur Geſetzgebung und zu einem geſitteten Leben. Die Geſetze haben die verſchiedenen Rechte feſtgeſtellt; die Sitten haben eine gewiſſe Erziehung und Policey eingeführt: durch beide ſind die Gemüther milder, ſanfter, und gegen Pflicht und Anſtand empfindlich geworden. Und von allem dieſem iſt die endliche glückliche Folge geweſen, daß das menſchliche Leben ſichrer, — und daß durch den Umtauſch von den Gütern und Kräften aller Glieder der Geſellſchaft, dem Mangel eines jeden abgeholfen worden.

Ich halte mich länger hiebey auf, als ich nöthig hätte. Denn wer ſieht nicht auf den erſten Blick, was Panätius ſo umſtändlich ausführt, daß weder 5.

Feldherrn noch Staatsmänner, groſze und heilſame Unternehmungen, ohne Vereinigung des Willens und der Thätigkeit vieler Menſchen, ausführen können? Er führt den Perikles, Themiſtokles, Cyrus, Ageſilaus, Alexander, als Beyſpiele groſſer Männer auf, deren Thaten nie würden möglich geweſen ſeyn, wenn ſie nicht durch eine Menge andrer Menſchen wären unterſtützt worden. — Unnöthige Zeugen in einer unbeſtrittenen Sache!

Aber ſo wie die gröſzten Vortheile, uns durch den einſtimmigen Willen und die vereinigten Kräfte mehrerer Menſchen, zu Theile werden: ſo ſind auch Menſchen, die Urheber der meiſten und gröſzten Uebel, die den Menſchen drücken. Man hat eine Schrift des Dicäarchus, eines groſzen peripatetiſchen Weltweiſen, und guten Scribenten, über den Untergang der Menſchen. Nachdem dieſer alle andere Urſachen der Zerſtörung aufgezählt hat, als Ueberſchwemmungen, Peſt, Miſzwachs. die ſchleunige Vermehrung wilder Thiere, (durch welche letztern, nach ſeinem Berichte, ganze Menſchengeſchlechter aufgerieben worden,) ſo vergleicht er damit die Anzahl derjenigen Menſchen, welche von Menſchen im Kriege oder im Aufruhre, umgebracht worden: und findet, daſz dieſe einzige Urſache mehrern das Leben gekoſtet, als alle übrigen Unglücksfälle zuſammengenommen.

Wenn alſo dieſer Satz keinen Zweifel leidet, daſz nichts dem Menſchen ſo nützlich und ſo ſchädlich iſt, als

als der Menſch: ſo ſehe ich es auch als ausgemacht an, daß es zur Tugend gehört, die Gemüther der Menſchen zu gewinnen, und ihnen Geſinnungen einzuflößen, welche uns vortheilhaft ſind.

Derjenige Nutzen nämlich, der dem menſchlichen Leben, von den lebloſen Geſchöpfen, und von dem Gebrauche und der Behandlung der Thiere zuwächſt, ob er gleich auch durch Menſchen uns verſchaft wird, iſt dennoch das Werk nur Einer Claſſe derſelben, der Handarbeiter und mechaniſchen Künſtler. Die Vortheile aber, welche wir aus der Zuneigung und Ergebenheit der Menſchen überhaupt, zu unſerm Glück oder zu unſrer Erhöhung, ziehen können: dieſe muß ſich ein großer und weiſer Mann, durch ſeine Tugenden ſelbſt verſchaffen.

Tugend oder menſchliche Vollkommenheit, zeigt ſich vornehmlich in drey Stücken. Das erſte iſt die Einſicht in die Wahrheit: in die Verhältniſſe, die Urſachen, die Folgen der Dinge. Das zweyte iſt die Herrſchaft über die Gemüthsbewegungen, wozu ſowohl die Leidenſchaften gehören, welche die Griechen πάϑη nennen, und die in zu heftigen Eindrücken der äuſſern Dinge auf uns beſtehen; als die Begierden, welche bey ihnen ὁρμαὶ heißen. Das dritte iſt ein weiſer und vorſichtiger Umgang mit den Menſchen, mit denen wir in Geſellſchaft leben; um von ihrer Zuneigung die Hülfe zu erhalten, welche wir zu Erreichung unſrer Abſich-

ten und Wünſche, zu Abwendung der uns zuſto- ßenden Widerwärtigkeiten, und zu Erlangung ei- ner billigen Genugthuung von unſern Beleidigern, nöthig haben.

6. Nur zwey Worte will ich noch vorausſchicken, ehe ich die Mittel ſelbſt anzeige, durch welche man die Zuneigung des Menſchen, gewinnen und er- halten kann.

Ohne Zweifel kömmt es ſehr viel aufs Glück an, ob es uns in der Welt wohl oder übel gehen ſoll. Denn oft gelingt uns alles, wenn wir unter einem günſtigen Einfluſſe deſſelben ſtehen: und wenn es uns zuwider iſt, ſo ſchlagen auch die beſten Maaß- regeln fehl. Unterdeſſen ſind doch die Uebel ſelte- ner, die bloß vom Zufall abhängen: ſie mögen nun von lebloſen Dingen entſtehen, wie Sturm, Unge- witter, Schiffbruch, Einſturz der Häuſer, Feuers- brünſte; oder von lebendigen aber unvernünftigen, wie die von wilden Thieren hin und wieder ange- richtete Verwüſtungen. Weit häufiger ſind die Unglücksfälle, wovon Menſchen die Urheber ſind. Wie viele Armeen ſind nicht ſchon in der Welt zu Grunde gerichtet worden, wie wir ſelbſt deren erſt vor kurzem drey verlohren haben? Wie viele Ge- nerale haben in der Niederlage ihrer Heere, zugleich ihren eigenen Untergang gefunden, eben ſo wie neulich einer der größten von allen? Wie viele rechtſchaffene und verdiente Männer, ſind nicht durch den Haß ihrer Mitbürger aus ihrem Vater-

lande

lande vertrieben, ihres Vermögens beraubt, und ins Elend geſtürzt worden? — Auf der andern Seite kömmt es zwar bey allen glücklichen Vorfällen, ob wir zu hohen Ehrenſtellen gelangen, über Armeen und Provinzen befehlen, oder Siege erfechten ſollen, zum Theil auf bloß zufällige Umſtände an: aber doch hängen ſie vornehmlich von Menſchen ab; — von der Ergebenheit, die ſie gegen unſre Perſon haben, und von dem Eifer, mit welchem ſie unſre Entwürfe ausführtn helfen.

Dieſes alſo als bekannt und ausgemacht angenommen: fragt es ſich, welches ſind die Mittel, durch die wir andre in unſer Intereſſe ziehen, uud zur Beförderung unſrer Vortheile anreitzen können? Wenn das, was ich darüber ſagen werde, zu weitläuftig ſcheint: ſo bedenke man die Wichtigkeit und den Nutzen des Gegenſtandes, und man wird es vielleicht noch nicht ausführlich genug finden.

Mittel, die Menſchen ſich nützlich zu machen.

Alles was Menſchen für einen andern thun, ſein Glück oder ſein Anſehen zu erhöhen: thun ſie entweder aus perſönlicher Zuneigung, weil ſie ihn lieben; oder aus Hochachtung, weil ſie ſein Verdienſt erkennen, und ihn um deswillen, eines größern Glücks, als ſein jetziges iſt, würdig ſchätzen; oder aus Zutrauen, weil ſie glauben, daß ihren Sachen wohlgerathen ſey, wenn ſie ſeinen Händen anvertrauet werden; oder aus Furcht vor ſeiner Macht; oder aus Hofnung auf ſeine Freygebigkeit;

(wie

(wie wenn Fürſten, oder die Anführer der Volkspartey, Geldaustheilungen und öffentliche Luſtbarkeiten verſprechen,) oder endlich für Geld und baare Bezahlung. Dieſer letzte Bewegungsgrund iſt der niederträchtigſte unter allen; ſchändlich ſowohl für diejenigen, welche ſich dadurch regieren laſſen, als für den, welcher zu demſelben ſeine Zuflucht nimmt. Das Verderbniß in einem Staate iſt ſchon ſehr groß, wenn man Geld für das bietet, was nur die Belohnung der Tugend ſeyn ſoll. Doch weil dieſes Hülfsmittel zuweilen unentbehrlich iſt: ſo muß ich auch davon reden: — wenn ich zuvor die mit der Tugend näher verwandten Wege zur Gunſt, werde durchgegangen ſeyn.

Die Urſachen, um deren willen ſich Menſchen der Herrſchaft eines andern unterwerfen, ſind ebenfalls vielfach. Entweder ſind ſie der Perſon, welche ſie über ſich ſetzen, aus Zuneigung ergeben; oder ſie haben große Wohlthaten von ihr empfangen; oder ſie werden von Ehrerbietung gegen ihren Rang, von der Hofnung unter der Regierung derſelben glücklich zu ſeyn, durch die Furcht mit Gewalt zum Gehorſam gezwungen, — oder durch die Erwartung für denſelben belohnt zu werden, bewogen; oder ſie ſind endlich, wie es ſo oft in unſrer Republik geſchehen iſt, mit Geld erkauft.

7. 1. Erſtes Mittel, Unter allen dieſen Mitteln, iſt keines geſchickter, eine dauerhafte Macht zu erlangen, als ſich beliebt,

LB Coburg

liebt, — keines untauglicher, als ſich fürchterlich machen. Ennius ſagt: Liebe oder Furcht.

> Die Menſchen haſſen, wen ſie fürchten müſſen;
> Wen jeder aber haßt, des Tod ſcheint aller Glück.

Wie wenig aber ſelbſt die größte Macht, dem allgemeinen Haſſe widerſtehen könne, — wenn dieſes bisher unbekannt geweſen wäre, ſo würden es die neulichen Auftritte in Rom gelehrt haben. Doch unſer Tyrann, (deſſen Herrſchaft ſein Vaterland ertrug, weil es der Gewalt der Waffen nachgeben mußte, und deſſen Befehlen es auch jetzt noch nach ſeinem Tode gehorcht,) dieſer Tyrann iſt nicht der einzige, der durch ſeinen Untergang beweiſt, wie vermögend der Haß der Menſchen ſey. auch den Mächtigſten zu ſtürzen. Das ähnliche Ende der meiſten Tyrannen, wovon kaum einer oder der andere, einem gewaltſamen Tode entgangen iſt, beweist eben dieſes. Die Furcht iſt keine ſichere Leibwache auf lange Zeit: die Liebe aber iſt ein treuer Beſchützer auf ewig.

Doch denen, welche über gezwungene Unterthanen, zum Beyſpiele, Herren, die über ihre Leibeigenen, herrſchen, mag es vielleicht erlaubt ſeyn, Strenge und Gewalt zu brauchen, wenn ſie den Gehorſam derſelben anders nicht ſichern können. In einem freyen Staate aber, von ſeinen Mitbürgern gefürchtet werden wollen: das iſt Unſinn und Raſerey. Geſetzt auch, daß durch die Uebermacht eines Einzigen, die Geſetze

auf

auf eine Zeitlang unterdrückt, die Stimmen der Freyheit zum Schweigen gebracht worden: ſo wacht dieſe doch endlich wieder auf, und äußert ſich, entweder durch gewiſſe Handlungen des Volkes, die als Urtheile deſſelben über ſeine Beherrſcher angeſehen werden können; oder durch die Stimmen, die es an den Wahltagen wider den Willen derſelben ertheilt. Denn der Enthſiasmus der Freyheit wirkt heftiger, wenn ſie eine Zeitlang verlohren gegangen, als wenn ſie ungeſtört geblieben iſt.

Das alſo, was von einem ſo ausgebreiteten Nutzen iſt, und nicht bloß Sicherheit, ſondern auch Macht und Einfluß gewähren kann, — allen liebenswürdig, niemanden fürchterlich ſcheinen: das ſey unſer erſter Wunſch, und der vornehmſte Gegenſtand unſers Beſtrebens. Hiedurch werden wir ſowohl in unſern eignen, als in des Staates Angelegenheiten, unſre Abſichten am leichteſten erreichen.

Wer gefürchtet ſeyn will, muß diejenigen wieder fürchten, denen er fürchterlich iſt. Zum Beyſpiele: von welcher grauſamen Furcht, muß nicht der ältere Dionyſius gequält worden ſeyn, er, der ſich die Haare mit einer Kohle abſengte, um ſich nicht dem Scheermeſſer ſeines Barbiers anzuvertrauen? In welcher Gemüthsfaſſung mag wohl Alexander, der Tyrann von Pherä, ſeine Tage zugebracht haben: wenn die Erzählung wahr iſt, daß, ohnerachtet er ſeine Gemahlin Thebe ſehr liebte, er doch nie zu

ihr, des Abends ins Schlafzimmer gieng, ohne einen fremden und noch dazu einen gebrandmarkten Knecht, mit bloßem Schwerte vor ſich hertreten zu laſſen; und ohne einige von ſeiner Leibwache vorausgeſchickt zu haben, welche die Schränke der Dame durchſuchen, und ſich davon verſichern mußten, daß kein Gewehr in ihren Kleidern verſteckt ſey. Unglücklicher Mann, der ſeiner Gemahlinn weniger trauen durfte, als einem Barbar und einem Gebrandmarkten! — Der Ausgang hat bewieſen, wie viel Urſache er dazu hatte. Denn eben von ſeiner Gemahlinn, die ihn wegen einer Untreue im Verdacht hatte, iſt er zuletzt umgebracht worden.

Nein! keine Herrſchaft iſt ſo wohl gegründet, daß ſie lange beſtehen könne, wenn eine beſtändige Furcht ihr zur Seite geht. Verlangt man noch einen ſtärkern Beweis: ſo kann ihn das Schickſal des Phalaris geben. Wenn Härte und Grauſamkeit einen Thron befeſtigen könnten: ſo müßte der ſeinige unerſchütterlich geweſen ſeyn. Sein Untergang war von außerordentlicher Art, ſo wie ſeine Grauſamkeit. Er fiel, nicht durch heimlich gelegte Schlingen, wie Alexander; nicht durch die Hand weniger Verſchwornen, wie Cäſar; ſondern durch einen öffentlichen und allgemeinen Angriff ſeiner geſammten Unterthanen, der Einwohner von Agrigent.

Was brachte den Demetrius um ſein Königreich, als der Haß der Macedonier, die ihm am Tage der

Schlacht

Schlacht verließen, und zum Pyrrhus übergiengen? Machte nicht die Härte der Lacedämonischen Regierung, daß alle ihre Bundesgenoſſen von ihnen abfielen, und ſich als gleichgültige Zuſchauer bey der Leuctriſchen Niederlage betrugen?

8. Ich gedenke ungern, an ähnliche Beyſpiele aus unſrer eigenen Geſchichte. Indeſſen iſt es gewiß: ſo lange die Herrſchaft des Römiſchen Volks auf Wohlthaten, nicht auf Gewaltthätigkeiten gegründet war: ſo lange wurden die Kriege entweder zur Vertheidigung unſrer Bundesgenoſſen, oder für die Ehre der Regierung geführt; und ſie endigten ſich entweder mit den unvermeidlichen Folgen, welche jeder Krieg hat, oder durch Proben unſrer Gelindigkeit und Menſchenliebe. Der Senat war damals der Zufluchtsort für Könige und Nationen, und gleichſam der Hafen, in den ſie ſich bey ſtürmiſchen Zeiten retteten. Unſre bürgerlichen und mitäriſchen Befehlshaber, ſuchten ihre größte Ehre darinn, die uns unterworfenen oder mit uns verbündeten Provinzen beſchützt, nnd ihnen Billigkeit und Treue bewieſen zu haben. Das Römiſche Volk war mehr Schutz- als Oberherr aller übrigen Nationen. Dieſe Grundſätze, dieſe Art zu handeln veränderten ſich nach und nach, — ſchon vor den Zeiten des Sulla: aber nach dem Siege deſſelben giengen ſie völlig verlohren. Man hatte Beyſpiele ſo großer Grauſamkeit gegen Bürger geſehen, daß man aufhörte, irgend etwas gegen Bundesgenoſſen, für unbillig zu halten. Dieſer Sulla ſchän-

ſchåndete die Gerechtigkeit ſeiner Sache, durch den unerlaubteſten Gebrauch den er von ſeinem Siege machte. Er war es, welcher ſagen konnte, als er die Gůter der wohlhabendſten und angeſehenſten Perſonen, und die wenigſtens ſeine Mitbůrger waren, gerichtlich verſteigerte: es ſey ſeine Beute, die er verkaufe. Auf ihn folgte ein anderer, der in einer ungerechten Sache, einen noch ſchåndlichern Sieg erhielt; und nach demſelben nicht bloß die Gůter einzelner Bůrger feilbot, ſondern ganze Provinzen und Kônigreiche, als ſeinen rechtmåßigen Raub austheilte. Nach einem Kriege, in welchem alle auswårtige Vôlker geplagt und zu Grunde gerichtet worden, haben wir, — zum Beweiſe, daß unſer Staat ſeine Herrſchaft vôllig verlohren hat, das Bild von Marſeille, ſeiner treueſten Bundesgenoſſinn, im Triumph herumtragen, und ůber diejenige Stadt einen Triumph halten ſehen, ohne deren Beyſtand unſre Feldherren nie, in den galliſchen Kriegen einen Triumph erfochten haben. Ich kônnte noch viele andere himmelſchreyende Mißhandlungen unſrer Alliirten anfůhren, wenn dieſe einzige nicht ſchon das unwůrdigſte wåre, was je die Sonne geſehen hat.

Doch unſer Schickſal iſt eine verdiente Strafe. Denn håtten wir nicht ſo viele Ungerechtigkeiten ungeahndet gelaſſen: ſo wůrde niemals ein Einziger die Macht erlangt haben, ſo groſe auszuůben. Und unglůcklicher Weiſe hat die Herrſchſucht des Mannes ihn ſelbſt ůberlebt. Sie iſt ein Erbtheil, nicht

weniger Verwandten, wie ſein Vermögen, — ſondern einer Menge verwegener und gewiſſenloſer Bürger geworden. Und ſo lange noch Elende ſeyn werden, bey denen das Andenken jener unter Blut und Leichen gehaltenen Auction, und die Hofnung zu einer ähnlichen vorhanden iſt: ſo lange wird es nie an Saamen und Reitzungen, zu bürgerlichen Kriegen fehlen. Publius Sulla, der Gehülfe und das Werkzeug des Dictators Sulla ſeines Verwandten, bey der erſten Verſteigerung, war ſechs und dreyßig Jahre darauf, auch bey der zweyten noch unerlaubtern geſchäftig. Ein andrer, welcher unter jener Dictatur Schreiner geweſen, war in dieſer Schatzmeiſter. Man ſieht leicht ein: daß bürgerliche Kriege nie aufhören werden, wenn der ſiegenden Parthey ſolche Preiſe aufbehalten ſind.

Daher beſteht alles, was von Rom noch übrig iſt, in den Gebäuden der Stadt; und auch dieſe erwarten mit Furcht den äußerſten Frevel: der Römiſche Staat aber iſt völlig zu Grunde gegangen.

Und in alles dieſes Unglück ſind wir gerathen, (denn ich muß wieder zurück kehren, wovon ich ausgegangen bin) weil wir mehr haben Furcht erregen, als Liebe einflößen wollen. Wenn dieſes dem Römiſchen Volk hat wiederfahren können, weil es ſeine Gewalt gemißbraucht hat: was müſſen Privatperſonen in gleichem Falle erwarten?

Da

Da dieß alſo bewieſen iſt, daß die Liebe ein ſtarker, die Furcht ein ohnmächtiger Schutz ſey: ſo liegt mir nun ob, die Mittel zu unterſuchen, durch welche wir dieſe Liebe, zugleich mit Achtung und Vertrauen, von andern erhalten können. Aber nicht alle bedürfen derſelben in gleichem Grade, und in einem gleich großen Umfange. Nach der Verſchiedenheit des Standes und der Geſchäfte, iſt es dem einen genug, wenn er nur von wenigen, und dem andern iſt es nothwendig, daß er von vielen geliebt wird.

Das erſte und allgemein nothwendige Bedürfniß iſt das, Freunde zu haben: das heißt, Perſonen, auf deren Treue wir uns verlaſſen können; die uns aus Zärtlichkeit des Herzens lieben, und in deren Augen wir einen gewiſſen Werth haben. Dieß iſt faſt das einzige Gut, welches Hohen und Niedrigen gemein ſeyn kann; und welches auch beyden gleich unentbehrlich iſt. Ehre, allgemeine Achtung, Liebe eines ganzen Volks, ſind nicht allen Menſchen zu ihren Abſichten nöthig; ob ſie gleich dem, welcher ſie beſitzt, auch ſeine Privatvortheile, und beſonders die Errichtung der Freundſchaften befördern helfen.

Doch von der Freundſchaft habe ich in einem an= 9.
dern Buche geredet, das den Titel Lälius führt.
Jetzt will ich vom Ruhme handeln: ob gleich auch
über dieſe Materie zwey Bücher von mir vorhan=
den ſind. Hier berühre ich ſie aber inſofern, als

der Ruhm ein Mittel iſt, uns in der Verwaltung großer Geſchäfte zu unterſtützen.

2. Zweytes Mittel, die Menſchen zu gewinnen: allgemeine Achtung und Vertrauen, oder der Ruhm.

Der Ruhm im höchſten und vollkommenſten Verſtande des Worts, faßt drey Sachen unter ſich: Liebe, Zutrauen und Bewunderung einer großen Anzahl von Menſchen; mit welcher letztern nothwendig die Meynung verbunden iſt, daß der Bewunderte hoher Ehrenſtellen würdig ſey.

Dieſe Geſinnungen werden, überhaupt genommen, einer ganzen Geſellſchaft durch dieſelben Mittel eingeflößt, durch welche man ſie bey einzelnen Perſonen erregt. Doch giebt es auch einige beſondere Zugänge, zu den Gemüthern der Menſchen wenn ſie in Haufen bey einander ſind; eigene Mittel, auf ganze Verſammlungen auf einmal, Eindruck zu machen.

Die Liebe der Menſchen, das erſte der drey oben angezeigten Stücke, wird am meiſten durch wirkliche Wohlthaten gewonnen. Nach dieſen folgt die bezeigte Neigung wohlzuthun, auch wenn die Kräfte dazu fehlen. Dem Publicum überhaupt aber wird ein Menſch durch nichts mehr empfohlen, als durch den Ruf von Wohlthätigkeit, Gerechtigkeit, Treue; und überhaupt von ſolchen Tugenden, die zur Menſchenliebe und Leutſeligkeit gehören. Alles moraliſch Gute und wahrhaft Anſtändige, iſt ſeiner Natur nach dazu gemacht, uns zu gefallen. Es iſt die weſentliche Eigenſchaft deſſelben, daß wo es ſichtbar wird,

es

es die Gemüther aller Menſchen einnehme. Weil aber die moraliſche Güte aus den vorgenannten Tugenden am hellſten hervorleuchtet: ſo werden wir auch durch unſre Natur am meiſten zur Liebe gegen diejenigen angetrieben, in welchen wir jene zu entdecken glauben.

Dieß ſind die wichtigſten Urſachen, welche Zuneigung erwecken, mit den ſich zuweilen noch einige geringere vereinigen.

Wenn man Zutrauen gegen uns haben ſoll: ſo müſſen uns zwey Eigenſchaften zugeſchrieben werden: Rechtſchaffenheit und Einſicht.

Einmal ſetzt man in diejenigen ein Vertrauen, denen man mehr Verſtand, als ſich ſelbſt zuſchreibt, die man für fähig hält, ſowohl in die Zukunft zu ſehen, und zum voraus Maaßregeln zu nehmen; als auch zur Zeit der Ausführung, und in den entſcheidenden Augenblicken, ſchleunige Entſchlüſſe zu faſſen, und unerwartete Schwierigkeiten zu heben. Denn dieß ſind ungefähr die Eigenſchaften, die zuſammen genommen, die wahre gemeinnützige Klugheit ausmachen.

Zweytens traut man auch rechtſchaffenen und ehrlichen, das heißt, braven Männern; — inſofern als man von ihnen, weder Betrug noch Gewaltthätigkeiten befürchtet. Daher ſind es dieſe, denen wir unſer Leben, unſer Vermögen,

unſre Kinder, im Falle einer Gefahr am liebſten in die Hände geben.

Von dieſen beyden Urſachen des Zutrauens, iſt die Rechtſchaffenheit die nothwendigere und wirkſamere. Denn da ſie auch ohne beſondere Einſichten, im Stande iſt, dem Menſchen einen gewiſſen Credit zu verſchaffen: ſo iſt hingegen Klugheit ohne Gerechtigkeitsliebe, ganz unfähig, Zutrauen zu erwecken. Vielmehr wird ein Menſch, an deſſen Redlichkeit man zweifelt, andern um ſo viel verdächtiger, je feiner und je geübter ſein Verſtand iſt.

Alſo Rechtſchaffenheit mit Verſtand verbunden, wird in Erweckung des Zutrauens, alles ausrichten was ein Menſch nur verlangen kann. Rechtſchaffenheit auch ohne vorzüglichen Verſtand, wird ſchon viel dazu vermögen. Klugheit ohne Gerechtigkeitsliebe, wird ohne alle Kraft ſeyn.

10. Niemand wundere ſich, daß, da es unter allen Philoſophen ausgemacht iſt, und von mir ſelbſt mehrmals behauptet worden, daß wer eine Tugend beſitzt, ſie alle beſitze: ich jetzt ſie ſo von einander trenne, als wenn jemand gerecht und doch nicht klug ſeyn könne. — Eine andere Genauigkeit des Ausdrucks braucht der Philoſoph, wenn er die Wahrheit in der Schule unterſucht, eine andre der Schriftſteller, wenn er dieſelbe für die Welt vorträgt. Ich rede alſo hier, wie jedermann redet:

das

das heißt, ich betrachte Kluge, Tapfere, Red- liche, als drey verſchiedene Claſſen von Menſchen. Da ich von der Ehre, das heißt, von einem Ur- theile handele, das der große Haufe über einen Menſchen fällt: ſo muß ich mich auch ſolcher Vor- ſtellungsarten bedienen, die dem großen Haufen bekannt und geläufig ſind. Und dieſes hat auch Panätius gethan. Doch ich kehre wieder zu mei- ner Materie zurück.

Das dritte, was zum Ruhme erfodert wur- de, war Bewunderung, oder eine ſo hohe Achtung der Menſchen gegen uns, daß ſie eben um deß- willen, uns wichtiger Aemter und anſehnlicher Ehrenſtellen würdig ſchätzen.

Ueberhaupt bewundern die Menſchen alles, was groß und außerordentlich iſt: insbeſondere aber am Menſchen, ſolche gute Eigenſchaften, die ſie nicht bey ihm erwarteten.

Selten und hervorſtechend zugleich, müſſen die- jenigen Vorzüge ſeyn, welche Bewunderung erwe- cken, und großes Lob ſich zuziehen ſollen. Dagegen iſt der Mangel von Verdienſt, von Geiſt, von Kraft, ein Gegenſtand der Verachtung. Denn jemanden verachten, heißt nicht ſo viel, als ihn für böſe hal- ten. Einen verwegenen, hinterliſtigen, verläum- deriſchen Menſchen; jeden, dem man das Vermögen und die Neigung Schaden zu thun, zutraut: den verachtet man auf keine Weiſe; aber man verab-

ſcheuet ihn. Man verachtet nur den, welcher weder nützen noch ſchaden kann; der keiner Ueberlegung, keines Fleißes, keiner Anſtrengung fähig iſt. Man bewundert hingegen die Helden der Tugend, die deren Verdienſte über die gewöhnlichen hinweg ſind; die nicht nur von Laſtern, welche jedermann Schande bringen, ſondern auch von Leidenſchaften frey ſind, denen wenige widerſtehen können.

Das Vergnügen nämlich, dieſer ſchmeichelnde Tyrann, bemächtigt ſich leicht aller Kräfte des menſchlichen Geiſtes, ſie von der Bahn der Tugend abzubringen. Wenn auf der andern Seite der Schmerz ſein brennendes Feuer nähert, ſo werden die meiſten von dem Schrecken, welches er einjagt, überwältigt. Leben und Tod, Reichthum und Armuth, ſind Gegenſtände, welche auf alle Menſchen die heftigſten Eindrücke machen. Wer nun dieſe mit Gleichgültigkeit anſehen kann; wer über die Furcht und die Begierden die ſie erregen, erhaben iſt, und ſobald er zu einer großen und edlen Handlung aufgefodert wird, mit ſeiner ganzen Seele bey dieſer iſt, und alles übrige vergißt; deſſen Tugend ſtrahlt von einer zu hohen Schönheit, als daß ſie nicht jedermanns Bewunderung erregen ſollte.

II. Dieſe Gleichgültigkeit alſo gegen Vergnügen und Schmerz, iſt die erſte Eigenſchaft, die bewundernswürdig macht. Eine ſtandhafte Gerechtigkeitsliebe, — die Tugend, welche ihren Beſitzer den

den Namen eines Biedermanns giebt, iſt die zweyte. Sie ſcheint dem größten Theile der Menſchen immer etwas außerordentliches: und nicht ohne Urſache. Denn niemand kann vollkommen, und in allen Fällen, gerecht handeln, welcher Tod, Schmerz, Armuth, Erniedrigung ausſchweifend fürchtet; oder die entgegenſtehenden Güter höher ſchätzt, als die Rechte ſeiner Nebenmenſchen. Die größte Bewunderung aber erregt ein Menſch, der ſich durchs Geld nicht rühren läßt. Wer dieſe Probe aushält, deſſen Tugend wird für ächtes Gold erkannt, das durchs Feuer bewährt iſt.

Alle drey Stücke alſo, welche zum Ruhme führen, werden durch Rechtſchaffenheit erhalten: erſtlich das Wohlwollen der Menſchen, — weil der Rechtſchaffene immer bemüht iſt, ſo vielen Gutes zu thun als er kann; zweytens, das Vertrauen, aus eben dem Grunde; drittens, die Bewunderung, weil nur derjenige vollkommen gerecht ſeyn kann, der erhaben genug denkt, Dinge für klein und nichtswürdig zu halten, von welchen die Begierden der übrigen entzündet werden.

Der Menſch kann, nach meinem Urtheile, in keinem Stande, in keiner Lebensart, andrer Menſchen entbehren: wenigſtens muß er einige Perſonen zum Umgange und zu vertraulichen Geſprächen haben; und auch dieſe findet er nicht leicht, wenn er nicht für einen ehrlichen Mann gehalten wird.

Selbſt der einſam lebende Landmann, hat einen guten Ruf ſeiner Rechtſchaffenheit nöthig. Wo dieſer ihm fehlt, ſo wird man bey jeder Gelegenheit Verdacht auf ihn werfen; man wird ſich eher Beleidigungen gegen ihn erlauben; und je entfernter von Menſchen er lebt, deſto weniger wird er ſich vor ſolchen Angriffen ſchützen können. Der Geſchäftsmann, der mit Kaufen, Pachten, und andern gelderwerbenden Geſchäften zu thun hat, wird gleichfalls ſein Glück am erſten machen, wenn er ein ehrlicher Mann iſt, oder dafür gehalten wird.

Der Einfluß dieſer Tugend ins menſchliche Leben iſt ſo groß, daß ſelbſt diejenigen, die vom Morde und Raube leben, nicht beſtehen könnten, wenn ſie nicht dieſelbe in einigen Fällen, und gegen gewiſſe Perſonen ausübten. Ein Straßenräuber, der ſeine Miträuber beſtähle, würde auch nicht einmal in einer Bande gelitten werden. Und wenn das Haupt derſelben, den Raub nicht unter ſeine Gehülfen gleich austheilte: ſo würden ſie ihn bald umbringen oder verlaſſen. Man behauptet ſogar, daß es gewiſſe Räubergeſetze gebe, die ſie heilig beobachten. Die Unpartheylichkeit in Austheilung der Beute war es, die den Illyriſchen Räuber Bardylis, deſſen Theopompus gedenkt, ſo mächtig gemacht hatte. Viriathus der Luſitaner, war auf dieſem Wege zu einer Macht gelangt, der ſelbſt unſre Armeen und Feldherren haben weichen müſſen; und welche erſt Lälius der Weiſe, als Prätor, beugen konnte. Dieſer demü-

thigte dann aber auch den wilden Stolz dieſes Feindes dergeſtalt, daß er den folgenden Generalen, einen leichten Sieg über ihn in die Hände gab. Wenn alſo die Gerechtigkeit ſogar bey Räubern die Wirkung hat, daß ſie ihre Macht befeſtigt und vergrößert, was muß ſie nicht erſt in einem ordentlich verfaßten Staate, umgeben von Geſetzen und Richterſtühlen, ausrichten können?

Der erſte Bewegungsgrund, der nicht bloß die Meder, von welchen es Herodot ausdrücklich erzählt, ſondern wie ich glaube alle Nationen, und auch die unſrige, zuerſt veranlaßt hat, tugendhafte Perſonen zu Königen über ſich zu wählen, iſt das Verlangen nach einer unpartheyiſchen Verwaltung der Gerechtigkeit geweſen. Da nämlich der ärmere und größere Theil des Volks von den Reichen und Mächtigen gedrückt wurde: ſo nahm er zu einem Manne von hervorleuchtender Tugend ſeine Zuflucht; der dann, indem er die Geringern vor Beleidigungen zu ſchützen ſuchte, durch Feſtſetzung allgemeiner Rechte, Hohe und Niedrige zugleich in die Schranken der Billigkeit einſchloß. 12.

Eben die Urſache, welche die Könige gemacht hat, hat auch die Geſetze hervorgebracht. Das was man ſuchte, war immer eine gleiche und unpartheyiſche Rechtspflege. (Und in der That hört das Recht auf Recht zu ſeyn, wenn es nicht dem einen gilt, wie dem andern.) So lange ſie dieſe von den willkührlichen

kührlichen Entſcheidungen eines einzigen guten und gerechten Mannes erhielten: ſo waren ſie zufrieden. Als dieſes fehlſchlug, ſo dachten ſie darauf Geſetze zu machen, deren Ausſprüche in allen Fällen und bey allen Perſonen unveränderlich wären.

So viel erhellt alſo: daß diejenigen zu den erſten Beherrſchern der Menſchen erwählt worden, von deren Rechtſchaffenheit der größte Theil eine hohe Meynung hatte. Wenn dazu noch der Ruf von vorzüglichen Einſichten kam: ſo war nichts, was die Menſchen unter ſolchen Anführern ſich nicht zu erhalten getrauten.

Allen dieſen Betrachtungen zufolge, verdient die Gerechtigkeit aus mehr als aus einem Grunde, geſchätzt und geübt zu werden: erſtlich um ihrer ſelbſt willen, — denn ſie hörte auf Tugend zu ſeyn, wenn dieß nicht der vornehmſte Bewegungsgrund wäre; — zweytens, um des Ruhms willen welchen ſie verſchaft, und der Ehren willen zu denen ſie den Weg bahnt.

So wie aber eine vernünftige Fürſorge nöthig iſt, nicht nur um Geld zu erwerben, ſondern auch das Erworbene anzulegen; damit man davon, zu Beſtreitung der nothwendigen ſowohl als der Ehren-Ausgaben, beſtändige Einkünfte ziehe: ſo iſt es auch bey dem Ruhme nicht genug, daß wir ihn erwerben; wir müſſen auch eine Anwendung davon machen, die uns einen immerwährenden Nutzen gewähre.

Sokrates ſagt vortreflich: es ſey der kürzeſte Weg zum Ruhme, wenn man ſich bemühe, das wirklich zu ſeyn, was man ſcheinen wolle. In der That irren diejenigen gewaltig, welche glauben, daß ein bloß angenommener Schein, die Prahlerey mit Verdienſten und Tugenden, die wir nicht beſitzen, gewiſſe erkünſtelte Reden, oder wohl gar Mienen, uns ein dauerhaftes Anſehen verſchaffen können. Nein! wenn die Ehre, die auf Wahrheit gegründet iſt, tief wurzelt, und ihre Aeſte weit ausbreitet: ſo fällt hingegen die falſche, erdichtete, in kurzer Zeit ab, wie eine Blüte. Und überhaupt kann nichts Angenommenes von langer Dauer ſeyn.

Von den Mitteln ſeine Verdienſte bekannt zu machen.

Unzählige Beyſpiele beweiſen dieſes; ich will aber der Kürze wegen nur bey Einer Familie bleiben. Der Name des Tiberius Gracchus des Vaters, wird ſo lange mit Ruhme genannt werden, als das Andenken von Rom ſelbſt in der Welt bleiben wird. Seine Söhne aber, ſo wie ſie bey ihrem Leben, ihres großen Anſehens ungeachtet, den Beyfall der Rechtſchaffenen nicht erhielten: ſo werden ſie jetzt unter die Zahl derjenigen gerechnet, deren Tod die Strafe ihrer Verbrechen geweſen.

Der Schluß von allem dieſen iſt: wer Ruhm erwerben will, der erfülle die Pflichten der Gerechtigkeit. Welches dieſe ſind, iſt in dem erſten Buche ausgeführt worden. 13.

Ob

Ob nun aber gleich, um eine gewiſſe Meynung von ſich zu erregen, das beſte Mittel iſt, wirklich zu ſeyn, wofür man gehalten werden will: ſo giebt es doch erlaubte Mittel unſre wahren Eigenſchaften andern bekannt zu machen; oder das zu ſcheinen, was wir ſind.

Wenn jemand ſo glücklich iſt, durch ſeine Geburth und die Verdienſte ſeiner Voreltern, (welches wie ich glaube, mein Sohn, dein angenehmes Loos iſt,) oder durch günſtige Zufälle, von ſeiner frühen Jugend an, einen Namen zu haben, welchen die Welt kennt und hochachtet: ſo iſt der ſchwerſte Schritt ſchon gethan. Aller Augen ſind auf ihn gerichtet; jedermann iſt neugierig zu wiſſen, was er thue, auf welche Weiſe er ſich betrage; er wandelt gleichſam in einem hellen Lichte, das keine ſeiner Reden und Handlungen verborgen ſeyn läßt. Wer aber in der Dunkelheit und Niedrigkeit gebohren, ſeine erſten Jahre unbekannt, und von den Menſchen unbeachtet, zugebracht hat: der muß, wenn er ſich zum Ruhme emporſchwingen will, bald als Jüngling anfangen, auf große Unternehmungen zu denken, und ſich zur Ausführung derſelben mit Eifer vorzubereiten. Er wird dieß deſto beherzter thun können, weil das Verdienſt in dieſem Alter faſt keine Neider, ſondern nur Gönner und Beförderer findet.

Die größte Empfehlung für einen jungen Mann iſt, wenn er ſich im Kriege hat hervorthun

können.

können. Beyſpiele dieſer Art ſind bey unſern Vorfahren ſehr häufig, da die beſtändigen Kriege dazu Gelegenheit gaben. Deine Jünglingsjahre, theurer Sohn, haben unglücklicher Weiſe, auf den Krieg getroffen, welcher von der einen Seite höchſt ungerecht, von der andern höchſt unglücklich war. Demohngeachtet erinnere ich mich mit Vergnügen, daß du in dem Commando, welches dir Pompejus über einen Theil der Reuterey der Hülfstruppen anvertraute, den Beyfall dieſes großen Mannes, und den Beyfall der Armee erhalten haſt, ſowohl durch deine Geſchicklichkeit dein Pferd und deine Waffen zu brauchen, als durch deine Bereitwilligkeit, dich allen militäriſchen Arbeiten und Beſchwerlichkeiten zu unterziehen. Leider iſt dieſer dein Ruhm mit dem Staate, in deſſen Dienſt du ihn erworben, zugleich untergegangen. Doch ich wollte nicht von deinem beſondern Falle, ſondern von der Sache überhaupt reden: ich kehre alſo zu dem, was davon noch zu ſagen iſt, zurück.

So wie in allen Sachen, die Werke des Geiſtes vor den Arbeiten des Körpers einen Vorzug verdienen: ſo ſind auch unter den ruhmbringenden Geſchäften, diejenigen, wobey wir Nachdenken nnd Verſtand anwenden müſſen, von größerm Werthe, als die, wozu wir nur Stärke brauchen.

Die erſte Empfehlung für einen jungen Menſchen iſt Sittſamkeit und Beſcheidenheit; Zärtlichkeit

keit und Ehrerbietung gegen ſeine Aeltern; Liebe und Freundlichkeit gegen alle ſeine Verwandten.

Am leichteſten aber und von der beſten Seite werden diejenigen Jünglinge bekannt, die ſich zu weiſen und großen, dem Staate mit Ruhm dienenden Männern halten. Das Volk, wenn es ſie oft in der Geſellſchaft derſelben ſieht, bekömmt das günſtige Vorurtheil für ſie, daß ſie künftig denen ähnlich ſeyn werden, welche ſie ſich ſelbſt zu Muſtern gewählt haben.

Der junge Rutilius erhielt durch nichts anders, den Ruf reiner Sitten und einer großen Rechtsgelehrſamkeit, als weil er das Haus des Publius Mucius fleißig beſuchte. Nicht ſo Lucius Craſſus! — Er war noch ſehr jung, als er ſchon ſeinen Ruhm nicht mehr von andern borgen durfte, ſondern ihn auf eine eigene That, auf die edelmüthig unternommene und glorreich ausgeführte Anklage des Carbo gründen konnte. In einem Alter, in welchem andere wegen des Fleißes in ihren Vorübungen gelobt werden, (wie dieß beym Demoſthenes ſelbſt der Fall war,) zeigte Craſſus, daß er ſchon mit dem beſten Erfolge vor Gericht ausführen könne, wozu er damals noch mit Ehren ſich zu Hauſe vorbereiten konnte.

14. Unter den beyden Gattungen der Rede, deren wir oben gedacht haben, dem Geſpräche und der

eigent-

eigentlichen Rede, iſt ohne Zweifel die letztere am geſchickteſten, Ruhm zu erwerben. Indeſſen trägt doch auch Annehmlichkeit und Freundlichkeit im Geſpräche, mehr als man ſagen kann dazu bey, die Herzen der Menſchen uns eigen zu machen. Es ſind noch Briefe von Philippus, Antipater und Antigonus, — drey der klügſten Könige des Alterthums nach dem Zeugniß der Geſchichte, an ihre Söhne, den Alexander, den Caſſander, und Philipp den zweyten vorhanden, worinn ſie ihnen empfehlen liebreich mit dem gemeinen Manne zu ſprechen, beſonders die Soldaten oft freundlich und bey ihren Namen anzureden, und die Liebe des Volks und der Armee zu gewinnen.

Die Wirkung welche das Geſpräch bey einzelnen Perſonen, und nach und nach thut: dieſe kann die öffentliche Rede bey einem verſammleten Volke, auf einmal thun. Denn nichts erregt größere Bewunderung, als eine Reihe ſcharfſinniger Gedanken, mit einem Reichthume gewählter Worte, im Zuſammenhange und ununterbrochen vorgetragen. Sie macht auch deswegen dem Zuhörer Vergnügen, weil er ſich, während daß er ſie hört, ſelbſt für einſichtsvoller und weiſer als andre hält. Wenn aber nun noch mit Kraft in Gedanken und Ausdrucke, ſich Beſcheidenheit in der Art des Vortrages verbindet: ſo läßt ſich nichts denken, was größere Hochachtung erwecke, beſonders wenn ſich dieſe Vorzüge bey einem jungen Manne finden.

Da es aber verſchiedene Arten der Geſchäfte giebt, welche öffentliche Reden erfordern; und beſonders in unſerm Staate, der Senat, und der Gerichtsplatz, die beyden Oerter ſind, wo junge Leute ſich durch Beredſamkeit Ruhm erwerben können: ſo iſt anzumerken, daß unter dieſen beyden Gattungen, die gerichtliche Rede am meiſten Einfluß auf die Bewunderung des Volks habe.

Sie iſt wieder von zweyerley Art: Anklage und Vertheidigung. Die Vertheidigungsreden verdienen und erhalten das größere Lob. Aber es hat auch Anklagen gegeben, auf welche ein allgemeiner Beyfall gefolgt iſt. Das Beyſpiel des Craſſus habe ich kurz zuvor angeführt. Eben damit trat Antonius ſeine Laufbahn an. Publius Sulpicius hat ſeiner Beredſamkeit ihren vornehmſten Glanz durch eine Anklage gegeben: damals nämlich, als er den Cajus Norbanus, einen übelgeſinnten und unruhigen Bürger, zur öffentlichen Verantwortung forderte. Doch dieſes darf nicht oft, und es muß niemals anders geſchehen, als entweder um des allgemeinen Beſten willen, wie dieſes der Fall der erſtgenannten Perſonen war; oder um Genugthuung wegen vorhergegangener Beleidigungen zu fordern, wie die beyden Luculler thaten; oder weil diejenigen, welche die Klage veranlaſſen, unter unſerm Schutze ſtehen, ſo wie die Sicilianer mich zur Anklage des Verres, die Sardinier den Julius, zur Anklage des Albucius veranlaßten. Auch Lucius Fuſius hat wenigſtens durch den

Fleiß

Fleiß Beyfall verdient, mit welchem er die Beweiſe gegen den Manius Aquilius aufgeſucht hat.

Nur einmal alſo thue man dieß, oder wenigſtens ſelten. Wird jemand mehrmals dazu aufgefordert, ſo übernehme er es als einen Dienſt, welchen er dem Staate leiſtet, indem er die Feinde deſſelben der öffentlichen Gerechtigkeit überliefert; ein Dienſt der ohne Tadel auch mehr als einmal geleiſtet werden darf. Doch ſetze man ſich gewiſſe Gränzen. Denn nur ein Menſch von hartem und beynah unmenſchlichem Character, iſt fähig, vieler Perſonen Glück und bürgerliche Exiſtenz aufs Spiel zu ſetzen. Es iſt dieß nicht nur ein gefährliches, ſondern auch ein verunehrendes Geſchäfte; indem es dem, welcher es treibt, den verhaßten Namen eines Anklägers zuwege bringt; ein Beyname der wirklich dem Marcus Brutus, dem Sohne eines der größten Rechtsgelehrten, und Nachkommen eines der edelſten Geſchlechter Roms, gegeben wurde.

Eine andere unverletzliche Pflicht muß es ſeyn, keinen Unſchuldigen anzuklagen: denn das kann man nie thun, ohne ſelbſt ein Verbrecher zu werden. Was iſt unmenſchlicher, als die Beredſamkeit, — ein Talent das uns die Natur zur Erhaltung und Rettung der Menſchen verliehen hat, — zum Schaden und Untergange der Rechtſchaffenen anzuwenden?

Aber, nicht ſo wie dieſes unter allen Umſtänden unerlaubt iſt, darf man es in gleichem Grade für ſtrafbar halten, einen Schuldigen, wenn er nur nicht ein ganz laſterhafter und gefährlicher Menſch iſt, zu vertheidigen. Es wird dieſes vom Volke oft verlangt, durch die Gewohnheit gerechtfertigt, von der Menſchlichkeit entſchuldiget. Der Richter freylich iſt verbunden, in allen Fällen der ſtrengen Wahrheit zu folgen: dem Sachwalter aber iſt es in einigen erlaubt, das bloß Wahrſcheinliche, auch wenn es nicht wahr ſeyn ſollte, zu vertheidigen. — Ich würde mich nicht unterſtehen, dieſes, beſonders in einem Lehrbuche der Moral zu ſagen, wenn ich nicht den Panätius darinn zum Vorgänger hätte.

Vorzüglich aber wird Ruhm und Liebe des Volks, durch Vertheidigung der Angeklagten erworben, noch mehr, wenn der Beyſtand ſolchen geleiſtet wird, die durch die Ueberlegenheit eines mächtigen Gegners, gedrückt und in der Enge zu ſeyn ſcheinen. Dieß habe ich mehrmals, beſonders bald bey meinem Eintritt in die Geſchäfte, durch die Vertheidigung des Roſcius Amerinus, gegen den damals alles vermögenden Sulla gethan; welche Rede, wie du weißt, in den Händen des Publici iſt.

15. Nach der Lehre vom Ruhme, und den Mitteln ihn zu erwerben, (deren Anwendung eigentlich die Pflicht der Jünglinge iſt,) folgt die Lehre von der Wohlthätigkeit und Freygebigkeit.

Es

Es giebt zwey Arten derſelben. Man kann Bedürftigen Gutes thun, durch perſönliche Dienſte, oder mit Gelde. Dieſes iſt das leichtere, beſonders für Leute von Vermögen: jenes iſt eine edlere, ruhmvollere, eines großen Mannes würdigere Art der Gutthätigkeit. Beyderley Wohlthaten iſt zwar die Neigung andern etwas angenehmes zu erweiſen, gemein: aber die Mittel ſind ſehr verſchieden; der eine nimmt ſie aus ſeinem Beutel, der andre aus den Kräften und Tugenden ſeines Geiſtes. Ueberdieß, erſchöpfen die Wohlthaten, die wir von unſerm Vermögen erzeigen, nach und nach die Quelle der Wohlthätigkeit: das Wohlthun wird hier durch das Wohlthun ſelbſt aufgehoben; gegen je mehrere wir ſchon freygebig geweſen ſind, gegen deſto wenigere können wir es noch ſeyn.

3. Drittes Mittel die Menſchen zu gewinnen, Wohlthätigkeit. a) Durch Geldaufwand.

Wer hingegen ſeine Menſchenliebe durch perſönliche Dienſte, das heißt, durch Anwendung ſeiner Geiſteskräfte und ſeines Fleißes erweiſt: der vermehrt durch die erwieſenen Wohlthaten, ſein Vermögen zum Wohlthun. Denn, erſtlich, je mehrern Perſonen er ſchon gedient hat, deſto mehrere Gehülfen und Beyſtände hat er, wieder andern zu dienen. Ferner, durch die Gewohnheit ſich zu anderer Beſten zu bemühen, erlangt er eine Fertigkeit darinn: er wird alſo ſowohl bereitwilliger als geſchickter, ſich bey neuen Anläſſen um andere verdient zu machen.

Philippus macht ſeinem Sohne Alexander in einem Briefe gerechte Vorwürfe, daß er die Gunſt der Macedonier durch Geſchenke zu erhalten ſuche. — „Welcher böſe Geiſt, ſchreibt er, „hat dich überredet zu glauben: du werdeſt „an Leuten, die du mit Gelde beſtochen haſt, „getreue Unterthanen haben? Haſt du etwan „die Abſicht, daß die Macedonier, anſtatt „dich für ihren König zu halten, dich als ih„ren Pächter, der ihnen Geld und Lebens„mittel zu zinſen hat, anſehen ſollen?“

Es iſt recht, daß er ſich der auffallenden Ausdrücke, Pächter und Zinſen bedient, um die Unanſtändigkeit dieſes Verfahrens für einen Regenten, zu zeigen. Noch paſſender iſt es, wenn er ſolche Geldaustheilungen Beſtechungen nennt; weil wirklich der, welcher ſie empfängt, ſchlimmer dadurch wird, und ſich immer mehr gewöhnt, ähnliche zu erwarten.

Was Philippus hier ſeinem Sohne ſagt: das können wir als eine allgemeine Regel anſehen. — Unſtreitig iſt die Wohlthätigkeit, die ſich durch angewandten Fleiß, durch übernommene Mühwaltungen, äußert, mehr Tugend; hat einen größern Wirkungskreis, und kann mehrern nützlich werden.

Indeſſen iſt es zuweilen doch nothwendig, auch mit Gelde Nothleidenden beyzuſpringen. Dieſe Art der

der Gutthätigkeit iſt geringer, aber ſie darf nicht ganz unterlaſſen werden: und es iſt oft wahre und unerläßliche Pflicht, von unſerm Vermögen würdigen Armen mitzutheilen. Nur muß dieſes immer mit Auswahl der Perſonen, und mit gehörigem Maaße in den Gaben ſelbſt geſchehen. Denn viele haben ſich arm gemacht, indem ſie andre unbedachtſamer Weiſe haben bereichern wollen. Was iſt aber thörichter als eine Sache, die man gerne thut, ſo zu thun, daß man ſie in kurzem ganz unterlaſſen muß? Ueberdieß iſt gemeiniglich Raubſucht, die Folge einer verſchwenderiſchen Freygebigkeit. Denn wenn ſie endlich ſo viel an andre ausgetheilt haben, daß ſie ſelbſt Mangel leiden: ſo ſind ſie genöthigt, hinwiederum an fremdes Gut Hand anzulegen. Und ſo verfehlen ſie den Endzweck, den ſie ſich bey ihrer Wohlthätigkeit vorſetzten, ſich Freunde zu machen, gänzlich: indem ſie ſich weit mehr Haß von denen zuziehen, welchen ſie nehmen, als ſie ſich Liebe von denjenigen erwerben, welchen ſie gegeben haben.

Unſer Vermögen ſey alſo weder unter einem ſo feſten Schloſſe, daß auch die Mildthätigkeit es nicht öffnen könne: noch ſtehe es ſo völlig offen, daß jedermann zugreifen dürfe. Wir müſſen uns gewiſſe Schranken ſetzen, und dieſe nach Maaßgebung unſers Vermögens beſtimmen. Geſchenke finden keinen Boden: ſagt ein Sprüchwort, welches in dieſem Falle, für eine Regel gelten kann. In der That, wo ſoll man aufhören zu geben, wenn ſowohl

die, welche gewohnt ſind zu bekommen, als die welche noch nichts bekommen haben, beyde immer von neuem Geſchenke fordern?

16. Aufwand auf öffentliche Ergötzungen und Denkmäler.

Ueberhaupt giebt es von dem Aufwande, der andern zum Beſten gemacht wird, zwey Arten: den Aufwand der Verſchwender; und den Aufwand der wahren Freygebigen. — Der Verſchwender bewirthet eine ganze Stadt, läßt unter das Volk Fleiſch und Lebensmittel austheilen; ſtellt Thier-Hetzen, Fechter, und theatraliſche Spiele an, und verwendet große Summen auf Dinge, welche andern nur ein vorübergehendes Vergnügen gewähren, und ihm nur eine kurzdauernde, oder gar keine Dankbarkeit zuwegebringen. Der wahrhaft Freigebige hingegen braucht ſein Vermögen, entweder von Seeräubern gefangne Mitbürger loszukaufen; oder die Schulden ſeiner Freunde zu bezahlen; oder ihnen ihre Töchter ausſtatten zu helfen; oder ihnen durch Vorſchüſſe, bey Erwerbung oder Vermehrung ihres Vermögens behülflich zu ſeyn.

Der verſchiedene Werth dieſer zwey Arten des Aufwandes iſt ſo einleuchtend: daß ich nicht begreife, wie Theophraſt in ſeinem Buche vom Reichthume unter vielen vortreflichen Sachen, auch dieſe Ungereimtheit habe ſagen können, daß der wahre Vortheil großer Reichthümer in dem Vermögen beſtehe, den zu Veranſtaltung öffentlicher Luſtbarkeiten und prächtiger Volks-Feſte nöthigen Aufwand zu machen; welcher Art des Aufwandes er zugleich große Lobſprüche beylegt. Mich dünkt

daß

daß derjenige Gebrauch der Reichthümer, von welchem ich kurz zuvor einige Beyſpiele angeführt habe, ſowohl einen gewiſſern, als einen größern Vortheil bringe.

Wie weit richtiger und dem philoſophiſchen Ernſte gemäßer iſt der Gedanke des Ariſtoteles, wenn er ſagt: es ſey ſeltſam daß man ſich über die ungeheuren Geld-Verſchwendungen, die zur Beluſtigung des großen Haufens gemacht werden, nicht eben ſo ſehr wundre, als man ſich über den hohen Preiß wundert, den man in einer belagerten Stadt für ein Quart Waſſer bezahlt. — In beyden Fällen ſey eben dieſelbe Disproportion, zwiſchen dem Werthe und dem Preiße der Sache. Nur erkläre man ſie ſich in dem zweyten bald, aus dem Mangel und der Nothwendigkeit der Sache. In dem erſten aber könne man ſie durch nichts rechtfertigen: da weder einem nothwendigen Bedürfniſſe dadurch abgeholfen, noch eine beſondre Ehre dadurch erlangt, — ſondern nur dem großen Haufen, und zwar dem ſchlechteſten und leichtſinnigſten Theile deſſelben, ein flüchtiges Vergnügen verſchaft werde; ein Vergnügen das ſo gleich vergeſſen ſey, als man es bis zur Sättigung genoſſen habe. Zum Schluſſe ſetzt er noch hinzu: Kinder, Weiber, Sklaven, und wer unter den Freygebohrnen, Sklaven ähnlich dächte, dieſe fänden freylich einen Wohlgefallen daran: den Beyfall eines geſetzten Mannes aber, und welcher die Handlungen andrer, auf der Waage feſter Grundſätze abwäge, könne es niemals erhalten.

 Doch,

Doch, ich erinnere mich jetzt einer Ausnahme in unſrer eignen Republik, in welcher es ſchon von den guten Zeiten her, zu einer beſtändigen Gewohnheit geworden iſt, daß auch die verdienteſten Männer, in dem Jahre da ſie Aediles ſind, einen Aufwand zur Beluſtigung des Volks machen müſſen. So beſorgte Publius Craſſus, der welcher den Beynamen des Reichen hatte, und es auch in der That war, als er dieſes Amt verwaltete, die damit verbundenen Feyerlichkeiten und Spiele, mit außerordentlicher Pracht. Kurz nach ihm folgte Lucius Craſſus, mit einem Manne von der größten Mäßigung, dem Quintus Mucius: und doch machten beyde das Jahr ihrer Aedilität durch die Pracht der Spiele merkwürdig. Ihr unmittelbarer Nachfolger, Cajus Claudius, Appii Sohn; nach dieſem viele andre, die beyden Luculler, Hortenſius, Silanus, traten in dieſe Fußtapfen. Alle vorhergehende aber wurden vom Publius Lentulus, der unter meinem Conſulat Aedilis war, an Pracht übertroffen. Ihn nahm Scaurus zum Muſter. Doch die prächtigſten Feſte und Schauſpiele, welche je gegeben worden, ſind unſtreitig diejenigen, die Pompejus in ſeinem zweyten Conſulat veranſtaltete. Der Leſer wird leicht, was ich von dieſem allen billige, aus dem obigen beurtheilen können.

17. Den Verdacht des Geitzes aber muß man auf alle Weiſe vermeiden. Mamerkus, ein Mann von großem Vermögen, wollte das Aedilen-Amt überſpringen, und wurde deßwegen vom Conſulat abgewieſen.

wieſen. Alſo, wenn das Volk einen ſolchen Aufwand fordert; die Leute der beſſern Claſſe ihn zwar nicht begehren aber doch billigen: ſo muß man ihn machen, aber, ſo wie ich ſelbſt gethan habe, nach dem Verhältniſſe ſeines Vermögens. Kann man noch überdieß, durch ſolche dem Volke gegebne Feſte oder Geſchenke, einen wichtigen Endzweck erreichen, oder ſich ſelbſt einen weſentlichen Vortheil verſchaffen: ſo darf man um deſto weniger den Aufwand zu denſelben ſcheuen. Wie viel Achtung erwarb ſich nicht neulich Oreſtes, als er unter dem Namen eines dem Hercules geweyhten Zehenden, das Volk an öffentlich auf der Straße zubereiteten Tiſchen ſpeiſete? Niemand hat an dem Marcus Sejus getadelt, daß er bey der Theurung, welche in dem Jahre ſeiner Aedilität einfiel, das Maaß Getrayde dem Volk um ein As verkaufte. Durch die Aufopferung einer weder übel angewandten noch übermäßigen Summe Geldes, hob er eine alte und ſtarke Verbitterung auf, die gegen ihn herrſchte.

Aber nie hat ein Aufwand einem Manne mehr Ehre gebracht, als dem Milo der Ankauf der Fechter, mit welchen er das Wohl des Staats, das mit der Wiederherſtellung des meinigen, damals aufs genaueſte zuſammenhieng, gegen die Wuth und die Gewaltthätigkeiten des Clodius ſchützte.

Das ſind alſo zwey gültige Urſachen, auch durch Geld-Ausgaben ſich das Volk verbindlich

zu machen: entweder, wenn man es nicht vermeiden kann; oder wenn man dadurch wahre Vortheile erhält. In beyden Fällen aber iſt die beſte Regel, die Mittelſtraße zu halten.

Lucius Philippus, Quinti Sohn, ein Mann von großen Gaben, und bekannten Verdienſten, pflegte ſich zu rühmen, er habe, ohne dem Volk irgend eine Freygebigkeit zu beweiſen, von demſelben alles erhalten, was es nur Großes und Ehrenvolles ertheilen könne. Daſſelbe ſagte Cajus Curio. Auch ich kann mich einigermaßen deſſelben Vorzuges rühmen. Denn im Verhältniſſe der Größe der Ehrenſtellen, welche ich durch die einſtimmige Wahl des Volks erhalten habe; und zwar gleich in dem erſten Jahre, in welchem es nach den Geſetzen erlaubt iſt, (welches keinem der vorhergehenden wiederfahren iſt,) war der während meiner Aedilität gemachte Aufwand, ſehr unbeträchtlich.

Es giebt eine andre beſſere Art von Ausgaben, die wirklich zum gemeinen Beſten etwas beytragen: als Stadtmauren aufzuführen, Schifswerfte, Häfen, Waſſerleitungen zu bauen. Dieſe ſind freylich für den gegenwärtigen Augenblik nicht ſo angenehm, als die Geſchenke, die gleichſam baar jedem in die Hand gegeben werden: aber ſie bringen in der Folge, auch ſelbſt vom Volke einen dauerhaftern Dank. Ich getraue mich nicht, den Aufwand zu tadeln, welcher auf öffentliche Denkmäler, auf Theater, Spatziergänge, Tempel

pel gewandt wird, weil Pompejus einen ſo großen in dieſer Art gemacht hat. Indeſſen wird er von den gründlichſten Schriftſtellern der Moral nicht gebilligt: und beſonders weder vom Panätius, welchen ich in dieſer ganzen Schrift zum Grunde lege, obgleich nicht überſetze; noch vom Demetrius Phalereus, der den Pericles, einen der erſten Männer Griechenlandes, wegen der großen Summe tadelt, welche er auf die berühmte Vorhalle des Schloſſes zu Athen verſchwendet hatte. Doch von dieſer ganzen Materie habe ich umſtändlicher in den Büchern von der Republik gehandelt.

Im allgemeinen betrachtet, iſt dieſe ganze Gattung der Freygebigkeit, welche Pracht oder ſinnliche Luſt zur Abſicht hat, fehlerhaft: unter gewiſſen Umſtänden aber kann ſie nothwendig ſeyn; und immer muß ſie, theils nach den Vermögens-Umſtänden eines jeden abgemeſſen, theils überhaupt mäßig, und in beſtimmte Schranken eingeſchloſſen ſeyn.

18. Aufwand auf die Abhelfung wirklicher Bedürfniſſe anderer.

Bey der zweyten Art der Ausgaben für andre, welche wahre Freygebigkeit zum Grunde haben, muß unſre gutthätige Neigung nach der Verſchiedenheit des Bedürfniſſes, ſich mehr oder weniger äußern. Der Fall iſt anders, wenn ein Menſch in wirklicher Noth ſteckt; anders, wenn er, ohne ein Unglück erlitten zu haben, ſeine Umſtände nur verbeſſern will. Der wirklich Unglückliche hat das erſte und ſtärkſte Recht auf unſre Mildthätigkeit: es ſey dann, daß er ſein Unglück

glück verdiene. Doch auch denen, welche unſern Beyſtand verlangen, nicht, um nicht völlig zu ſinken, ſondern um höher zu ſteigen, dürfen wir denſelben auf keine Weiſe verſagen: nur müſſen wir unter den Perſonen, welchen wir ſolche Wohlthaten erweiſen, eine noch ſorgfältigere Auswahl treffen. Denn wie Ennius ſehr richtig ſagt:

„Wohlthaten an unrechtem Ort verſchwendet,
„Sind wie mich dünket, Uebelthaten gleich.“

Das aber, was man an einen würdigen und dankbaren Mann wendet, iſt ein Saame der gewiß ſeine Frucht bringt, ſowohl bey ihm ſelbſt, als bey andern. Denn Freygebigkeit, wenn ſie nicht eine Folge der Unbeſonnenheit iſt, macht allemal beliebt. Jedermann beeifert ſich die Beyſpiele derſelben bekannt zu machen, weil gutthätige Geſinnungen bey den Großen, allen eine Zuflucht zur Zeit der Noth anbiethen.

Beſonders müſſen wir ſolche Wohlthaten zu erweiſen ſuchen, die eine Spur hinterlaſſen, wodurch ſie bey Kindern und Nachkommen im Andenken bleiben, und alſo die Undankbarkeit weniger möglich machen.

Denn überhaupt wird ein Undankbarer von allen gehaßt, weil alle glauben, er ſchade ihnen ſelbſt, indem er andre vom Wohlthun abſchreckt: beſonders wird er als ein gemeinſchaftlicher Feind der Armen angeſehn.

Manche

Manche dieſer Wohlthaten, als, Gefangne loskaufen, Unbemittelten zum Wohlſtande verhelfen, ſind zugleich Dienſte für den Staat. Und deßhalb wurden ſie ehedem, wie wir aus einer Rede des Craſſus ſehen, von Leuten der Senatoriſchen Claſſe, ſehr häufig erwieſen. Gewiß, die Gewohnheit ſeine Menſchenliebe auf dieſer Seite zu zeigen, iſt weit löblicher, und dem gemeinen Beſten weit erſprießlicher, als die, dem Volke Geſchenke oder Schauſpiele zu geben. Jene iſt der Denkungsart großer Männer, und die ſich bey ihren Handlungen wichtige Endzwecke vorſetzen, gemäß: dieſe rührt von Volks-Schmeichlern her, welche die Sinnlichkeit des großen Haufens durch kindiſche Vergnügungen kützeln wollen.

Es gehört aber zur Gleichförmigkeit in unſerm Verhalten: ſo wie im Geben großmüthig, ſo im Fordern nicht ſtrenge zu ſeyn; uns in allen Arten von Geldgeſchäften, als Käufer als Verkäufer, als Pächter als Verpächter, bey Beſtimmung der Gränzen, bey andern nachbarlichen Vergleichen, nicht nur billig ſondern auch nachgiebig zu zeigen; vielen vieles von unſern Rechten zu erlaſſen; und uns vor allen Proceſſen ſo ſehr, als es nur die Sorge für unſre eigne Wohlfahrt, — und ich möchte ſagen, noch mehr als es dieſe erlaubt, zu hüten. Es iſt nicht nur edel, von ſeinen Gerechtſamen zuweilen abſtehen, ſondern es iſt oft auch ſehr vortheilhaft.

Freylich iſt es Pflicht, auch auf die Erhaltung ſeines Vermögens zu denken. Dieſes durch Fahr-

läßig-

läſſigkeit zu Grunde gehen zu laſſen: iſt in hohem Grade ſtrafbar. Aber auf der andern Seite müſſen wir eben ſo ſehr, den Schein der Kargheit und der Haabſucht vermeiden. Das iſt der größte Nutzen eines anſehnlichen Vermögens: freygebig ſeyn zu können, ohne ſich ſelbſt arm zu machen.

Die Gaſtfreyheit iſt eine andre Tugend, die hieher gehört: und ſie verdient das Lob, welches Theophraſt ihr beylegt. In der That dünkt es mir ſehr anſtändig, wenn die Häuſer der Großen vornehmen Fremden offen ſtehn: und es gereicht ſelbſt dem Staate zur Ehre, wenn Ausländer in der Hauptſtadt deſſelben wohl aufgenommen werden. Ueberdieß iſt es Perſonen, welche auf erlaubten Wegen, zu einer gewiſſen Macht gelangen wollen, ſehr nützlich, mit vornehmen Ausländern in Verbindung zu ſtehen, um durch ſie auch bey fremden Nationen und Staaten Einfluß zu haben. Vom Cimon erzählt Theophraſt noch eine andre Art der Gaſtfreyheit, welche er gegen ſeine Mitbürger, und zwar gegen die aus einer Ortſchaft Lakia mit ihm herſtammenden, ausübte. Er hatte nämlich auf allen ſeinen Gütern die Veranſtaltung gemacht, daß jeder Lakiade welcher hinkam, mit allem was er brauchte, unentgeldlich verſorget wurde.

19. b) Wohlthätigkeit durch perſön-

Die zweyte Gattung der Wohlthaten, diejenigen, die keinen Geld-Aufwand, ſondern Mühwaltungen erfordern, haben entweder den ganzen Staat oder einzelne Bürger zum Gegenſtande. Eine Art derſel-

derſelben, und die bey uns von je her den Weg zu Gunſt und Einfluß beym Volk gebahnt hat: iſt die Ertheilung von Rechts-Conſiliis. Es gehört unter die vortreflichen Gewohnheiten unſrer Vorfahren, daß ſie die Kenntniß und die Auslegung des bürgerlichen Rechts, immer in vorzüglichen Ehren gehalten, und eben deßwegen ein ausſchließendes Geſchäfte der erſten Männer des Staats, daraus gemacht haben. Dieſe ſind auch ſo lange in dem Beſitze davon geblieben, bis durch die letzten Verwirrungen im Staate, ſo wie alle anderen bürgerlichen Vorzüge, alle Stufen der Ehre, alle öffentlichen Würden vernichtet worden, auch der Glanz dieſer Wiſſenſchaft erloſchen iſt. Und was noch trauriger iſt, dieß mußte grade zu der Zeit geſchehn, da die Rechtswiſſenſchaft ihren höchſten Gipfel durch einen Mann erreichte, der, ſeinen Vorgängern an Würde gleich, ihnen allen an Wiſſenſchaft überlegen war.

liche Dienſte erwieſen. α) an einzelne Perſonen.

Dieſe Art von Dienſtleiſtungen alſo, weil ſie vielen erwieſen werden kan, iſt auch im Stande, uns eine ausgebreitete Gunſt zu erwerben.

Mit der Rechtserfahrenheit ſteht ein anderes Talent in Verbindung, das mit wichtigern Gegenſtänden umgeht, mehr glänzendes hat; und gröſſre Zuneigung erweckt: ich meine das Talent des Redners.

In der That, was iſt wohl der Beredſamkeit vorzuziehn: man mag nun auf die Bewunderung

ſehen, die ſie bey den Zuhörern, oder auf die Hofnung, die ſie bey den Hülfsbedürftigen, oder auf die Dankbarkeit, welche ſie bey den dadurch Geretteten erregt? Ihr iſt deßwegen, unter allen Künſten des Friedens, der erſte Rang von unſern Vorfahren eingeräumt worden.

Ein Mann, der dieſe Kunſt beſitzt, und ſie mit Leichtigkeit ausübt; der, wie es bey unſern Vätern Sitte war, ſie anwendet, die Rechtsſachen Vieler vor Gerichte zu führen, ohne ſich dazu mühſam erbitten, ohne ſich dafür bezahlen zu laſſen: ein ſolcher Mann, kann der Wohlthäter und Beſchützer einer großen Anzahl ſeiner Mitbürger werden.

Eine traurige Erinnerung drängt ſich mir bey dieſer Gelegenheit auf! — daß dieſe herrliche Kunſt jetzt bey uns ſchläft, wenn nicht auf immer untergegangen iſt. Und ich würde mir auch hier erlauben über einen ſo großen Verluſt zu klagen: wenn ich nicht fürchtete, daß man es bloß für die Klagen meiner eigenen Unzufriedenheit halten möchte. Indeſſen ſieht jedermann, was für große Redner wir verlohreu haben; wie wenig lebende, Hofnung von ſich geben; wie noch wenigere eine wirkliche Fertigkeit erlangt haben; und wie viele an die Stelle der Talente, Einbildung und Dreiſtigkeit ſetzen.

Nicht alle, nicht einmal viele, können Rechts-Gelehrte oder Redner ſeyn, aber alle können ſich durch

durch Dienſtleiſtungen andern nützlich machen: — entweder, indem ſie Wohlthäter für ſie erbitten; oder indem ſie ſie den Richtern und obrigkeitlichen Perſonen empfehlen; indem ſie für das Intereſſe derſelben wachen; oder endlich indem ſie ſie bey den Rechtskundigen oder Sachwaltern einführen, und ihnen durch ihre Vorſprache den Rath der erſtern, oder den Beyſtand der andern verſchaffen. Auf dieſem Wege, wo man bloß Fleiß, Aufmerkſamkeit und guten Willen nöthig hat, kan man ſich unendlich viele Leute verbindlich machen.

Die Erinnerung ſcheint überflüßig, (denn die Sache fällt in die Augen,) daß eben diejenigen, welche ſo bemüht ſind, einigen zu dienen, ſich hüten müſſen, nicht zugleich andrer Unwillen auf ſich zu laden. Es geſchieht oft, daß unſre Begierde den einen gefällig zu werden, uns veranlaßt andre zu beleidigen, bey denen es unſrer Pflicht oder unſerm Nutzen zuwider iſt. Thun wir dieſes unwiſſend, ſo iſt es tadelhafte Unachtſamkeit: thun wir es wiſſentlich, ſo iſt es ſtrafbarer Uebermuth. — Wenn wir dann aber wider unſern Willen gewiſſen Perſonen mißfällig geworden ſind: ſo iſt es wenigſtens Schuldigkeit, theils uns bey ihnen zu rechtfertigen, indem wir ihnen zeigen, daß wir nicht anders haben handeln können, und daß es nicht von uns abgehangen hat, das ihnen unangenehme zu vermeiden; theils den Fehler durch eine deſto pünktlichere Erfüllung unſrer übrigen Pflichten wieder gut zu machen.

20. Da man aber bey der Wahl der Perſonen welchen man Dienſte leiſten will, entweder auf ihren Character oder auf ihre Glücksumſtände ſieht; ſo iſt die Regel zwar leicht gegeben, daß der Character, nicht die Glücksumſtände, die Gegenſtände unſrer Wohlthätigkeit beſtimmen müſſen. Dieß klingt vortreflich. Aber wer kann es wohl in der That von ſich rühmen, daß er nie einem armen aber würdigen Manne, wenn es darauf ankam gewiſſe Mühwaltungen zu übernehmen, einen Reichen und Mächtigen vorgezogen habe? Der größre Hang iſt nun ſchon gegen diejenige Seite, von welcher wir die gewiſſeſte und die geſchwindeſte Wiedervergeltung erwarten. — Aber bey einer genauern Betrachtung der wahren Beſchaffenheit der Dinge, werden wir einſehen, daß wir ſelbſt in Abſicht unſers Intereſſes irren. Nämlich jener geringe unvermögende Mann, wofern er nur ein rechtſchaffener Mann iſt, wird, wenn er uns auch nicht Dank erweiſen kan, doch gewiß dankbare Geſinnungen für uns behalten. Es iſt ein Wortſpiel in dem Ausdrucke, aber der Gedanke iſt wahr: „daß der Dank auf „eine ganz andre Art bezahlt werde als ein Darlehn. Wer geborgtes Geld noch habe, der habe es nicht wiedergegeben; und wer es wiedergegeben, der habe es nicht mehr. Der Dank „hingegen werde bezahlt, wenn man ihn im Herzen behalte: und wer die Wahrheit erkenne, der „habe ſie auch vergolten.“

Von

Von Großen, Reichen, Mächtigen aber iſt dieſes nicht zu erwarten. Dieſe laſſen ſich ſehr ungern Verbindlichkeiten auflegen: vielmehr ſehen ſie es als eine Wohlthat an, welche ſie erweiſen, wenn ſie von andern auch noch ſo große Dienſte annehmen. — Sie argwöhnen nämlich, daß jeder der ihnen dient, noch größre Gegendienſte von ihnen verlange. Ueberdieß iſt es ihnen unausſtehlich, andre als Wohlthäter, ſich als Clienten zu betrachten. Jener Arme hingegen, da er einſieht, nur ſeine Perſon, nicht ſein Glück ſey bey der Wohlthat in Betrachtung gekommen, wünſcht nicht nur demjenigen, welcher ſie erwieſen, ſondern auch denen, von welchen er neue erwartet, (und er hat viele Wohlthäter nöthig,) als dankbar zu erſcheinen. Erzeigt er wieder eine Gefälligkeit, ſo iſt er ſo weit entfernt, ihr einen großen Werth beyzulegen, daß er ſie vielmehr herabſetzt, und ſich freut, ſie nur angenommen zu ſehn.

Dazu kömmt noch dieſe Betrachtung. Wenn man einem Reichen und Vornehmen gedient, oder ſeine Sache vor Gerichte geführt hat; ſo hat man von niemanden Dank zu erwarten, als von ihm, und höchſtens von ſeinen Kindern. Wenn man hingegen einem armen, aber rechtſchaffenen, und in ſeinem Stande hochgeſchätzten Manne beygeſtanden hat: ſo macht man ſich alle armen und ehrlichen Leute (deren Anzahl immer ſehr beträchtlich im Volke iſt,) zu Freunden, weil ſie ſich einen gleichen Beyſtand von uns verſprechen.

Freylich muß man ſuchen, wenn es möglich iſt, allen Claſſen der Menſchen genugzuthun. Wenn man aber doch eine Auswahl treffen muß: ſo denke ich wie Themiſtokles, der, da ihn jemand um Rath fragte, ob er ſeine Tochter an einen armen guten Mann, oder an einen Reichen von zweydeutigem Character verheyrathen ſollte, antwortete: Ich will lieber einen Mann welchem Geld, als Geld dem der Mann fehlt.

Aber unſer Zeitalter iſt einmal von dieſer übermäßigen Verehrung des Reichthums angeſteckt. Und doch im Grunde, was geht es mich, was geht es jeden andern an, daß dieſer oder jener reich ſey? Für ihn ſelbſt kan es gut ſeyn: wiewohl auch das nicht immer. Aber geſetzt es ſey: was folgt daraus? daß er mehr genießt, daß er ſich mehr Bequemlichkeit, mehr Vergnügen verſchaffen kan. Aber muß er auch deswegen mehr Achtung haben.

Indeſſen wenn der reiche Mann dabey auch ein tugendhafter Mann iſt: ſo iſt es billig, daß ſeine Reichthümer kein Grund ſind, ihn von unſerer Dienſtfertigkeit auszuſchließen. Nur müſſen ſie auch keiner ſeyn, ihn derſelben vorzüglich zu empfehlen. Die Unterſuchung muß immer darauf gehen, nicht wie reich der Mann, ſondern wie gut er ſey, um zu beſtimmen, was wir für ihn thun ſollen.

Die letzte Regel beym Wohlthun und bey Dienſtleiſtungen iſt, nicht zum Vortheile der Perſon deren wir uns annehmen, etwas gegen die Billigkeit, noch weniger etwas zum Schaden eines Dritten durchzuſetzen. Bey allem was gut und löblich ſeyn ſoll, muß die allgemeine Gerechtigkeit zum Grunde liegen. Ohne ſie kan keine Handlung, weder Ruhm noch Liebe zuwege bringen.

21. β) Perſönliche Dienſte erwieſen dem ganzen Volke.

Bisher haben wir von derjenigen Art der perſönlichen Dienſte geredet, welche einzelne Perſonen zum Gegenſtande haben. Jetzt ſchreite ich zu denjenigen fort, die dem gemeinen Weſen erzeigt werden. Einige derſelben nutzen nur dem Staatskörper als einem Ganzen: andre erſtrecken ihren Einfluß auch auf jedwedes Glied deſſelben. Dieſe letztern ſind die angenehmſten. Man muß, wenn es möglich iſt, in der Verwaltung der Geſchäfte beyde zu vereinigen ſuchen. Man darf aber auch zum Beſten der einzelnen Bürger beſondere Einrichtungen machen: nur müſſen ſie der Verfaſſung und den allgemeinen Angelegenheiten des Staats zugleich zuträglich, — wenigſtens nicht ſchädlich ſeyn.

Cajus Gracchus theilte dem Volk Getrayde aus; aber in ſo reichem Maaße, daß der öffentliche Schatz dadurch erſchöpft wurde. Marcus Octavius that eben dieſes, aber mit mehr Einſchränkung. Der Aufwand fiel daher dem Staate nicht beſchwerlich. Der Nothdurft des Volks wur-

wurde abgeholfen: beyden, dem Staate und den Bürgern wurde dadurch gedient.

Das aber muß immer der erſte Grundſatz, und das vornehmſte Augenmerk eines Staats-Verwalters ſeyn, das Recht des Eigenthums heilig zu halten; keine öffentliche Einrichtung zu machen, welche die Güter und Rechte der Privatperſonen ſchmälere.

Als Philippus in ſeinem Tribunat, die Austheilung der Ländereyen von neuem in Vorſchlag brachte, (die er demohnerachtet mit einer lobenswürdigen Mäßigung bald wieder aufgab, als er den Widerſtand ſahe, welchen ſie erregte:) ſo ſagte er, in der Rede wodurch er dieſes Geſetz unterſtützte, unter vielen andern dem Volke gefälligen Sachen, auch eine höchſt gefährliche: es gebe nicht zweytauſend Menſchen im Staate, die ein Eigenthum beſäßen. Eine Aeußerung, die von den übelſten Folgen ſeyn kan: und die auf nichts anders abzielt, als auf einen Verſuch, die Ungleichheit des Vermögens unter den Bürgern mit Gewalt aufzuheben oder zu vermindern, — die fürchterlichſte Krankheit welche einen Staatskörper befallen kann. Denn Sicherheit des Eigenthums war die vornehmſte Abſicht, warum die Menſchen bürgerliche Geſellſchaften und Staaten errichteten. Der natürliche Trieb der Geſelligkeit brachte zwar ſie zuerſt in Vereinigung: aber das Verlangen ihr Eigenthum zu beſchützen, veranlaßte

ſie

ſie eigentlich Städte zu bauen, und eine bürgerliche Regierung einzuführen.

Eine andre Fürſorge des Staatsmanns muß dahin gerichtet ſeyn, perſönliche Auflagen zu verhüten, (dergleichen zu unſrer Vorfahren Zeiten, da der Schatz arm, und die Kriege immerwährend waren, oft bezahlt werden mußten). Und um dieſes möglich zu machen, muß er ſchon lange zum Voraus Anſtalten treffen, Geld vorräthig zu halten. Wenn aber doch irgend ein Staat (denn ich will nichts von dem unſrigen ſagen, was einer ſchlimmen Vorbedeutung ähnlich ſehen könnte; und in der That rede ich nicht vom Römiſchen, ſondern von allen Staaten überhaupt;) wenn alſo irgend einer in die Nothwendigkeit geräth, von ſeinen Bürgern einen ſolchen Beytrag zu fordern: ſo müſſen die, welche am Ruder ſind, das Volk zu überzeugen ſuchen, daß es wahre Nothwendigkeit ſey; und daß es ſeiner eigenen Erhaltung wegen, ſich dieſer Laſt unterziehen müſſe.

Ferner iſt ein hinlänglicher Vorrath von Lebensmitteln und andern Bedürfniſſen, ein Gegenſtand für welchen die Regierer der Staaten zu ſorgen haben. Wie dieſer angeſchaft werden könne oder müſſe, das iſt hier nicht der Ort zu unterſuchen; und wird gemeiniglich von den Umſtänden an die Hand gegeben. Nur die Sache ſelbſt durfte nicht unangezeigt bleiben.

Die Hauptpflicht aber, bey der Verwaltung jedes öffentlichen Geſchäftes, in der Beſorgung jedes Auftrages, iſt: auch den Schein von Habſucht und Eigennutz zu vermeiden. O hätte mich doch mein Schickſal, ſagte der Samnite Cajus Pontius, für die Zeiten, woſern ſie jemals erſcheinen, aufbehalten; o wäre ich doch dann gebohren worden, wenn die Römer anfangen werden, Geſchenke zu nehmen? Gewiß, ich hätte ſie nicht länger über andre Völker herrſchen laſſen. Nun der gute Pontius hätte noch mehrere Jahrhunderte warten müſſen. Denn erſt vor kurzem iſt unſere Nation von dieſer Seuche angeſteckt worden. Wohl uns alſo, daß er in jener Zeit gelebt hat, wenn er ein ſo fürchterlicher Mann in der unſrigen geweſen wäre.

Es ſind noch nicht 110 Jahre, ſeitdem das erſte Geſetz, welches die Provinzen berechtigte, von ihren Gouverneurs das Erpreßte durch eine gerichtliche Klage wiederzufordern, vom Lucius Piſo in Vorſchlag gebracht wurde. Aber wie viel ähnliche Geſetze ſind nicht auf dieſes gefolgt, und jedes folgende ſtrenger als die vorhergehenden? Die Anzahl der in dieſer Art Angeklagten und Verurtheilten nahm in kurzem ſo ſehr zu, daß die Furcht vor ſolchen Unterſuchungen, eine von den Urſachen des ſchweren Italiſchen Krieges wurde. Endlich verlohren Geſetze und Richterſtühle ihr Anſehen; die Bundesgenoſſen wurden ungeſcheut geplündert: und wenn wir noch nicht dem allgemeinen Haß untergelegen haben, ſo haben wir

es bloß der Schwäche der andern Völker, nicht unſrer eignen Stärke zu danken.

Panätius lobt den Africanus, daß er ſich nie von fremdem Gute bereichert habe. Freylich verdiente er dies Lob: aber es war das geringſte, welches man ihm geben konnte. Uneigennützigkeit war damals das Verdienſt des Zeitalters, nicht des Mannes. 22.

Brachte Paul Aemil, in deſſen Hände der ganze Schatz der Macedoniſchen Könige gekommen war; und welcher durch die in das Aerarium eingebrachten Summen zuerſt allen Auflagen ein Ende machte: — brachte er, ſage ich, von allen dieſen Reichthümern etwas anders in ſein Haus, als das ewige Andenken ſeiner Uneigennützigkeit?

Dem Beyſpiele dieſes großen Vaters folgte ſein Sohn, der jüngere Africanus. Er zerſtörte das mächtige Carthago, ohne dadurch reicher zu werden. Daſſelbe Zeitalter, — ſah es wohl den Mummius, den Collegen des vorigen in dem Cenſoramte, nach der Eroberung der Stadt Corinth, des Sitzes des Ueberfluſſes, in einem größern Ueberfluſſe leben? Er fand ein größer Vergnügen, Italien als ſein Haus mit den erbeuteten Schätzen auszuſchmücken. Wiewohl, ſein Haus konnte nicht glänzender werden, als dadurch, daß er Italien glänzend gemacht hatte.

Alſo,

Alſo, nun wieder zurück zu kommen wovon ich ausgegaugen bin: kein ſchändlicher Laſter als die Habſucht, beſonders bey den Großen, und denen die am Ruder der Staaten ſitzen. Denn mit den öffentlichen Angelegenheiten ein Gewerbe treiben, iſt nicht nur unerlaubt, ſondern niederträchtig und abſcheulich. Was das Delphiſche Orakel den Spartanern geweiſſagt hat; „ihr Staat würde „durch nichts anders als durch die Habſucht zu „Grunde gehn:“ das ſcheint eine Prophezeyung für alle reiche und mächtige Nationen zu ſeyn. — Es iſt auch für diejenigen, die an der Regierung Theil haben, kein größeres Mittel allgemeine Liebe zu erhalten, als wenn ſie von Eigennutz und Bereicherungs-Begierde entfernt ſind.

Die aber, welche Gunſt beym Volke dadurch gewinnen wollen, daß ſie entweder eine neue Austheilung der Ländereyen vorſchlagen, d. h. mit andern Worten, daß ſie die rechtmäßigen Beſitzer aus ihrem Eigenthume vertreiben und Fremde darein ſetzen wollen; oder daß ſie eine allgemeine Erlaſſung der Schuldforderungen anrathen: dieſe erſchüttern die Grundveſte des gemeinen Weſens. Erſtlich zerſtören ſie die Eintracht, die unmöglich mehr unter Bürgern ſtatt finden kan, wovon der eine dem andern das Seinige geraubt hat. Zweytens heben ſie alle Gerechtigkeit auf, deren erſtes Geſetz es iſt, einem jeden das Seinige. Denn wie ich oben geſagt habe, darum ſind Städte erbaut, dazu ſind bürgerliche Obrigkeiten eingeſetzt worden, daß jeder unbekümmert wegen der Si-

cher-

cherheit ſeines Eigenthums, und frey in dem Gebrauche deſſelben ſeyn könne. Endlich erlangen ſie durch dieſe allgemeine Zerrüttung des Staats, nicht einmal die Gunſt welche ſie hoffen. Denn der welcher durch ſie verlohren hat, iſt ihr Feind; nicht einmal der, welcher bekommen hat, will das Anſehn haben, als wenn er damit zufrieden wäre: und am meiſten verbirgt der Schuldner, dem die Bezahlung erlaſſen iſt, ſeine Freude, um glauben zu machen, daß er habe bezahlen können. Der Beleidigte hingegen ſchreyt laut, und vergißt es niemals. Und geſetzt auch, derer wären mehr, die mit Unrecht empfangen, als derer, welche unbillig verlohren haben: ſo folgt daraus noch nicht, daß ſie auch die Stärkeren ſind. Denn die Menſchen müſſen, in Abſicht deſſen, was ſie ausrichten können, nicht bloß nach ihrer Zahl, ſondern auch nach ihrem Gewichte beurtheilet werden.

In Wahrheit, welcher Schatten von Billigkeit kan darinnen ſeyn: daß ein Stück Landes, welches Jahre und Jahrhunderte lang, im ungeſtörten Beſitze einer Familie geweſen iſt, in einem Augenblicke einer fremden zugehöre; daß es dem, deſſen Eigenthum es war, entriſſen, dem, welcher kein Recht daran hatte, übergeben werde?

Dieſe Art der Ungerechtigkeit wurde zu Sparta, 23.
von dem Ephorus Lyſander, und von dem Könige Agis verſucht, und war Urſache, daß jener

ver=

vertrieben, dieſer umgebracht wurde; — der erſte unter allen Lacedämoniſchen Königen dem dieſes wiederfuhr.

Und dieſes wurde zugleich der unglückliche Zeitpunkt, ſeit welchem in dieſer Republik eine Unruhe und eine Spaltung auf die andre folgte: ſo daß bald einzelne Perſonen ſich zu Tyrannen aufwarfen, bald der Partheygeiſt die edelſten Geſchlechter aufopferte; und endlich dieſe durch ihre Verfaſſung und ihre Geſetze über alle andre erhabne Republik, völlig zu Grunde gieng.

Ihr Fall ſtürzte nicht ſie allein, ſondern zog den Untergang aller übrigen griechiſchen Staaten nach ſich, da ſie an den Verwirrungen und Streitigkeiten Theil nahmen, wovon die erſte Quelle in Lacedämon geweſen war.

Was ſtürzte die Gracchen, Söhne eines ſo großen Mannes, des Tib. Gracchus, und Enkel eines noch größern, des Africanus, als die Hartnäckigkeit, mit welcher ſie das Geſetz von Austheilung der Ländereyen durchtreiben wollten?

Wenn irgend ein Staats-Mann, in Abſicht der Sache von der wir reden, zum Muſter dienen kan: ſo iſt es Aratus der Sicyonier. Sein Vaterland, hatte vierzig Jahre lang, unter dem Joche von Tyrannen geſeufzet, als er mit einer kleinen Anzahl ſeiner verwieſenen Landsleute, von

Argos nach Sicyon marſchirte, heimlich die Mauern erſtieg, ſich der Stadt bemächtigte, den Tyrannen Nicocles durch das unerwartete des Ueberfalls zur Flucht nöthigte, die Freyheit ſeines Vaterlandes wiederherſtellte, und ſechshundert Vertriebne, die die Angeſehnſten und Reichſten der Stadt geweſen waren, in dieſelbe zurückführte. Die größte Schwierigkeit die er vor ſich fand, war, wie er den Beſitz der neuen Bürger und die Anſprüche der alten, mit einander vereinigen ſollte. Auf der einen Seite hielt er es für unbillig, daß diejenigen, welche er ſelbſt in die Rechte der Bürger wieder eingeſetzt hatte, ihre ehemaligen Güter in fremden Händen ſehen ſollten, indeß ſie ſelbſt Mangel litten: auf der andern fand er es hart, einen Beſitz von funfzig Jahren zu ſtöhren, weil in einer ſo langen Zeit, vieles durch Kauf, durch Erbſchaft, als Heyrathsguth, rechtmäßig an die jetzigen Beſitzer gekommen war.

Er urtheilte alſo, man müßte auf Mittel denken, wie die einen, das was ſie hätten, behalten, und die andern entſchädiget werden könnten. Da er einſah, daß dieſes ohne baares Geld nicht möglich ſey: ſo beſchloß er, beym Könige Ptolomäus, dem zweyten dieſes Namens ſeit der Erbauung von Alexandrien, ſeinem Gaſtfreunde vom Vater her, Geld zu ſuchen. Er gab alſo nur überhaupt eine Reiſe nach Alexandrien vor: machte es aber aus, daß bis zu ſeiner Zurückkunft, alles in obgedachter Sache beym Alten bliebe.

Dem Ptolomäus entdeckte er bey ſeiner Ankunft ſogleich ſeinen ganzen Entwurf, ſeine Abſicht ſein Vaterland in Freyheit zu ſetzen, und den Beyſtand, den er dazu brauchte.

Ein ſo großer Mann erhielt von einem reichen Könige leicht, eine beträchtliche Summe Geldes zur Unterſtützung ſeines Vorhabens. Mit dieſer kam er nach Sicyon zurück; wählte ſich funfzehn der vornehmſten Perſonen zu Beyſitzern eines Raths, in welchem ſowohl die Rechte der gegenwärtigen Beſitzer, als die Anſprüche der ehemaligen Eigenthümer unterſucht wurden. Dieſe Güter wurden taxirt; und es gelang ihm, bald die erſten zu bewegen, daß ſie lieber Geld annähmen, Grund und Boden aber wieder herausgäben, bald die letztern zu vermögen, daß ſie ſich mit einem Aequivalent von Gelde befriedigten, und ihre Rechte auf die Güter fahren ließen. So brachte er es dahin, daß alle zufrieden von ihm giengen, und Friede und Einigkeit unter ſeinen Mitbürgern wieder hergeſtellt wurden. — Vortreflicher Mann, o wäreſt du doch in meinem Vaterlande gebohren worden!

So muß ein rechtſchaffener Mann mit ſeinen Mitbürgern umgehen: nicht, wie wir es ſchon zweymal erlebt haben, das Zeichen einer gerichtlichen Verſteigernng, auf dem Markte aufſtecken, und die Güter ſeiner Mitbürger, von dem öffentlichen Ausrufer feil bieten laſſen.

Das

Das was die Verfahrungsart dieſes Griechen unterſcheidet, iſt, daß er das Beſte beyder Partheyen auf gleiche Weiſe zu befördern ſuchte; und dieß iſt eigentlich der Character des weiſen und großen Mannes. Dieß iſt die höchſte Staatsklugheit, das Intereſſe der verſchiedenen Claſſen der Bürger nicht von einander zu trennen, ſondern durch gleiche Achtung und Fürſorge für die Rechte einer jeden, ſie alle mit einander zu vereinigen.

Wie? Eine neue Austheilung der Ländereyen ſollte billig ſeyn, unter dem Vorwande, die Gleichheit wieder herzuſtellen? Iſt es billig, daß der eine ein Haus bauet; und der andre umſonſt darin wohnet? — Ich habe das Gut gekauft; ich habe die Gebäude aufgeführt und im Stande erhalten; ich habe mein Geld hineingeſteckt: und nun ſoll ein andrer kommen: und die Früchte meines Fleißes und meines Aufwandes, wider meinen Willen genießen? Was heißt dann rauben, und von dem Geraubten Geſchenke austheilen, wenn es dieſes nicht iſt?

Was aber die Aufhebung der Schuldforderungen und Hypotheken betrift: iſt dieſe im Grunde von jenem Verfahren verſchieden? Was ſagt ſie anders, als daß, nachdem der Schuldner von fremdem Gelde Güter gekauft hat, er dieſe behalten, der Gläubiger ſein Geld verlieren ſolle?

Alſo, erſtlich verhüte man, daß keine ſo große 24.
Schuldenlaſt im Staate entſtehe, die von nach-

theiligen Folgen für denſelben ſeyn könne, welchem Uebel auf mehr als eine Art vorgebeugt werden kann: wenn ſie aber einmal vorhanden iſt, ſo tilge man ſie nicht darum, daß man den reichen Gläubiger das Seine verlieren, den Schuldner fremdes Gut gewinnen laſſe. Denn Treue und Glaube iſt die vornehmſte Stütze, auf welcher das Gebäude der bürgerlichen Geſellſchaft ruht: und dieſe fällt weg, ſobald die Nothwendigkeit aufgehoben wird, das Geborgte wieder zu geben. Zu keiner Zeit hat man heftiger darum gekämpft, nicht bezahlen zu wollen, als unter meinem Conſulate. Leute von allen Claſſen, vom höchſten Range bis zum niedrigſten, hatten ſich vereinigt, es durch offenbare Gewalt, durch Waffen und Kriegsheere durchzuſetzen. Dem allen habe ich auf eine ſolche Art widerſtanden, daß nicht nur die fürchterlichen Folgen hintertrieben, ſondern der Grund des Uebels ſelbſt gehoben worden. Niemals hat es mehrere und tiefer Verſchuldete gegeben: und niemals ſind Schulden beſſer und leichter getilget worden. Denn als die Schuldner ſahen, daß Gewalt und Liſt umſonſt war, ihre Gläubiger zu betrügen: ſo fanden ſie bey der Nothwendigkeit zu bezahlen, auch die Mittel dazu.

Einer von ihnen, der damals unter den Ueberwundenen war, iſt nach der Zeit Sieger geworden: und was er damals im Sinne hatte, das hat er jetzt wirklich ausgeführt; jetzt, da ihm nichts mehr daran gelegen ſeyn konnte. So ſtark iſt bey dieſem

Manne

Manne die Neigung Unrecht zu thun, daß er bloß am Unrechte ſelbſt ein Vergnügen findet, wenn auch die Urſache ſchon weggefallen iſt, die ihn zuerſt dazu angetrieben hatte.

Fern alſo von dem Vorſteher eines Staates ſey dieſe Art der Schenkungen, die von geraubtem Gute gemacht werden; — Dieſe Bereicherung der einen durch die Plünderung der andern. Vorzüglich aber ſey dieß ſein Augenmerk; daß bey der Verwaltung des Rechts, vor Gericht, und in Foderungen die das Eigenthum betreffen, der Kleine und der Große gleich viel gelten: daß weder dem einen die Verachtung ſchade, welcher ihn ſeine Niedrigkeit ausſetzt, noch dem andern der Neid, den ſein Reichthum oder ſein Rang ihm zuzieht. — Endlich ſuche er durch alle erlaubte Mittel, es ſey durch rechtmäßige Eroberungen, es ſey durch gute Verwaltung, die Gränzen des Staates zu erweitern, und die Einkünfte und Domänen deſſelben zu vergröſſern.

Dieß iſt es was große Männer thun, und was unſre Vorfahren gethan haben. Dieß ſind die Pflichten, durch deren Erfüllung wir mit dem allgemeinen Wohl, zugleich Ehre und Gunſt für uns ſelbſt, erhalten können.

Von der auf Geſundheit und Vermögen zu

In dieſer Abhandlung von dem Nützlichen, oder von den Mitteln uns die Güter des Lebens zu verſchaffen, ſind, nach der Meynung des vor kurzem

wendenden Sorgfalt.

zu Athen verſtorbenen Stoikers, Antipater von Tyrus, zwey Stücke vom Panätius ausgelaſſen worden: die Sorge für die Geſundheit, und die für das Vermögen. Beyde vielleicht deßwegen, weil dieſer große Philoſoph ſie für ſehr leicht anſah, ob ich gleich zugebe, daß ſie beyde ſehr nothwendig ſind.

Indeſſen iſt es einleuchtend, daß die Geſundheit dadurch erhalten wird, wenn man ſeinen Körper kennen zu lernen ſucht; wenn man Achtung giebt, welche Dinge ihm zuträglich, und welche ihm ſchädlich ſind; wenn man im Eſſen, Trinken und allem was zur Pflege deſſelben gehört, überhaupt mäßig, und beſonders enthaltſam von dem iſt, was uns die Erfahrung als ſchädlich gezeigt hat; wenn man alle Ausſchweifungen im Vergnügen, beſonders in der Wolluſt unterläßt; und wenn man im Nothfalle diejenigen zu Hülfe ruft, deren Wiſſenſchaft eigentlich zur Erhaltung der Geſundheit beſtimmt iſt.

Was das Vermögen betrift, ſo ſind zum Erwerbe deſſelben alle Mittel gut, die nicht unrechtmäßig, und die nicht niederträchtig ſind. Zur Erhaltung deſſelben gehört eine ſorgfältige Aufſicht und Sparſamkeit. Eben dieſes ſind die Mittel es zu vermehren. Von beyden handelt Xenophon, der Sokratiſche Schüler, vortreflich, in dem Buche welches *Oeconomicum* heißt, und welches ich, da ich ungefähr in deinem jetzigen Alter war, aus dem Griechiſchen ins Lateiniſche überſetzt habe.

Noch

Noch iſt ein vierter ſehr nothwendiger Artikel übrig, der vom Panätius übergangen worden: die Vergleichung der verſchiedenen Arten des Nützlichen. Denn bald wird der Werth gewiſſer körperlicher Güter und gewiſſer äußern Vortheile gegen einander abgewogen; bald wird Eine körperliche Vollkommenheit mit der andern, Ein äußrer Vortheil mit dem andern verglichen. Es giebt körperliche Güter, die größer ſind als äußre Vortheile: — man wünſcht lieber geſund als reich zu ſeyn. Es giebt äußre Vortheile, die wichtiger ſind als gewiſſe Vorzüge des Körpers: — man wünſcht lieber reich als ausnehmend ſtark zu ſeyn. Von den Vollkommenheiten und Gütern des Körpers iſt eines beſſer als das andere: — Geſundheit iſt der ſinnlichen Luſt, die Stärke iſt der Geſchwindigkeit vorzuziehen. Eine Art äußrer Vortheile iſt mehr werth als die andre: Ruhm iſt beſſer als Reichthum; die ſtädtiſche Wirthſchaft bringt mehr als die Landwirthſchaft.

25. Vergleichung des Werths verſchiedener Güter.

Zu dieſer Art der Vergleichung gehört auch die Antwort des Cato, als er gefragt wurde: welche Art der Wirthſchaft am meiſten einbringe? Gute Viehzucht, antwortete er. Welche nach dieſer käme? — Mittelmäßige Viehzucht. — Was zum dritten? — Schlechte Viehzucht. — Zum vierten? — Ackerbau. — Aber wohin kömmt dann, fragte der andre, das Ausleihen auf hohe Zinſen? — In welche Claſſe kömmt das Beutelſchneiden? ſagte Cato.

Aus dieſen und andern Beyſpielen ſieht man, daß oft Fälle vorkommen, wo eine Vergleichung der verſchiedenen Arten des Nutzens nöthig iſt; und daß dieſe alſo mit Recht als das vierte Stück, welches zur Beſtimmung der Pflichten in dieſer Gattung gehört, hinzugeſetzt werden mußte.

Ueber die ganze Materie von den Geldnutzungen aber, wie man Geld erwerben, wie man es austhun, auch wie man es genießen ſolle: wird von gewiſſen ſehr ſoliden Männern, die in der Mitte des Janus-Durchganges ihren Platz haben, richtiger und vollſtändiger als von irgend einem Philoſophen, irgend einer Schule, Unterricht gegeben. Doch konnte es hier nicht übergangen werden, weil es zur Lehre vom Nützlichen gehört, die in dieſem Buche abgehandelt wird. Das noch übrige wird in dem nächſten Buche folgen.

Von den menſchlichen Pflichten.

Drittes Buch.

Inhalt.

Die dritte moraliſche Unterſuchung, über den Fall des Widerſpruchs zwiſchen Pflicht und Vortheil. — Beweis, daß dieſer nur immer ſcheinbar ſey, weil die Beobachtung der Pflicht ſelbſt der gröſste Vortheil für den Menſchen iſt. Beyſpiele aus der Geſchichte. Beſtätigung aus den bürgerlichen Geſetzen. Beurtheilung einzelner Colliſions-Fälle in politiſchen uud bürgerlichen Geſchäften. In wie weit es erlaubt ſey, beym Handel die Wahrheit zu verſchweigen. Anwendung des allgemeinen Grundſatzes, auf jede der vier Haupttugenden. Geſchichte des Regulus.

Vom ältern Africanus ſchreibt Cato, welcher I.
ungefähr zu gleicher Zeit mit ihm lebte, daß er oft geſagt habe: er ſey niemals weniger müßig, als wenn er Muße habe; und ſey niemals weniger einſam, als wenn er allein ſey. In der That ein herrlicher Ausſpruch, würdig eines groſſen und weiſen Mannes! Er zeigt, daß der, welcher dieß von ſich ſagen konnte, gewohnt ſeyn mußte, wenn er ohne Geſchäfte war, über Geſchäfte nachzudenken; und wenn er ohne Geſellſchaft war, ſich mit ſich ſelbſt zu unterreden. Nur,

 weil

weil ſein Geiſt immer gleich thätig blieb, konte er den Umgang andrer Menſchen zuweilen entbehren.

Alſo zwey Sachen, welche die übrigen Menſchen einſchläfern, Muße und Einſamkeit, ermunterten ihn.

Ich wünſchte, ich könnte eben dieß von mir ſagen. Indeß, wenn mir die Kräfte fehlen, ein ſo hohes Muſter zu erreichen: ſo habe ich wenigſtens den Willen, ihm nachzuahmen. Ich habe jetzt beydes: Muße, weil mich Gewalt, und die Waffen der Feinde des Vaterlandes, von allen Staats- und gerichtlichen Geſchäften vertrieben haben; und Einſamkeit, aus gleicher Urſache. Denn da ich die Stadt verlaſſen habe, und auf dem Lande herum irre: ſo bin ich oft allein. Aber weder iſt dieſe Muße noch die Einſamkeit, mit der des Scipio zu vergleichen. Er ruhete freywillig, von den wichtigſten Geſchäften, und den größten dem Staate geleiſteten Dienſten aus: die Einſamkeit war für ihn ein Hafen, in den er ſich mit Vorſatze zuweilen, aus dem Geräuſche der großen Welt, die ihn immer umgab, zurück zog. Meine Muße hingegen iſt eine gezwungene nicht eine gewählte Muße: ſie entſteht aus dem Mangel der Geſchäfte, nicht aus meinem Vorſatz auszuruhen. Denn was wäre wohl für mich zu thun, das meiner nicht unwürdig wäre: da der Senat ſeinen Einfluß, die Gerichte ihr Anſehen verlohren haben? So groß alſo auch ehedem der Kreis von Menſchen war, in dem ich mich befand; ſo ſehr

ich

ich ſonſt geſucht habe, unter den Augen aller meiner Mitbürger zu leben: ſo ſehr fliehe ich jetzt den Anblick der Menſchen, weil ich an allen Orten nur ſchlechte Menſchen ſehe; ſo ſehr ſuche ich mich jetzo zu verbergen. Ich bin alſo oft allein.

Weil es aber eine Regel der Weiſen iſt, daß man nicht nur von zwey Uebeln das kleinſte wählen; ſondern daß man auch aus dem Böſen ſelbſt das Gute ziehen müſſe, wenn noch etwas darinn liegt: ſo ſuche ich auch meine Ruhe auf irgend eine Art zu nutzen, obgleich nicht ſo, wie der ſie nutzen ſollte, der ſeinem Vaterlande die Ruhe zuwege gebracht hat; ſo ſuche ich meine nicht freywillige, ſondern nothwendige Einſamkeit, vor Langerweile und Unthätigkeit zu bewahren.

Obgleich Africanus auch noch in einer andern Abſicht, mehr Lob verdient als ich. Er hat keine ſchriftlichen Denkmäler ſeines Geiſtes, kein Werk ſeiner Muße, keine Früchte ſeiner Einſamkeit hinterlaſſen. Man muß alſo ſchließen, daß er bloß durch ſtilles Nachdenken, durch die innere Beſchäftigung ſeines Verſtandes, durch Unterſuchungen welche er bey ſich insgeheim anſtellte, das Leere der Muße und der Einſamkeit ausgefüllt habe. — Ich hingegen, der ich nicht Stärke des Geiſtes genug beſitze, durch bloßes Denken, das unangenehme Gefühl der Einſamkeit zu zerſtreuen, bin genöthigt, das Schreiben zu Hülfe zu nehmen, und daraus meine Hauptbeſchäfti-

gung zu machen. Ich habe deswegen in der kurzen Zeit, ſeit dem Umſturze der Staatsverfaſſung, mehr Bücher geſchrieben, als in vielen Jahren vorher, bey blühendem Zuſtande der Republik.

2. Da aber die ganze Philoſophie ein reiches fruchtbares Feld iſt; kein Theil von ihr, weder an ſich untragbar, noch unbebaut iſt: ſo iſt doch der Theil, welcher von den Pflichten handelt, und uns alſo Regeln zu einer geſetzten und tugendhaften Aufführung vorſchreibt, ſowohl das anmuthigſte, als das fruchtreichſte Gefilde dieſes weitläuftigen Gebiets.

Ohnerachtet ich nun weiß, daß unſer Cratipp, der erſte Philoſoph dieſes Zeitalters, dich beſtändig mit ſolchen Wahrheiten unterhält: ſo dünkt es mir doch für dich ſehr heilſam, die Stimme der Tugend auch von mehrern Seiten in deine Ohren ſchallen, und wenn es möglich wäre, dich nichts anders hören zu laſſen. Da dieſes allen nothwendig iſt, welche die ernſtliche Abſicht haben, tugendhaft zu werden; ſo iſt es bey dir vielleicht noch mehr Pflicht, als bey jedem andern. Die Welt fordert und erwartet von dir nicht wenig, wegen des Fleißes den ſie an deinem Vater gekannt hat, und den ſie von dir nachgeahmt wiſſen will; viel wegen der Ehrenſtellen, die er bekleidet, und deren du dich würdig machen ſollſt; etwas auch vielleicht wegen ſeines Namens, deſſen Ruhm du erhalten mußt. Du haſt überdieß die Erwartungen zu erfüllen, die dein Aufenthalt

enthalt in Athen und beym Cratipp erregt. Zu beyden biſt du als zu einem berühmten Markte nützlicher Kenntniſſe gereiſt, um dich mit ſolchen zu verſorgen. Leer von demſelben zurückzukommen, und zugleich den Ruf der Stadt und des Lehrers zu beſchimpfen, würde dich in den Augen aller herabſetzen.

Alſo, liebſter Sohn, was nur Anſtrengung des Geiſtes, und anhaltende Arbeit vermag, (wenn anders das Lernen eine Arbeit, und nicht vielmehr ein Vergnügen iſt,) das thue, um unſern Endzweck zu erreichen. Laß es nicht von dir geſagt werden, daß dein Vater für deine Ausbildung alles, du ſelbſt aber nichts gethan habeſt. Doch nichts mehr hievon. Du haſt ſchon mehrere ſchriftliche Ermahnungen von mir bekommen: und jetzt iſt es Zeit, zur Abhandlung des noch übrigen Theils, meines im Anfange gemachten Plans zu ſchreiten.

Panätius, welcher ohne Streit, am genaueſten und gründlichſten von den Pflichten gehandelt hat, und den ich mit einigen Veränderungen hauptſächlich zum Grunde lege; hatte alle Berathſchlagungen der Menſchen über das was Pflicht ſey, unter drey Hauptfragen gebracht. Die erſte: iſt das was ich thun will, recht oder unrecht? Die zweyte: iſt es nützlich oder ſchädlich? Die dritte endlich: wenn das was recht iſt, mit dem Nützlichen zu ſtreiten ſcheint, welches ſoll ich wählen? Die beyden erſten Fragen hat Panätius in drey Büchern beantwortet. Von

der

der letzten verſpricht er in der Folge zu handeln: und dieſes Verſprechen hat er nicht erfüllt. Worüber man um ſo mehr Urſache hat ſich zu wundern, da nach dem Zeugniſſe des Poſidonius ſeines Schülers, Panätius noch dreyßig Jahre nach der Ausgabe jener Bücher lebte. Auch Poſidonius hat, zu meiner Befremdung, dieſes Hauptſtück in einer ſeiner Schriften nur kurz berührt, ob er gleich ſagt, daß es eines der wichtigſten der ganzen Philoſophie ſey.

Unterſuchung der Frage, ob ein Streit zwiſchen Tugend und Vortheil möglich ſey, und in welchem Sinne.

Einige glauben, Panätius habe dieſen Theil der Moral nicht ausgelaſſen, ſondern mit Fleiß übergangen: wie er denn wirklich gar nicht dazu gehöre, weil die Tugend niemals mit unſern wahren Vortheilen ſtreiten könne. Dieſer Meynung kann ich nicht beypflichten. Denn darüber kann vielleicht geſtritten werden, ob dieſer Artikel, — der dritte nach der Eintheilung des Panätius, — hätte ſollen in die Moral aufgenommen, oder aus derſelben weggelaſſen werden: aber das iſt unſtreitig, daß Panätius ihn wirklich darein aufgenommen, und nur ſein Verſprechen ihn abzuhandeln unerfüllt gelaſſen hat. Denn wer ſeine Materie in drey Theile eintheilt, und zwey davon ausführt; der iſt den dritten ſchuldig. Ueberdieß verſpricht er ausdrücklich am Ende ſeines dritten Buches, von dieſem Punkte künftig zu handeln. Dazu kömmt noch das ſehr gültige Zeugniß des Poſidonius, der in einem ſeiner Briefe ſchreibt: „Rutilius Rufus,“ (welcher den Vorleſungen des Panätius beygewohnt hatte,) „pflege oft zu

„ſagen,

„ſagen, ſo wie ſich kein Mahler gefunden hätte, „welcher den fehlenden Theil der Apelliſchen Ve„nus zu Cos habe ergänzen wollen, weil die aus„nehmende Schönheit des vollendeten Kopfs, al„len die Hofnung benommen, den übrigen Kör„per demſelben gleich zu machen: ſo habe auch, „wegen der Vortreflichkeit deſſen, was Panätius „ausgearbeitet, kein Philoſoph gewagt, das was „derſelbe unvollendet gelaſſen, zu erſetzen.“

Was alſo Panätius gedacht, und was er zu thun ſich vorgenommen, darüber kann kein Zweifel entſtehn, was aber an ſich recht ſey; — ob er wohl gethan habe, der Lehre von den Pflichten dieſen dritten Theil beyzufügen: darüber können vielleicht die Meynungen getheilt ſeyn. Denn es mag nun entweder die Tugend das einzige wahre Gut ſeyn, wie die Stoiker behaupten, oder ſie mag, wie eure Peripatetiker glauben, unter den übrigen Gütern einen ſo hohen Rang einnehmen, daß dieſe alle auf die gegenſeitige Waagſchaale gelegt, nur ein unbeträchtliches Gewicht ausmachen: ſo iſt in beyden Fällen gewiß, daß die Tugend mit unſerm wahren Vortheile nie ſtreiten könne. Sokrates ſoll deswegen oft dem geflucht haben, welcher zuerſt dieſe von der Natur unzertrennlich verbundne Dinge, in ſeinen Vorſtellungen von einander geriſſen. Dieſem Sokratiſchen Ausſpruche haben die Stoiker dergeſtalt beygepflichtet, daß ſie es zu einem Grundſatz angenommen haben: daß alles was moraliſch gut iſt, auch nützlich; und nichts nützlich ſey, was nicht moraliſch gut 3.

iſt.

iſt. Gehörte Panätius zu derjenigen Secte der Philoſophen, die nichts begehrungswürdiges kennen, als ſinnliche Luſt oder Schmerzloſigkeit; und glaubte er alſo, daß auch die Tugend nur inſofern verdiene geſucht und ausgeübt zu werden, als ſie ſinnliches Vergnügen befördere, oder Schmerz verhüte: ſo hätte er ein Recht zu ſagen, daß Tugend zuweilen mit dem Nutzen ſtreiten könne. Da er aber ſeinem Lehrgebäude gemäß behaupten muß, daß das moraliſche Gute das einzige Gut ſey, und daß alle andre Dinge, die ſcheinbar nützlich, aber dieſem entgegen ſind, weder den welcher ſie beſitzt glücklicher, noch den welcher ihrer entbehrt elender machen: ſo ſcheint es nicht, daß er dieß als ſtreitig, und alſo als den Gegenſtand einer Berathſchlagung habe anführen ſollen, ob das ſcheinbar Nützliche, oder das wahrhaft Tugendhafte vorzuziehn ſey.

Was nämlich die Stoiker das höchſte Gut nennen, der Natur gemäß leben, heißt glaube ich ſoviel: nach der innern Vollkommenheit unter allen Umſtänden ſtreben; die äußern unſrer Natur angenehmen Sachen aber, darnach wählen oder verwerfen, als ſie mit jener beſtehen können oder nicht. Iſt dieſes richtig: ſo findet freylich keine Vergleichung zwiſchen Tugend und Vortheil ſtatt; und das ganze Vorhaben alſo, Regeln deßhalb zu geben, iſt unzuläſſig.

Nun iſt aber das moraliſch Gute, im wahren und eigentlichen Verſtande, nur allein bey dem

Wei-

Weiſen zu finden, und läßt ſich nirgends denken, wo nicht abſolute Vollkommenheit iſt. Wer dieſe hohe Stufe der Weisheit noch nicht erreicht hat: bey dem können wohl gewiſſe Aehnlichkeiten mit dem moraliſch Guten, aber auf keine Weiſe dieſes ſelbſt in ſeiner ganzen Reinigkeit ſtatt finden.

Nämlich alle die Pflichten von denen wir bisher gehandelt haben, nennen die Stoiker mittlere Pflichten, — gleichſam Handlungen, die zwiſchen guten und böſen in der Mitte ſind. Dieſe die ſich auf ſehr viel Fälle erſtrecken, und mehrern Perſonen gemein ſind, können bey guten natürlichen Anlagen, auch alsdann ſchon ausgeübt werden, wenn man nur einige Schritte im Studium der Weisheit gethan hat. Die Pflicht hingegen, welche bey ihnen das Rechte (τὸ ὀρθόν) heißt, iſt etwas ganz vollkommenes, das keine Grade zuläßt, und niemanden als dem Weiſen zukommen kann.

Daß aber Handlungen, in welchen ſich nur etwas von jener geringern Rechtmäßigkeit zeigt, in der Welt ſchon für ganz vollkommene gelten, das kömmt daher: weil der größte Theil der Menſchen von dem wahrhaftig Vollkommenen keinen Begriff hat, und alſo nicht gewahr wird, wie weit jene hinter dieſem zurückbleiben; ſo weit aber ſein Begriff von Vollkommenheit reicht, in ſoweit auch denſelben erfüllt findet. Etwas ähnliches ſieht man täglich, bey Gemälden, Gedichten, und andern Kunſtwerken: daß nämlich Leute,

wel-

welche nicht Kenner ſind, auch an ſchlechten Stücken Vergnügen finden, und das Mittelmäßige loben. Wovon die Urſache glaube ich dieſe iſt, weil ſolche Sachen wirklich etwas Gutes enthalten; welches, da es den Nicht-Kennern nur allein in die Augen fällt, indeß die Fehler ihnen verborgen bleiben, ſie nothwendig einnehmen muß. Daher ſie auch ſelbſt ihr erſtes Urtheil bald zurücknehmen, wenn ihnen von Kennern die Fehler gewieſen werden.

4. Die Pflichten alſo, welche ich in gegenwärtiger Schrift abhandle, ſind ſolche Tugenden der zweyten Ordnung, die nicht blos dem Weiſen eigen, ſondern allen Arten von Menſchen gemein ſeyn können. Es iſt natürlich, daß ſie bey aller ihrer Mangelhaftigkeit von andern — auch nur mittelmäßigen Menſchen, in denen aber ein Keim von Tugend vorhanden iſt, mit Rührung und Bewunderung angeſehn werden. Wenn die beyden Decier oder die beyden Scipionen, tapfere; — wenn Fabricius oder Ariſtides gerechte Männer, genannt werden: ſo werden weder jene zu Muſtern der Tapferkeit, noch dieſe zu Muſtern der Gerechtigkeit, im Stoiſchen Verſtande aufgeſtellt. Denn keiner von ihnen war das, was wir unter einem Weiſen in der engſten Bedeutung verſtehn: — ſelbſt Cato und Lälius waren es nicht, ob ſie gleich den Ruf und den Beynamen der Weiſen hatten; nicht einmal jene ſieben Alten; bey denen es faſt der eigenthümliche Name geworden iſt.

Sondern

Sondern allen dieſen gab die Menge mittelmäßig guter Handlungen, die ſich in ihrem Leben zeigten, eine gewiſſe Aehnlichkeit mit dem Charakter eines Weiſen, und erwarb ihnen das Anſehn derſelben.

Ohnerachtet nun die eigentliche Tugend im ſtrengſten Verſtande, und die, welche wir im gemeinen Leben ſo nennen, und wornach diejenigen trachten, die in der Welt für ehrliche Leute gehalten ſeyn wollen, von einander ſehr verſchieden ſind: ſo iſt doch die eine ſo wenig als die andre, mit den äußern Vortheilen zu vergleichen. Uns mittelmäßigen Menſchen, muß dieſe unvollkommene Tugend, von der wir allein einen deutlichen Begriff und Beyſpiele haben, eben ſo theuer ſeyn, ſie muß eben ſo ſorgfältig von uns gepfleget und bewahrt werden; als jene hohe und vollkommene Tugend von dem Weiſen. Denn auf keine andre Art können wir den Rückfall vermeiden, wenn wir vielleicht in unſrer Beſſerung ſchon Fortſchritte gemacht haben.

So denken, ſo handeln alſo diejenigen, die durch Ausübung ihrer Pflichten, den Namen guter Menſchen verdienen wollen. Die aber, welche zum Maaßſtabe alles Guten, die äußern Vortheile und Bequemlichkeiten annehmen, und der Tugend kein Uebergewicht über dieſelben einräumen: dieſe ſind natürlicher Weiſe oft in dem Falle, zu berathſchlagen, was ſie von beyden vorziehen ſollen, das Nützliche oder das Recht-

mäßige. Rechtſchaffene Leute kommen in dieſen Fall niemals.

Ich glaube demnach, daß wenn Panätius geſagt hat, die Menſchen pflegten oft bey der Vergleichung des Nutzens mit der Pflicht, unſchlüſſig zu ſeyn: er grade ſo gedacht, wie er ſich ausgedrückt habe; ſie pflegten, nicht, ſie ſollten. Denn in der That, nicht nur ſeinen Nutzen höher ſchätzen als ſeine Pflicht; ſondern auch nur ſie mit einander vergleichen, und einen Augenblick zwiſchen ihnen anſtehn, iſt im hohen Grade ſchändlich.

Was bleibt denn alſo noch zu unterſuchen übrig? welcher erlaubte Zweifel kann aufſteigen, deſſen Beantwortung uns oblåge?

Ich glaube, dieſer, ob das was mit dem Nutzen zu ſtreiten ſcheint, wirklich Pflicht ſey oder nicht?

Nämlich, die Umſtände verändern oft eine Sache dergeſtalt, das, was in den meiſten Fällen unerlaubt iſt, in einem beſondern Falle rechtmäßig wird.

Ich will ein Beyſpiel geben, nach welchem ſich mehrere ähnliche leicht finden laſſen. Welches Verbrechen kann größer ſeyn, als einen Menſchen, und noch dazu einen, mit welchem man im vertrauten Umgange gelebt hat, umbringen? Iſt aber

deß-

deßwegen derjenige ein Verbrecher, der einen Tyrannen ſeines Vaterlandes umbringt, auch wenn er der Vertraute deſſelben geweſen wäre? Das Römiſche Volk urtheilt anders, welches unter allen Verdienſten, die ein Bürger um ſein Vaterland haben kann, dieſes für das größte erkennt. Hier ſiegt alſo der Nutzen über die Pflicht; oder vielmehr die Pflicht iſt auf der Seite, wo der allgemeine Nutzen iſt.

Allgemeine Regel wornach der ſcheinbare Streit zwiſchen Tugend und Vortheil, zu entſcheiden iſt.

Um alſo mit Zuverläßigkeit den Fall des Streits, zwiſchen einem ſcheinbaren Vortheile und einer ſcheinbaren Pflicht zu entſcheiden: müſſen wir eine allgemeine Regel feſtſetzen, nach welcher wir die Vergleichung zwiſchen beyden anſtellen können. Dieſe Regel werde ich vornehmlich aus den Grundſätzen und dem Lehrgebäude der Stoiker ziehen. Zwar lehren auch die alten Akademiker, und eure, ehedem von jenen nicht unterſchiednen Peripatetiker, daß das moraliſch Gute allen andern Gütern vorzuziehen ſey. Aber doch folge ich hier, ſo wie in dieſem ganzen Werke, lieber den Stoikern, weil ihre Vorſtellungsart, da ſie den Nutzen allemal in der Tugend, und außer derſelben keinen finden, mir edler und erhabner vorkömmt, als die Vorſtellungsart derer, welche tugendhafte, nicht nützliche, und nützliche unerlaubte Handlungen, als möglich annehmen.

Zum Glück erlaubt mir die Akademie, zu der ich mich bekenne, jeden mir aufſtoßenden Satz, der mir als der wahrſcheinlichſte vorkömmt, als

einen Grundſatz meines eignen Lehrgebäudes aufzunehmen. — Doch ich kehre zu meiner Regel zurück.

5. Dieſe iſt folgende: Einem andern etwas von dem Seinigen entziehen, und durch den Schaden und die Bedrückung deſſelben, ſeine eigne Vortheile befördern, — ſtreitet mehr mit unſrer Natur, als Armuth, Schmerz, oder irgend ein andres Uebel, welches unſern Körper, oder unſern äußern Zuſtand, betreffen kann.

Denn erſtlich wird dadurch alle Geſellſchaft, aller Verkehr unter den Menſchen aufgehoben. Wo dieß die herrſchende Geſinnung wird, daß jeder, um ſich einen Vortheil zu verſchaffen, kein Bedenken trägt, den andern zu berauben oder zu verletzen: da muß das Band reißen, welches das menſchliche Geſchlecht in der ihm ſo natürlichen Verbindung erhielt. Man ſetze, jedes Glied unſers Körpers habe ſeine abgeſonderte Empfindung, nach welcher es glaube, es werde am geſündeſten und ſtärkſten ſeyn, wenn es die Geſundheit und die Stärke des nächſten Gliedes an ſich ziehe: würde nicht dabey der ganze Körper erkranken und zu Grunde gehen müſſen? Auf gleiche Weiſe, wenn jeder von uns die Vortheile ſeines Nächſten an ſich reißt, und das Wohl andrer ſchmälert wo er kann, um ſein eignes zu erweitern: ſo iſt der Untergang des moraliſchen Körpers, welchen die Menſchen durch ihre Vereinigung ausmachen, unvermeidlich.

Daß

Daß jeder für ſich und nicht für andre, die Nothwendigkeiten und Bequemlichkeiten des Lebens erwerbe, das iſt in der Natur gegründet, und iſt alſo erlaubt. Aber daß er ſie dadurch erwerbe, indem er andre derſelben beraubt; daß er ſein Vermögen, ſeinen Wohlſtand und ſeine Macht durch die Beute vermehre, welche er von der Plünderung ſeiner Nebenmenſchen erhält: das iſt unſrer Natur völlig zuwider.

Und nicht allein die Natur, welche das allgemeine Geſetzbuch aller Völker iſt; ſondern auch die beſondern Geſetze jeder Nation und jedes Staates, gebieten, daß niemand ſeines Vortheils wegen einen andern berauben ſolle.

Denn was iſt der Zweck der Geſetze? was iſt ihr allgemeiner Inhalt? — Dieſer: kein Bürger ſoll den andern beſchädigen, damit die Vereinigung aller aufrecht erhalten werde. Wer dieſe durch Beleidigung ſeiner Mitbürger zerreißt, den ſtrafen die Geſetze, am Leben, mit der Landesverweiſung, mit Gefängniß, mit Geldbußen.

Doch die Einrichtung unſrer Natur, welche dieſes viel lauter fordert, iſt ein noch höheres Geſetz, und von unmittelbar göttlichem Urſprunge. Niemand kann dieſer Stimme Gottes gehorchen, oder welches einerley iſt, niemand kann ſeiner eignen Natur gemäß leben, als der, welcher in ſich nie der Begierde nach fremdem Gute Raum läßt;

nie ſich zueignet, was er andern abgenommen hat. Der Beweis davon iſt leicht. Es iſt unſrer Natur weit mehr gemäß, großmüthig und von edler Geſinnung zu ſeyn; — mehr ihr gemäß, gerecht und wohlthätig zu handeln: als zu leben, reich zu ſeyn, oder Vergnügen zu haben. Ja es iſt eben ein Theil der Großmuth und der Erhabenheit der Seele, welche unſrer Natur ſo wohl anſteht, dieſe äußre Vortheile zu verachten, und ſie, mit dem allgemeinen Beſten verglichen, für nichtswürdig zu halten.

Hingegen ſtreitet diejenige Sinnesart, die einen Menſchen verleitet, ſeines Vortheils wegen dem andern etwas zu rauben, mehr mit dem Weſentlichen unſrer Natur, als Schmerz, Tod, oder irgend ein ähnliches Uebel.

Es iſt der Natur gemäßer, mit dem Herkules die größten Beſchwerden zu übernehmen, und die größten Schmerzen zu leiden, — wenn wir dadurch allen Nationen, ſo wie er, wichtige Dienſte zu ihrer Erhaltung oder ihrer Wohlfart, leiſten können: als einſam, ohne Mühe, ohne Beſchwerden, mit allen Gütern des Lebens verſorgt, ſelbſt im Genuſſe der größten Vergnügungen, ich will noch hinzuſetzen, mit allen körperlichen Vorzügen der Schönheit und der Stärke ausgerüſtet, ſeine Tage zuzubringen. Jeder Menſch, in deſſen Buſen ein edleres Herz ſchlägt, wird nicht einen Augenblick anſtehn, jenes Leben dieſem weit vorzuziehn.

Alſo folgt: Ein Menſch, der der Natur gehorcht, kann nie einem andern Menſchen ſchaden.

Noch eins: Derjenige, der einem andern Schaden zufügt, um ſich Nutzen zu verſchaffen, glaubt entweder gar nichts unnatürliches zu thun: oder er findet zwar etwas ſeiner Empfindung widriges darinn; aber er ſieht Tod, Armuth, Schmerz, Verluſt der Seinigen, noch für größere und fürchterlichere Uebel an, als das Uebel jemanden Unrecht gethan zu haben. Glaubt er das erſte, — Menſchen zu kränken und zu beleidigen, ſey ſeiner Natur gar nicht entgegen: — ſo verdient er keine Widerlegung, da er im Menſchen die Menſchlichkeit aufhebt. Glaubt er das zweyte, daß Unrecht thun zwar Abneigung und Abſcheu verdiene, aber nur nicht ſo einen großen als Tod, Schmerz oder Armuth: ſo irrt er darinn, daß er eine Unordnung des Körpers, oder einen Mangel in den äußern Glücksumſtänden, für ein ſchwerer Uebel hält, als eine Zerrüttung der Seele.

Dieſe Wahrheit muß alſo allen Menſchen tief 6.
eingeprägt ſeyn: Der Nutzen der Gemeinheit zu der ich gehöre, iſt auch mein Nutzen: dieſen ganz an mich reiſſen zu wollen, heißt das Band der Vereinigung unter den Menſchen auflöſen, wodurch auch meine Wohlfart erhalten wird.

Giebt es eine natürliche Empfindung im Menſchen, welche ihn antreibt, einem andern Menſchen

wer er auch ſey, — bloß weil er ein Menſch iſt, — beyzuſpringen, wenn er in augenſcheinlicher Noth iſt: ſo muß es auch in der Natur liegen, daß wir das Wohl der Menſchen überhaupt, als etwas zu unſerer eigenen Glückſeligkeit nothwendiges anſehen. Iſt aber dieſes: ſo ſtehen wir ſchon unter gewiſſen natürlichen allgemeinen Geſetzen; und iſt dieſes, ſo ſind wir als gebohrne Glieder einer groſſen von der Natur geſtifteten Geſellſchaft verbunden, uns wechſelsweiſe nicht zu beſchädigen. Da nun die Vorderſätze wahr ſind, ſo iſt es auch der Schlußſatz.

Denn was einige ſagen, — einem Vater, einem Bruder wollten ſie freylich, ihres eigenen Vortheils wegen nichts zu Leide thun, aber den übrigen Bürgern glaubten ſie nicht eben dieß ſchuldig zu ſeyn: — das iſt der Vernunft und der Natur zuwider. Wenn die andern Bürger ſie nichts angehen; wenn dieſe nicht gewiſſe Rechte von ihnen zu fordern, wenn ſie nicht gewiſſe Pflichten gegen jene zu erfüllen haben: ſo iſt gar keine Geſellſchaft, kein Staat mehr vorhanden; die bürgerliche Vereinigung iſt aufgehoben.

Oder wollten ſie vielleicht ihren Mitbürgern gewiſſe Rechte gegen ſich zugeſtehen, den Fremden aber keine: ſo heben ſie die weit ältere und natürlichere Geſellſchaft auf, welche unter dem ganzen menſchlichen Geſchlecht iſt; ſo heben ſie zugleich die Tugenden, — allgemeines Wohlwollen, Gutthätigkeit, Gerechtigkeit auf, welche ſich auf dieſe

große

große Geſellſchaft beziehen; ſo ſind ſie zugleich Frevler gegen die Gottheit, welche die Vereinigung unter den Menſchen geſtiftet hat; deren vornehmſte Stütze der feſte Glaube iſt, daß eine ungerechte und grauſame Handlung unſere Natur weit mehr zerrütte, als alle Mängel unſers äuſſern Zuſtandes, unſers Körpers, und ſelbſt von den Mängeln der Seele diejenigen, die mit der Tugend der Gerechtigkeit beſtehen können. Denn dieſe iſt die Königinn aller übrigen Tugenden, und ſoll die Beherrſcherinn derſelben ſeyn.

„Aber, könnte hier jemand ſagen, darf ein „weiſer Mann, wenn er in Gefahr iſt Hungers „zu ſterben, nicht einem andern Nichtswürdigen, „das Brod nehmen, um ſich zu erhalten?“ — Nein! auf keine Weiſe. Denn ſein Leben iſt nicht ein ſo großes Gut für ihn, als die Geſinnung, nach welcher er niemanden um ſeines Vortheils willen etwas entwenden will.

„Wie aber, wenn der andre ein Phalaris, „ein grauſamer und unmenſchlicher Tyrann wäre? „Sollte ein tugendhafter, der Geſellſchaft nützli„cher Mann, nicht das Recht haben, um ſelbſt „nicht vor Blöße umzukommen, jenem einen „Theil ſeiner Kleidungsſtücke zu rauben?“

Die Antwort iſt leicht. Der andre mag noch ein ſo unnützer nichtswürdiger Menſch ſeyn, wenn die Urſache, warum ich ihn etwas entwende, bloß

mein eigener Nutzen iſt: ſo handele ich wider die Rechte der Menſchlichkeit, und wider das Geſetz der Natur. — Wenn aber die Urſach derjenige Nutzen iſt, welchen ich ſelbſt durch mein Leben der Geſellſchaft und dem Staate verſchaffen kann; wenn ich ein Mann bin, von deſſen Erhaltung das allgemeine Wohl abhängt: ſo iſt es untadelhaft, das dazu Nothwendige, auch von dem Eigenthume eines andern zu nehmen. Außer dieſem beſondern Falle, muß jeder lieber ſein Ungemach tragen, als es durch Zueignung fremder Güter abwenden oder erleichtern wollen.

Die Gründe, worauf dieſe Entſcheidung beruht, ſind dieſe: Krankheit, Armuth, alle Uebel dieſer Art, ſtreiten weit weniger mit der Natur, als die Begierde und das Trachten nach fremdem Gute. Auf der andern Seite aber iſt es auch wider die Natur, den Poſten aufzugeben, auf dem wir das allgemeine Wohl befördern können. Alſo eben das Geſetz der Natur, welches das allgemeine Beſte zur höchſten Abſicht aller unſrer Handlungen macht, befiehlt auch einem weiſen, gerechten, ſeinem Vaterlande unentbehrlichen Manne, ſeine Erhaltungsmittel, wenn es die Noth erfordert, auch von dem Eigenthume eines unthätigen und unnützen Menſchen zu nehmen.

Was den beſondern Fall betrifft, wenn jener andre, Phalaris oder ein gleich grauſamer Tyrann wäre: ſo verſteht ſich von ſelbſt, daß, da mit einem Tyrannen, keine geſellſchaftliche Verbindung

obwal=

obwaltet; da vielmehr zwiſchen ihm und allen andern Menſchen die größte Entfernung iſt: da es ſogar rühmlich iſt, ihn zu tödten: ſo kann es nicht wider die Natur ſeyn, ihn zu berauben. Dieſes ganze gottloſe und mörderiſche Geſchlecht, verdient aus der Geſellſchaft der übrigen Menſchen ausgetilgt zu werden. Wir laſſen uns ja Glieder unſers Körpers, in welchen der Umlauf des Blutes aufgehört hat, die ſelbſt erſtorben, und den übrigen Theilen gefährlich ſind, ablöſen. Wie viel mehr werden wir jene Ungeheuer in menſchlicher Geſtalt, von dem moraliſchen Körper der Geſellſchaft abſondern dürfen!

Dieß iſt ein Beyſpiel von ſolchen Unterſuchungen, wo aus den Umſtänden beſtimmt werden muß, was Pflicht ſey. Dergleichen würde, glaube ich, Panätius, in dieſem dritten Theile angeſtellt haben, wenn nicht Zufälle oder andre Arbeiten, die Ausführung ſeines Vorhabens gehindert hätten. — Wiewohl die Grundſätze, welche in den vorigen Büchern vorkommen, auf die Entſcheidung ſolcher zweifelhaften Fälle von ſelbſt leiten. Denn es zeigt ſich daraus, entweder daß die Sache ſchlechterdings unterlaſſen werden müſſe, weil ſie unerlaubt und ſchändlich iſt; oder daß ſie mit Unrecht für moraliſch böſe gehalten werde, und alſo ohne Urſache Bedenken errege. 7.

Da ich im Begriffe bin, dieſes von mir entworfne, und zum Theil ſchon aufgeführte Gebäude der

Moral,

Moral, zu vollenden: ſo ſey es mir erlaubt, ſo wie der Geometer nicht alle ſeine Sätze erweiſt, ſondern einige als ausgemacht vorausſetzt, um andre daraus herzuleiten; auf gleiche Weiſe dieß als zugeſtanden von dir anzunehmen, daß entweder nichts an ſich begehrungswürdig ſey, als das moraliſch gute, oder, wenn Cratipp dieſes nicht einräumt, daß wenigſtens das moraliſch Gute, unter allen Gütern das verehrungswürdigſte ſey.

Jeder dieſer beyden Grundſätze iſt zum Beweiſe des Folgenden gleichgültig. Mir ſelbſt ſcheint bald der eine bald der andre, außer dieſen aber kein anderer jemals, wahr zu ſeyn.

Panätius muß alſo zuförderſt, von dem Vorwurfe frey geſprochen werden, als wenn er behauptete, daß zuweilen die Tugend mit unſerm Vortheile ſtreiten könne, (ein Fall den es unerlaubt iſt, nur als möglich voraus zu ſetzen:) da er doch nur ſagen will, daß die Tugend zuweilen mit einem anſcheinenden Vortheile ſtreite.

Er bezeigt oft und ausdrücklich, daß nichts dem Menſchen nützlich ſeyn könne, was nicht moraliſch gut; nichts gut, was ihm nicht nützlich ſey. Er behauptet, daß kein tödlicheres Gift je das Leben und die Wohlfahrt der Menſchen befallen habe, als die Meynung, nach welcher innere Güte und Nutzen der Handlungen, von einander getrennt wird. Dieſen Grund-

ſätzen zufolge, konnte er alſo keinen wahren, ſondern nur einen ſcheinbaren Widerſpruch, zwiſchen beyden annehmen; und ſeine Abſicht bey Erörterung deſſelben, konnte nicht ſeyn, die Größe des Nutzens gegen den Grad der Schändlichkeit abzuwägen, ſondern nur zu unterſuchen, ob die vorgelegte Handlung wirklich ſchändlich oder wirklich nützlich ſey, oder nicht.

Dieſen dritten von ihm ausgelaſſenen Theil werde ich alſo ohne Vorgänger und Hülfsquellen, aus meinen eigenen Ideen ergänzen. Denn nichts von dem, was ſeit dem Panätius über dieſe Materie geſchrieben, oder mir wenigſtens bekannt worden, thut mir ein Genüge.

8. Beſondere Unterſuchung der Colliſionsfälle ſelbſt.

Dieß liegt in unſrer Natur, daß alles, was das Anſehen eines Vortheils hat, Begierden in uns erregt. Wenn wir dann aber bey genauerer Unterſuchnng finden, daß dieſer Vortheil an eine ſchändliche Handlung geknüpft iſt: ſo iſt es nicht ſowohl Aufopferung unſrer Vortheile, welche von uns gefordert wird; als vielmehr die Einſicht, daß kein Vortheil vorhanden iſt, wo ſich Unrechtmäßigkeit und Laſter findet.

Wenn auf der einen Seite, nichts der Natur ſo ſehr zuwider iſt, als moraliſche Schändlichkeit; wenn auf der andern ihr nichts ſo gemäß iſt, als ihr Vortheil: ſo können Vortheil und Schändlichkeit

keit niemals in einer und derſelben Sache bey einander ſeyn.

Ferner, wenn wir zur Ausübung der Tugend gebohren ſind; und dieſe, entweder wie Zeno glaubt, der allein würdige Gegenſtand unſrer Begierden, oder wie Ariſtoteles, der alle andere überwiegende, iſt: ſo folgt, daß da die Tugend das einzige oder das höchſte Gut, und das Gute nothwendig nützlich iſt, auch alles, was recht und pflichtmäßig iſt, nützlich ſeyn müſſe.

Es iſt der Irrthum eines ſchon verderbten Herzens, ſich von irgend einem ſcheinbaren Nutzen, den man entdeckt, ſo blenden zu laſſen, daß man ihn auch ohne Rückſicht auf Tugend und Rechtſchaffenheit zu erhalten hoft. Dieſe Meynung iſt es, welche dem Meuchelmörder den Dolch oder den Giftbecher in die Hand giebt; ſie iſt es, um deren willen Teſtamente erdichtet, Privatperſonen beſtohlen, die öffentlichen Gelder veruntreut, die Provinzen geplündert und ausgeſogen, die Mitbürger gedrückt werden; ſie iſt die Quelle der übermäßigen Reichthümer, welche einzelnen Bürgern eine gefährliche Uebermacht geben; ſie iſt es endlich, die in freyen Staaten welche Begierde nach uneingeſchränkter Gewalt hervorbringt: der abſcheulichſten und unſeligſten aller Leidenſchaften.

Alle dieſe Menſchen ſehen die Vortheile der Sache — und dieſe noch nach einer falſchen Berechnung:

nung: aber ſie ſehen nicht die Strafe, die auf derſelben ſteht. Ich rede nicht von der Strafe der Geſetze, denen ſie oft zu trotzen wiſſen: ſondern von der Strafe, — der ſchwerſten unter allen, welche darinn liegt, ſchändliche und laſterhafte Geſinnungen in ſich zu nähren.

Fern von uns ſey demnach dieſe ganze Art der Berathſchlagung, die an ſich unerlaubt und frevelhaft iſt: — ob wir dem, was wir als Pflicht erkennen, folgen; oder uns wiſſentlich, mit einer laſterhaften Handlung beflecken ſollen. Darüber nur unſchlüßig ſeyn, iſt ſchon ein Verbrechen, wenn auch die Wahl nicht auf die ſchlimmere Seite ausfällt. Nie kann alſo eine Berathſchlagung erfordert werden, wo kein Zweifel ſtatt findet, als ein ſtrafbarer.

Ferner muß bey allen Unterſuchungen über das, was wir thun oder laſſen wollen, der Gedanke, die Sache im Verborgenen thun, und die Hoffnung, ſie leugnen zu können, gänzlich entfernt werden. Wir dürfen in der Kenntniß unſrer Natur, und der Natur der Dinge, nur einen kleinen Fortſchritt gemacht haben: um einzuſehen, daß, wenn unſre Aufführung auch Gott und Menſchen verborgen bliebe, wir doch keine Handlung des Geitzes, der Ungerechtigkeit, der Wolluſt, der Unmäßigkeit thun müßten.

Dieſes in einem Beyſpiele klärer zu machen, 9.
braucht Plato die Fabel des Gyges. — Gyges, (ſo

lautet

lautet die Geſchichte,) fand einſt eine von großen Regengüſſen ausgehöhlte Erdkluft; ſtieg in dieſelbe hinab, traf in ihr ein ehernes hohles Pferd, mit einer Thüre an der Seite deſſelben; öfnete dieſe, und entdeckte einen Leichnam von ungewöhnlicher Größe, an deſſen Finger ein goldner Ring ſteckte. Dieſen zog er ihm ab, ſteckte ihn an ſeinen Finger und gieng damit in die Verſammlung der königlichen Hirten, von denen er ſelbſt einer war. Hier merkte er, daß wenn er den Stein des Ringes gegen die flache Hand kehrte, er den übrigen verſchwand, ob er gleich ſelbſt alles ſah; und hingegen ihnen wieder ſichtbar wurde, ſobald er den Ring in ſeine gewöhnliche Lage brachte. Durch dieſe Kraft des Ringes nun, die er auf eine geſchickte Weiſe brauchte, gelang es ihm, die Königinn zu verführen, durch Beyhülfe derſelben den König ihren Gemahl umzubringen; alle diejenigen aus dem Wege zu räumen, von denen er Widerſtand befürchtete: und ſich auf dieſe Art, (da er bey allen ſeinen Frevelthaten nie geſehen wurde,) aus dem niedrigſten Stande zum Könige von Lydien empor zu ſchwingen.

Geſetzt nun, ſagt Plato, dieſer Ring wäre in den Händen des Weiſen; würde er ſich deßwegen eher erlauben, zu ſündigen, als wenn er denſelben nicht hätte? Nein, gewiß nicht! — Denn was der tugendhafte Mann ſucht, iſt nicht, heimlich, ſondern rechtſchaffen zu handeln.

Bey dieſer Erzählung merken einige gutmeynende, aber gewiß nicht ſehr ſcharfſichtige Philoſophen, ganz ernſthaft an: ſie ſey nicht wahr; ſie ſey eine vom Plato erdichtete Fabel. — Als wenn es dem Plato eingekommen wäre, dieſe Geſchichte für wahr auszugeben, oder auch nur ſie als wahrſcheinlich zu vertheidigen.

Dieſer Ring ſoll nichts weiter, als dasjenige ſinnlich vorſtellen, was folgende Frage im Allgemeinen ausdrückt: „Wenn es möglich wäre, daß kein Menſch jemals erführe, kein Menſch jemals argwöhnte, was ich Unrechtes thue, um zu Reichthum, Macht, Herrſchaft und Befriedigung meiner Lüſte zu gelangen: würde ich es thun?“

Jene Philoſophen antworten: Der Fall ſey unmöglich; — ich für mein Theil halte ihn für ſehr möglich. Aber das iſt die Frage nicht, ob er möglich ſey: ſondern wenn er es wäre, was ſie thun würden.

Anſtatt beſtimmt zu antworten, beharren ſie darauf, es ſey unmöglich. — So ſtreitet der Bauer, nicht der Philoſoph. Begreifen ſie dann nicht, daß wir hier gar nicht die Möglichkeit einer gänzlichen Verheimlichung unterſuchen, ſondern nur ihre Geſinnungen ausforſchen wollen? daß dieß nur eine Art von inquiſitoriſcher Frage ſey, um ſie zu nöthigen, entweder grade heraus zu geſtehn, daß ſie, wäre Furcht vor der Strafe

nicht, das Böſe thun würden was ihnen Vortheil brächte, — und ſich alſo als geheime Liebhaber des Laſters anzuklagen: oder das Gegentheil zuzugeben, — das heißt, anzuerkennen daß alles moraliſch Böſe, auch ohne Rückſicht auf ſeine äußern Folgen, verabſcheut und gemieden zu werden verdiene. Doch ich kehre zu meiner Materie zurück.

10. A) Colliſion des Vortheils mit den Pflichten der Klugheit und Gerechtigkeit. 1) in verſchiedenen bürgerlichen und politiſchen Verhandlungen.

Es kommen alſo, wie ich geſagt habe, oft Fälle vor, wo der Schein eines Vortheils unſer Gemüth in Unruhe ſetzt: nicht darüber, ob der Nutzen wohl ſo groß ſey, daß man ihm die Pflicht aufopfern könne, (denn daran iſt es gottlos zu denken;) ſondern ob das, was nützlich ſcheint, ſich ohne Verletzung der Pflicht thun laſſe.

Als Brutus ſeinen Collegen Collatinus ſeines Amtes entſetzte; ſo konnte es das Anſehen haben, als begieng er eine Ungerechtigkeit. Collatinus hatte an der Vertreibung der Könige aus Rom, welche Brutus unternommen, als Gehülfe und als Rathgeber deſſelben, den vornehmſten Antheil gehabt. Da aber die Häupter der Republik einmal beſchloſſen hatten, alles was den Namen Tarquinius führte, oder mit dem Superbus verwandt war, zu verbannen; und ſelbſt das Andenken der Könige und der königlichen Gewalt in Rom auszurotten: ſo war dieß, weil es ein dem Vaterlande nützlicher Rath war, auch eine ſo löbliche Handlung, daß ſie vom Collatinus ſelbſt gebilligt werden mußte.

Der

Der Nutzen beſtimmte alſo hier die Maaßregeln, aber nur, weil in ihm zugleich der Grund der Rechtmäßigkeit war, ohne welche es nicht einmal wahrer Nutzen geweſen wäre.

Ganz anders verhielt es ſich, mit der bekannten Handlung des Erbauers und erſten Königs von Rom. Ein Scheinvortheil war die erſte Triebfeder derſelben. Weil er es für nützlicher hielt, allein, als mit einem andern zu regieren, erſchlug er ſeinen Bruder. Um dieß was ihm ein Glück zu ſeyn ſchien, und keines war, zu erhalten, opferte er alle Rechte der Menſchlichkeit auf, und verleugnete die Stimme des Blutes. Denn die Beſchimpfung der Mauer, war ein bloßer Vorwand, womit er dem Ausbruche ſeiner Leidenſchaft, den Schein einer rechtmäßigen Beſtrafung geben wollte, — ein Vorwand, der weder wahrſcheinlich noch genugthuend war. Romulus, oder, wenn ihm der Name beſſer gefällt, Quirinus, mag mir alſo verzeihen, wenn ich ſage daß er gefehlt hat.

Daraus folgt nicht: daß wir uns in allen Stücken nachſetzen, und Vortheile, die wir in Händen haben, andern überlaſſen müſſen, ob wir ihrer gleich bedürfen. Nein, die Pflicht erlaubt, daß jeder für ſeinen eignen Nutzen arbeite: aber ſie verlangt nur, daß er ihn ohne Beeinträchtigung andrer ſuche.

Chryſippus erklärt dieß, wie vieles, durch eine ſinnreiche Vergleichung. Wer mit andern in die

Wette läuft, dem iſt es vergönnt und ſogar vorgeſchrieben, alle ſeine Kräfte anzuſtrengen, um ſeinen Mitläufern zuvorzukommen: aber das iſt ihm nicht erlaubt, ihnen ein Bein unterzuſchlagen, oder ſie mit der Hand zurückzuſtoßen. Auf gleiche Weiſe, hat im menſchlichen Leben, jeder das Recht, nach dem Beſitze der Dinge zu trachten, die brauchbar und angenehm ſind; keiner, ſie andern zu entreißen.

Die meiſte Dunkelheit und Verwirrung findet ſich, wenn ausgemacht werden ſoll, wie viel man ſeinen Freunden ſchuldig iſt. Denn beydes iſt wider die Pflicht, ſowohl ihnen das zu verſagen, was wir mit Recht thun könnten; als dasjenige ihnen zuzugeſtehen, was nicht ohne Beleidigung eines dritten geſchehen kann.

Aber Eine Regel, die kurz und leicht iſt, kann zur Entſcheidung aller Fälle dieſer Gattung dienen. Alles was bloß uns, und die Befriedigung unſers Eigennutzes angeht, was unſre Erhebung, Bereicherung, Vergnügen betrift, das darf niemals der Freundſchaft vorgezogen werden. Was aber entweder dem Wohl des Staats zuwider iſt; oder wodurch Treu und Glaube verletzt, oder ein Eid gebrochen wird: das wird ein rechtſchaffener Mann, auch ſeinem Freunde niemals zu gefallen thun. So muß er z. B. handeln, wenn er als Richter über die Sache ſeines Freundes ſprechen ſoll. Er legt den Character eines Freundes ab, wenn

wenn er den Charakter eines Richters annimmt. So viel wird er der Freundſchaft einräumen, daß er wünſchen wird, ſein Freund möge Recht haben; daß er ihm ſo viel Zeit zur Führung ſeiner Beweiſe zugeſtehen wird, als die Geſetze nur erlauben. Wenn er dann aber nun, nach abgelegtem Eide, das Urthel abfaſſen ſoll: ſo wird er vor der Gegenwart Gottes, den er zum Zeugen angerufen, das iſt, wie ich glaube, vor ſeinem eignen Geiſte, dem Göttlichſten was Gott ſelbſt dem Menſchen gegeben hat, — Ehrfurcht tragen.

In dieſer Abſicht iſt es ein herrlicher Gebrauch, den unſre Vorfahren eingeführt haben, (wenn wir ihn nur jetzt in ſeinem wahren Sinne noch beybehielten,) daß die Partheyen, wenn ſie den Richter um geneigtes Verfahren bitten, ſich der Worte bedienen: ſo weit es ohne Verletzung der Amtspflicht und des Gewiſſens geſchehen kann. Vermöge dieſer Einſchränkung wird nur ſoviel gebeten, als nach unſrer vorigen Bemerkung, dem Richter erlaubt iſt, ſeinem Freunde zu bewilligen.

Wenn ein Freund ſchuldig wäre, alles zu thun, was ſein Freund verlangt: ſo würden aus Verbindungen der Liebe, Verſchwörungen zur Ausübung des Laſters werden. — Ich rede aber hier von Freundſchaften, wie ſie unter gewöhnlichen Menſchen vorkommen; denn bey Weiſen und vollkommen Tugendhaften findet etwas dergleichen gar nicht ſtatt.

Damon und Phinthias, erzählt man, zwey Pythagoreer, waren mit ſo zärtlicher Liebe einander ergeben, daß, da der eine vom Tyrann Dionyſius ſein Todesurtheil empfangen hatte, zu deſſen Vollziehung der Tag ſchon beſtimmt war, und nun noch um die Erlaubniß bath ſich wenige Tage zu den Seinigen zu begeben, um ihnen ſeine letzten Aufträge zu geben: der andre für ſeine Rückkehr Bürge wurde, mit der Bedingung, wenn jener ausbliebe, ſelbſt an ſeiner Statt zu ſterben. Der Verurtheilte fand ſich genau an dem beſtimmten Tage ein: und Dionyſius über dieſe außerordentliche Probe der Treue erſtaunt, ſchenkte beyden das Leben, und bat, ihn ſelbſt als den dritten Mann in den Bund ihrer Freundſchaft aufzunehmen.

11. Wenn alſo unſer Eigennutz mit den Forderungen der Freundſchaft ſtreitet: ſo muß jener ſchweigen, dieſe die Oberhand behalten. Wenn aber dieſe Forderungen, der Pflicht und der Tugend zuwider ſind: ſo muß auch hinwiederum Recht und Gewiſſen den Sieg über die Freundſchaft erhalten. Auf dieſe Art werden die Pflichten einander gehörig untergeordnet.

Auch die Staaten werden oft durch den Schein eines Nutzens verleitet, Ungerechtigkeiten zu begehen. Ein ſolcher verführte unſre Vorfahren, Corinth zu zerſtöhren; dieſer brachte die Athenienſer, zu dem noch härtern Entſchluſſe, den zur See mächtigen Aegineern, die Daumen abzuſchneiden, um ſie zur Schiffahrt untüchtig zu ma-

machen. — Dieſes hatte das Anſehn des Nützlichen: denn Aegina lag dem Piräeiſchen Hafen ſo nahe, daß die Flotte jener Inſel, die Athenienſer zu allen Zeiten beunruhigen konnte. Aber nichts kann wahrhaftig nützlich ſeyn, was grauſam iſt. Denn Grauſamkeit wird von der unverdorbnen Natur des Menſchen, (deren Empfindungen wir folgen müſſen,) am meiſten verabſcheut.

Auch diejenigen handeln unrecht, die einen Staat den Fremden verſchließen, oder diejenigen, welche ſich darinn aufhalten, mit Gewalt vertreiben: wie zu unſrer Väter Zeit Pennus, zu der unſrigen Papius gethan haben. — Denn daß der welcher nicht Bürger iſt, ſich nicht die Rechte eines Bürgers anmaßen dürfe, das iſt billig: und dafür iſt durch das Geſetz zweyer der weiſeſten Conſuln, des Craſſus und Scävola, geſorgt worden. Aber den Fremden verbieten wollen, den Boden der Stadt zu betreten, und die Luft derſelben zu athmen: das verletzt die allgemeinen Rechte der Menſchheit.

Wie glänzen hingegen nicht diejenigen Züge in der Geſchichte, wenn ein ſcheinbarer Staatsvortheil der Gerechtigkeit aufgeopfert worden! Unſer Staat kann eine Menge ſolcher Beyſpiele aufweiſen, beſonders während des zweyten Puniſchen Krieges. Nach der ſchrecklichen Niederlage bey Cannä, herrſchte in den Rathſchlüſſen deſſelben ein größrer Muth, als jemals bey den glücklichſten Zeiten. Keine Spur von Furchtſam-

keit und Nachgeben; keine Gedanken vom Frieden. So ſehr hatten edle Geſinnungen über den ſtärkſten Schein des Nutzens die Oberhand.

Als die Athenienſer, unvermögend, den gegen ſie einbrechenden Strom der Perſiſchen Macht aufzuhalten, beſchloſſen hatten, ihre Stadt zu verlaſſen; ihre Weiber und Kinder nach Trözene in Sicherheit zu bringen, und ſelbſt die Schiffe zu beſteigen, um die Freyheit Griechenlands, die zu Lande verlohren zu ſeyn ſchien, auf der See zu vertheidigen: ſo war einer unter ihnen, ein gewiſſer Cyrſilus, der anrieth in der Stadt zu bleiben, und dem Xerxes die Thore zu öfnen. Dieſer Menſch wurde augenblicklich geſteinigt. Und doch ſchien er auf der Parthey des öffentlichen Nutzens zu ſeyn. Aber der Nutzen verdiente dieſen Namen nicht, da er der Ehre und der Nationaltugend entgegen war.

Kurz nach dem Siege, welchen Themiſtokles über die Perſer erfochten hatte, ſagte dieſer in der Verſammlung des Volks: er habe einen der Republik ſehr nützlichen Anſchlag, den er aber nicht öffentlich bekannt machen könne; das Volk möge jemanden ernennen, dem er ihn eröffne. Das Volk ernannte den Ariſtides. Themiſtokles ſagte ihm alſo: „die Flotte der Lacedämonier liege bey „Githeum vor Anker, und es ſey leicht ſie zu ver„brennen; wodurch nothwendig die Macht der „Lacedämonier auf einmal gebrochen werde.“ Ariſtides kehrte, ſo wie er dieß gehört hatte, in die

die Volksverſammlung zurück, wo die größte Erwartung herrſchte. Der Vorſchlag des Themiſtokles, ſagte Ariſtides zum Volke, iſt in der That ausnehmend nützlich: aber er iſt im höchſten Grade ungerecht. Die Athenienſer dachten groß genug, um das, was unerlaubt war, auch nicht für nützlich zu halten: und verwarfen alſo die ganze Sache ungehört, auf dieſen bloßen Ausſpruch des Ariſtides.

Wie viel beſſer war dieſes Verfahren, als das unſrige iſt, da wir unſre Bundesgenoſſen mit Abgaben beſchweren, die Seeräuber davon losſprechen.

Dieß ſteht alſo als eine ewige Wahrheit feſt, daß nichts nützlich ſeyn kann, was unerlaubt iſt; auch dann nicht, wenn man wirklich zum Beſitze des geſuchten Scheingutes gelangt. Denn dieſe Gemüthsart, nach welcher man das Laſterhafte für nützlich halten kann, iſt ſelbſt das größte Unglück. 12. 2) in Handel und Wandel.

Aber, wie ich ſchon oben geſagt habe: es kommen Fälle vor, wo etwas Nützliches den Schein des Unrechts hat. Hier muß alſo unterſucht werden, ob es ſich mit der Pflicht vereinigen laſſe, oder derſelben wirklich widerſpreche.

Folgendes ſind Beyſpiele ſolcher Art.

Ein Mann der rechtſchaffen denkt und ſo handeln will, bringt von Alexandrien nach Rhodus,

zu einer Zeit, da im letztern Orte Theurung und Mangel herrſcht, eine große Quantität Getreide. Er weiß, daß viel andre Kornhändler von Alexandrien abgefahren ſind; und hat unterweges eine Anzahl Getreideſchiffe geſehn, die ihren Lauf nach Rhodus nahmen. Was ſoll er nun thun? Soll er den Rhodiern dieſe Nachricht geben, oder ſchweigen, und auf die Art ſein Getreide theurer verkaufen? Wir nehmen hier einen gutdenkenden, tugendhaften Mann an: einen Mann, der den Rhodiern gewiß nichts verhehlen wird; wenn er weiß, daß es unrecht iſt; der aber zweifelt, ob es Unrecht ſey. Eines ſolchen Mannes Ueberlegungen und Entſcheidungen wollen wir wiſſen.

Hier theilen ſich nun die Stoiſchen Moraliſten in zwey Partheyen. Anders wird dieſe Frage vom Diogenes von Babylon, einem berühmten Lehrer dieſer Schule, und einem gründlichen Philoſophen; — anders vom Antipater ſeinem Schüler, einem der ſcharfſinnigſten Männer, beantwortet.

Antipater glaubt: es ſey Pflicht alles zu entdecken. Was der Verkäufer in Abſicht der Waare wiſſe, das dürfe auch dem Käufer nicht unbekannt bleiben. Diogenes hingegen behauptet, ſo weit die Geſetze jedes Landes es erfordern, ſey der Verkäufer verbunden anzuzeigen, was ſeine Waare herabſetzen könne: im übrigen könne er thun und laſſen was er wolle, wenn er nur keine Ränke brauche; es ſey natürlich, daß, da er einmal ver=

verkaufe, er ſo theuer zu verkaufen ſuche als mög= lich. „Auf meine Unkoſten und Gefahren, kann „jener Kaufmann ſagen, habe ich das Getreide „hergeführt; ich biete es aus ohne jemanden zu „zwingen; ich verkaufe das meinige, nicht theu= „rer als andre, vielleicht wohlfeiler, weil ich die „Menge der Waare vermehret habe: wem thue „ich hiebey Unrecht?“

Antipater tritt dagegen mit nicht weniger ſtar= ken Gründen auf. „Wie? du, — ein Menſch, „der verbunden war ſich andrer Menſchen frey= „willig anzunehmen, und der Geſellſchaft ohne „Belohnung zu dienen; der auf dieſe Bedingun= „gen ſein Daſeyn empfangen hat; deſſen natürli= „che Grundtriebe ihn darauf führen, den allge= „meinen Nutzen als ſeinen eignen, ſeinen Nutzen „als den Nutzen aller anzuſehen: du willſt an= „dern Menſchen verhehlen, was für Vorrath für „ſie in Bereitſchaft ſey; welche Vortheile ſie zu „erwarten haben?“

Darauf wird Diogenes vielleicht antworten: „Etwas anders heißt verhehlen: etwas anders „heißt ſchweigen. Wenn ich dir jetzt nicht ſage, „was das höchſte Gut, oder was das Weſen Got= „tes ſey; verhehle ich es dir deßwegen? und doch „wäre es dir unendlich nützlicher, dieſes zu wiſſen, „als wie wohlfeil der Weitzen ſeyn wird. Aber „nicht allemal, wenn du einen Vortheil hätteſt „eine Sache zu wiſſen, habe ich eine Schuldig= „keit ſie dir zu ſagen.“

„Ja

„Ja freylich haſt du ſie: erwiedert Antipater; „wenn du anders noch weißt, daß alle Menſchen „von der Natur ſelbſt zu einer allgemeinen Ge- „ſellſchaft verbunden worden.“

„Das weiß ich, antwortet jener: aber, er- „ſtreckt ſich dieſe Verbindung ſo weit, daß keiner „mehr etwas das Seinige nennen könne? — „So darf ich gar nicht einmal meine Waare ver- „kaufen: ich muß ſie verſchenken.“

13. Es iſt ſichtbar, daß bey dieſem Streite kei- ner ſagt: „Die Sache iſt unrecht; aber ſie iſt „nützlich: und deßwegen will ich ſie doch thun.“ Sondern der eine behauptet, „die Sache ſey nütz- „lich ohne unrecht zu ſeyn:“ der andre, „ſie ſey „unrecht, und der Nutzen ſey bloß ſcheinbar.“

Ein anderes Beyſpiel. Ein redlicher Mann, will ſein Haus verkaufen, gewiſſer Ungemächlich- keiten wegen, die er ſelbſt kennt, andre aber nicht wiſſen. Ich will ſetzen: das Haus ſey ungeſund, und werde für geſund gehalten; niemand wiſſe, daß ſich in allen Gemächern giftige Thiere erzeu- gen; es ſey aus ſchlechten Materialien aufgeführt, baufällig; dieß aber niemanden bekannt als dem Eigenthümer. Ich frage, wenn der Verkäufer dem Käufer dieſes nicht anzeigt; und dadurch ſein Haus höher ausbringt, als er wohl hoffen konn- te: handelt er ungerecht und pflichtwidrig?

„Allerdings,“ antwortet Antipater. „Denn „was heißt das wohl, einem Verirrten den „Weg nicht zeigen, (eine Sache worauf in den „Athenienſiſchen Geſetzen ein feyerlicher Fluch „ſteht,) wenn es dieß nicht iſt: ſeinen Käufer „ſich überbieten, und aus Irrthum ſich einen be„trächtlichen Schaden thun laſſen. Ja es iſt „noch mehr, als den Weg nicht zeigen: es heißt, „wiſſentlich den andern auf einen falſchen Weg „führen.“

Dagegen erwiedert Diogenes. „Hat derjeni„ge dich gezwungen zu kaufen, der nicht einmal „dir zugeredet hat? Jener hat feil geboten, was „ihm nicht mehr gefiel: du haſt es gekauft, weil „es dir gefiel. Wenn diejenigen, die auf den Aus„hängezettel eines Gutes ſetzen — Ein Gut im „beſten Boden, und mit tauglichen Gebäu„den verſehn, nicht für Betrüger gehalten wer„den, ob gleich weder der Boden noch die Gebäu„de gut ſind: wie viel weniger wird der zu tadeln „ſeyn, welcher von ſeinem Hauſe das er verkau„fen will, weder Gutes noch Böſes geſagt hat. „Denn wo dem Käufer die Unterſuchung der Sa„che frey ſteht, wo kann da ein Betrug des Ver„käufers ſtatt finden? Was wäre aber thörichter, „als die Fehler einer Sache die man verkaufen „will, ſelbſt bekannt zu machen? Wer würde „ſich des Lachens enthalten können, wenn je„mand ſein Haus auf die Art ausbieten lieſſe: — „Es iſt ein ungeſundes baufälliges Haus zu „verkaufen?“

Aus dieſen Beyſpielen ſieht man, welches der Streit ſey, der in einigen dunkeln Fällen, zwiſchen Pflicht und Nutzen vorwaltet. Auf der einen Seite nämlich, wird auf die Grundſätze der Rechtſchaffenheit gedrungen, von welchen behauptet wird, daß ſie die Handlung verbieten: auf der andern, wird der Nutzen vertheidigt, indem man zu zeigen ſucht, daß es nicht nur erlaubt ſey ihn zu ſuchen; ſondern daß es pflichtwidrig ſeyn würde, ihn zu vernachläßigen.

Doch ich habe dieſe Fälle erzählt, nicht bloß um zu erklären, worüber der Streit iſt: ſondern um ihn zu entſcheiden. Ich muß alſo mein eigenes Urtheil darüber hinzufügen.

Nach dieſem, durfte weder jener Kornhändler den Rhodiern, noch dieſer Hausbeſitzer ſeinen Käufern die erwehnten Sachen verhehlen. Denn ſchweigen heißt freylich nicht verhehlen: aber das heißt verhehlen, den andern gefliſſentlich in einer Unwiſſenheit erhalten, welcher wir abhelfen könnten, und welche uns vortheilhaft, ihm nachtheilich iſt. Jedermann empfindet bey ſich ſelbſt, was ein ſolches Verhehlen für einen Character anzeige; und wie der Mann beſchaffen ſeyn müſſe, der ſich daſſelbe erlauben kann. Gewiß kein Mann, von einem offenen, lautern, einfältigen Character, kein redlicher, gerechter, edeldenkender: ſondern ein verſteckter, liſtiger, ränkevoller, verſchlagener, abgefeimter, ſchadenfroher Mann. —

Kann dasjenige wohl nützlich ſeyn, was uns ſo viele verhaßte Benennungen zuzieht?

Wenn diejenigen zu tadeln ſind, die verſchwei- 14.
gen was ſie entdecken ſollten, welchen Begriff werden die von ſich erregen, welche ausdrücklich vorgeben, was unwahr iſt? Cajus Canius, ein Römiſcher Ritter, ein artiger nicht ganz ungelehrter Mann, hatte ſich nach Syrakus begeben; wie er ſelbſt ſagte, nicht um dort Geſchäfte zu machen, ſondern um einen ruhigen und angenehmen Aufenthalt zu ſuchen. Dieſer hatte ſich hin und wieder verlauten laſſen, daß er Luſt habe, nahe bey der Stadt ein kleines Landhaus zu kaufen, wo er gute Freunde zuweilen bewirthen, und ſelbſt ohne ungebetene Beſucher, der ſchönen Jahreszeit genieſſen könne. Kaum war dieſes ruchtbar geworden: ſo läßt ihm Pythius, ein anſehnlicher Banquier zu Syracus, ſagen, er habe ein Gütchen, das ihm zwar nicht feil ſey; deſſen ſich aber Canius, wenn er wolle, als ſeines eignen bedienen könne: zugleich bittet er ihn auf den folgenden Tag, in dieſen Garten zu Gaſte. Canius ſagt zu. — Sogleich läßt Pythius, der als Wechſeler, unter Leuten von allen Ständen, Freunde hatte, die Fiſcher zu ſich rufen; erſucht ſie, morgen vor ſeinem Garten zu fiſchen, und ſchreibt ihnen alles vor, was ſie thun ſollen. Canius erſcheint zur gewöhnlichen Stunde; findet eine wohlbeſetzte Tafel: im Proſpect, die See und eine große Menge Fiſcherfahrzeuge. Aus dieſen bringt jeder, ſo wie er etwas gefangen hat, und legt es

zu

zu den Füßen des Pythius nieder. „Was bedeu=„tet das?“ rief Canius ganz verwundert, „wo=„her die vielen Fiſcher und Kähne?“ — „Das „iſt nichts beſonders, ſagte Pythius; hier iſt die „ſtärkſte Fiſcherey um ganz Syracus, dieß iſt der „wahre Hälter der Stadt.“ Canius wird begie=rig; er dringt in den Pythius, ihm das Gut zu verkaufen: dieſer weigert ſich lange. Endlich, um es kurz zu machen, erhält es jener. Er kauft, — reich und begierig wie er war, — ſo theuer als der andre es bietet; und kauft es, wie es ſteht und liegt; giebt eine Aſſignation zu Erhe=bung der Kaufſumme, und der Handel iſt richtig. Den folgenden Tag läßt Canius ſeine Bekannten einladen; er ſelbſt geht ſchon am frühen Morgen hinaus. Kein Kahn iſt zu hören noch zu ſehen. — „Wie kömmt das,“ fragte er einen Nachbar, „haben heute die Fiſcher etwa einen Feyer=„tag?“ — „Daß ich nicht wüßte,“ antwor=tete dieſer: „aber hier pflegt kein Menſch ſonſt „zu fiſchen. Darum wußte ich auch geſtern gar „nicht, was vorgienge.“

Canius ſahe ſich mit Unwillen betrogen. Aber was wollte er thun? Denn noch hatte Aquilius, mein Freund und mein College, ſeine Formeln, *de dolo malo*, oder von der unerlaubten Liſt, nicht be=kannt gemacht, in welchen er dieſelbe ſo definirt: ſie werde begangen, wenn man einen Schein ver=anlaſſe, der von der wahren Beſchaffenheit der Sache, oder der wahren Abſicht der Handlung

ver=

verſchieden ſey. Das iſt deutlich, ſo wie man es von einem Manne erwarten konnte, der ſich aufs Erklären verſtund.

So nach ſind Pythius, und alle, die, wie er, etwas anders vorgeben, etwas anders vorhaben: unredliche, falſche, gefährliche Menſchen. Unmöglich kann alſo das, was ſie auf dieſe Weiſe thun, nützlich ſeyn, da es ihren Character mit ſo vielen Flecken beſudelt.

15. Iſt demnach die Aquilianiſche Erklärung richtig, ſo muß aus dem menſchlichen Leben, alles was Verſtellung heißt, verbannt werden: ſie habe nun zur Abſicht, zu verbergen was wirklich iſt; oder glauben zu machen, was nicht iſt. So wird alſo auch, um wohlfeiler zu kaufen, um theurer zu verkaufen, der ehrliche Mann nichts wahres verſchweigen, nichts falſches vorgeben.

3) Verſchiedene Vorkehrungen des bürgerlichen Rechts gegen Betrügereyen.

Und viele ſolcher liſtigen Kunſtgriffe, ſind bey uns ſchon lange, entweder durch ausdrückliche Geſetze verboten, wie zum Exempel, die Untreue in den Vormundſchaften durch die zwölf Tafeln; die Contracte mit jungen Leuten, welche noch nicht fünf und zwanzig Jahre alt ſind, durch das Lätoriſche Geſetz: oder werden, auch ohne Geſetze, durch richterliche Erkenntniß, in allen den Fällen, geahndet, wo nach der Formel des Prätors, der Richter angewieſen wird, *ex fide bona*, nach Treu und Glauben zu entſcheiden.

In den Formularen, mit welchen die Richter in andern Arten der Proceſſe, vom Prätor beſtellt und angewieſen werden, ſind folgende Ausdrücke die merkwürdigſten.

Bey dem Vergleichs-Gerichte in Streitigkeiten geſchiedener Eheleute über das Eingebrachte der Frau, heißt es, der Richter ſolle die Sache auf das Billigſte und Beſte abmachen; in Streitigkeiten über Fideicommiſſe, er ſolle urtheilen wie die Sache unter ehrlichen Leuten ehrlich zu verhandeln geweſen.

Wie kann alſo das, was das Billigſte und Beſte ſeyn ſoll, irgend eine Art von Hinterliſt und Betrug zulaſſen? Oder wo eine ehrliche Verhandlung, als unter ehrlichen Leuten verlangt wird: können da geheime Ränke, und boshafte Winkelzüge erlaubt ſeyn?

Die Falſchheit macht nach dem Aquilius das Weſen des *doli* aus. Iſt dieſes: ſo iſt bey allen Verträgen, das Verfahren unerlaubt, wo nicht die genaueſte Wahrheit beobachtet wird. So wird alſo weder der Verkäufer, einen falſchen Licitanten aufſtellen, um den wirklichen Käufer in die Höhe zu treiben: noch wird der Käufer die Waare durch einen dritten herabwürdigen laſſen. Beyde, wenn ſie nun den Preis beſtimmen, um welchen der eine die Sache laſſen, der andre ſie nehmen will, werden

denſel-

denſelben, einmal für allemal, und genau ſo, anzeigen, wie es wirklich ihre Abſicht iſt zu ſchließen.

Quintus Scävola, verlangte von dem Eigenthümer eines Grundſtückes um welches er kaufte, daß er ihm den genaueſten Preis, ſo gleich und aufs erſtemal ſagen ſollte. Der Verkäufer that es. — „Ich halte das Gut für mehr werth," ſagte Scävola: und ſetzte noch hundert tauſend Seſtertien zu. Kein Menſch wird ſagen, daß dieß nicht die Handlung eines ehrlichen Mannes war: aber viele werden ſagen, daß es nicht die Handlung eines klugen Mannes ſey.

Unſeliges Vorurtheil, das den ehrlichen und den klugen Mann, als zwey von einander verſchiedene Perſonen anzuſehn gelehrt hat! Dieß iſt es, was den Ennius veranlaßt zu ſagen:

„Unnütz iſt des Weiſen Weisheit,
„Der ſeinen eignen Vortheil nicht verſteht."

Sehr wahr! aber nur müßte erſt unter uns ausgemacht ſeyn, was wahrer Vortheil iſt.

Ein gewiſſer Hekaton von Rhodus, ein Schüler des Panätius, hat Bücher von den Pflichten herausgegeben, welche er dem Quintus Tubero zugeeignet hat. In dieſem habe ich folgende Stelle geleſen. „Der Weiſe wählt ſeine Maaß„regeln ſo, daß er ohne Beleidigung der bürger„lichen Geſetze, Verfaſſungen, Sitten, ſeine

„häuslichen Umſtände verbeſſere. Die Abſicht „um deren willen er Reichthümer ſucht, recht„fertigt ſein Beſtreben nach denſelben. Sie ſind „nicht bloß für ihn: ſie ſind für ſeine Kinder, für „ſeine Verwandten, für ſeine Freunde, und am „meiſten für ſein Vaterland. Denn der Reich„thum eines Staats, beſteht in der Summe des „Vermögens ſeiner Bürger.“

Der Mann, der ſo dachte, konnte jene Handlung des Scävola unmöglich billigen. Denn nur gerade ſo viel will er von dem, was ihm Nutzen bringen kann, unterlaſſen, als die Geſetze verbieten. — Dafür wird er hoffentlich weder viel Lob, noch Dank erwarten.

Man mag nun entweder jene Erklärung des *doli mali* gelten laſſen, daß er in der Verheimlichung der Wahrheit und Veranlaſſung des Irrthums beſtehe; oder man mag dieſe Erklärung des ehrlichen Mannes vorziehen, daß er derjenige ſey, der niemand ſchadet, und nutzt ſo vielen er kann: ſo wird man in beyden Fällen, den *dolum* gemein, den ehrlichen Mann ſelten finden.

Es iſt alſo unſtreitig: niemals kann es nützlich ſeyn, unrecht zu thun, weil es immer moraliſch häßlich iſt; und weil es immer eine moraliſche Vollkommenheit iſt, als ein ehrlicher Mann zu handeln, ſo iſt es auch immer unſer Vortheil.

Bey

Bey dem Verkaufe liegender Gründe, iſt es in 16.
unſerm bürgerlichen Rechte, bey Strafe geboten, die Mängel anzuzeigen, die dem Verkäufer ſelbſt bekannt ſind. Nach den zwölf Tafeln war man nur verbunden dafür zu haften, was man im Verkaufsanſchlage ausdrücklich benannt hatte; und man wurde, wenn etwas falſch befunden worden, zur Bezahlung des doppelten Werths verdammt. Die folgenden Rechtslehrer aber haben auch eine Strafe auf das Verſchweigen der Mängel hinzugethan; und feſtgeſetzt, daß jedes Incommodum eines Grundſtückes, das der Verkäufer gewußt, und nicht ausdrücklich angezeigt habe, vergütet werden müſſe.

Ein Beyſpiel davon. Die Augures, da ſie einſt den Vogelflug, auf dem Capitoliniſchen Schloſſe, wie gewöhnlich, beobachten wollten, fanden, daß ein dem Titus Claudius Centumalus, auf dem Cöliſchen Berge gehöriges Haus, die freye Ausſicht hinderte, die zu ihrer Verrichtung nöthig wäre. — Sie ſagten ihm alſo an, daß das Haus abgetragen werden müßte. So gleich machte Centumalus Anſtalt, Haus und Hof zu verkaufen. Es fand ſich auch bald ein Käufer, Publius Calpurnius Lanarius. Dem neuen Beſitzer, wird von den Anguren der nämliche Befehl zugefertigt. Calpurnius gehorcht: erfährt aber hintendrein, daß Centumalus ſein Haus nicht eher ausgeboten, als da er ſchon von den Auguren den Befehl es abzutragen erhalten hatte. Er kömmt darüber klagbar ein, und verlangt einen Schiedsrichter,

über die Entſchädigung, welche der Verkäufer ihm ſchuldig ſey. Dieſer Schiedsrichter war Marcus Cato, der Vater unſers großen Cato. (Denn, wenn ſonſt die Söhne durch die Namen ihrer Väter bezeichnet werden, ſo muß man den Vater eines ſo auſſerordentlichen Mannes, durch den Namen ſeines Sohnes unterſcheiden.) Sein Urtheil fiel dahin aus: da Centumalus zur Zeit des Verkaufs das Incommodum gewußt, und nicht angezeigt hätte, ſo ſey er verbunden, den Käufer zu entſchädigen. Er ſetzte alſo zum voraus, Treu und Glaube, (denn darüber hat der Schiedsrichter zu urtheilen,) erfordere: daß jeder Fehler, welcher dem Verkäufer bekannt ſey, auch dem Käufer bekannt gemacht werden müſſe. Hat er richtig geurtheilt: ſo hat jener Kornhändler, jener Verkäufer eines ungeſunden Hauſes, nicht recht gehandelt, da ſie geſchwiegen. Der Arten ſolcher Verheimlichungen ſind ſo viele an Anzahl und Mannichfaltigkeit, daß weder die bürgerlichen Geſetze, noch die Urtheilsſprüche der Richter, ſie alle haben umfaſſen können: aber denjenigen, wobey es zur Klage gekommen iſt, iſt auch ſehr ernſtlich geſteuert worden.

Unſer Verwandter Marius Gratidianus, verkaufte dem Sergius Orata, das Haus zurück, was er vor wenig Jahren von ihm erkauft hatte. Auf dieſem Hauſe haftete eine Servitut. Dieſes hatte Marius nicht ausdrücklich im Kauf-Contract angezeigt. Darüber kam es zum Proceſſe. Craſſus

führte

führte die Sache des Orata: Antonius des Gratidianus ſeine. Craſſus drang auf das ſtrengſte Recht: — „jedes Incommodum, das der Verkäu„fer gewußt, und nicht angezeigt habe, müſſe er „vergüten.“ Antonius führte die Billigkeit für ſich an. „Da dieſes Incommodum dem Sergius, der „dieſes Haus ehedeſſen beſeſſen und ſelbſt an den „Gratidianus verkauft, unmöglich unbekannt ge„weſen ſeyn könnte: ſo wäre es auch nicht nöthig „geweſen, es ihm anzuzeigen. Derjenige würde „nicht hintergangen, der ein Eigenthum unter „eben den Bedingungen überliefert bekäme, unter „welchen er es ſelbſt ehedem beſeſſen hätte.“

Wozu führe ich dieß an? Dazu, um zu zeigen, wie wenig Wohlgefallen unſre Vorfahren an Ränken gehabt haben.

Aber in den Vorkehrungen gegen ſolche Kunſt- 17.
griffe verfährt die Moral anders, und geht weiter, als die Geſetze. Durch Geſetze können nur diejenigen verhütet werden, welche handgreiflich und dem äußern Zwange unterworfen ſind: die Moral verbietet alle, die von dem Verſtande entdeckt, und vom Gewiſſen beſtraft werden können. — Verſtand und Gewiſſen verlangen nun, daß wir nichts mit Betruge, nichts mit Verſtellung, nichts in der Abſicht andre zu berücken, thun ſollen. Berückt derjenige das Wild nicht, welcher ihm Netze ſtellt, geſetzt auch, daß er es nicht aufjagt, daß er es nicht hineintreibt? — Ja freylich; denn das Wild kann auch ohne Trei-

 ber,

ber, von ſelbſt hinein fallen. — Iſt es nun nicht etwas ähnliches: wenn man ſein Haus wegen gewiſſer Fehler ausbietet, ohne dieſe anzuzeigen? Iſt der Zettel, welchen man in dieſer Abſicht aushängt, nicht ein aufgeſtelltes Netze, um einen Unwiſſenden ſich darinn fangen zu laſſen?

Ob ich gleich ſehe, daß weder die öffentliche Meynung dieſes für ſchändlich erklärt, noch die Geſetze es beſtrafen, noch das Herkommen der Gerichtshöfe es verbietet: ſo wird es doch durch das weit höhere Geſetz der Natur unterſagt.

Der Grund dieſes Geſetzes liegt in dem, was ich ſchon oft geſagt habe, aber nie genug wiederholen kann: daß es eine allgemeine Geſellſchaft unter den Menſchen giebt, welche ſich ſo weit erſtreckt, als die menſchliche Natur: eine genauere unter den Gliedern einer Nation; eine noch engere unter den Bürgern eines Staates. Dieſen Unterſchied haben unſre Vorfahren anerkannt, indem ſie das bürgerliche Recht, das heißt, welches beſtimmt, was Mitbürger von einander fordern können, von dem Völkerrechte, das heißt, dem Geſetzbuche, welches die Pflichten der Bürger verſchiedener Staaten gegen einander regulirt, abgeſondert; und feſtgeſetzt haben: daß alles, was das Völkerrecht dem Fremden einräumt, das bürgerliche nothwendig dem Einheimiſchen zugeſtehen müſſe; aber nicht umgekehrt, alles was durch das bürgerliche Recht dem Bürger bewilligt

oder aufgelegt wird, auch durch das Völkerrecht dem Ausländer zuſtehe oder obliege.

Doch alles, was wir im bürgerlichen Leben, von Recht und Gerechtigkeit kennen und brauchen, iſt von dem wahren ewigen Rechte der Natur, von der weſentlichen Gerechtigkeit, nicht der Körper, ſondern nur der Schatten; nicht die Sache ſelbſt, ſondern nur etwas ihr ähnliches. Und wollte der Himmel, wir folgten nur dieſem Schatten, dieſer Aehnlichkeit immer getreu! Denn es iſt wenigſtens die Copie von wahren Muſtern der Natur.

Wie viel herrliche Grundſätze liegen in den Formeln, welche einigen Handlungen unſrer Rechtspflege vorgeſchrieben ſind. Wie viel will der Ausdruck nicht ſagen: **damit ich nicht durch dich, und das in dich geſetzte Zutrauen, berückt und gefährdet werde?** Welche güldene Worte ſind folgende: **die Sache ſoll, wie unter ehrlichen Leuten, ehrlich verhandelt werden, und ſonder Gefährde!** Aber nun iſt die große Frage, was ſind ehrliche Leute? was iſt ein ehrliches Verfahren?

Quintus Scävola, der Pontifex maximus dieſes Namens, ſagte: Alle die Proceſſe, worinn der Schiedsrichter mit dem Ausdrucke vom Prätor niedergeſetzt würde, **zu richten, wie Treu und Glauben es erfordert,** wären ſehr ſchwer und mit großer Behutſamkeit zu entſcheiden. Denn

dieſe Wörter, Treu und Glaube, bedeuteten ſehr viel, und die Anwendung derſelben erſtreckte ſich faſt auf alle geſellſchaftliche Verhandlungen, auf Vormundſchaften, Societäten, Fideicommiſſe, Geſchäftsaufträge, Kaufs= Verkaufs= Pacht= und Verdingungs=Sachen. Daher ein ſehr einſichtsvoller Richter dazu gehörte, immer richtig zu erkennen, was jede Parthey der andern ſchuldig ſey; — beſonders, da er in den Ausſprüchen ſeiner Vorgänger oft entgegenſtehende Autoritäten fände.

Weg alſo mit allen heimlichen Griffen; mit aller der boshaften Tücke, die ſo gerne das Anſehn des Verſtandes und der Klugheit haben will, von denen ſie doch ſo unendlich weit entfernt iſt! Denn was iſt das eigentliche Geſchäfte der Klugheit? — Die Auswahl des Guten vor dem Böſen. Und grade thut die liſtige Bosheit das Gegentheil: ſie verwirft das Gute, und giebt dem Böſen den Vorzug.

Außer den Geſetzen, gegen Betrügereyen beym Verkaufe liegender Gründe, finden wir in unſerm bürgerlichen Rechte — (welches auf die natürlichen Begriffe des Rechts gebaut iſt,) noch beſondre Vorkehrungen gegen den Betrug beym Sklavenhandel. Denn wenn der Verkäufer es hat wiſſen müſſen, daß ſein Sklave ungeſund, zum entlaufen geneigt, oder diebiſch iſt: ſo iſt er nach dem Edicte der Aedilen verbunden, dem Käufer den

Scha=

Schaden zu erſetzen. Ein andrer Fall wäre, wenn der Verkäufer den Sklaven erſt vor kurzem ererbt hätte.

Da alſo das bürgerliche Recht dieſes gebietet; und die Natur die Quelle des bürgerlichen Rechts iſt: ſo muß es der Natur gemäß ſeyn, daß niemand ſich des andern Unwiſſenheit zu Nutze mache, um ſich zu bereichern.

Der unglücklichſte Irrthum für das menſchliche Wohl iſt dieſer: daß in den Augen der Welt Bosheit ſo oft Verſtand zu ſeyn ſcheint. Daher kömmt es, daß in ſo unzähligen Fällen, das Nützliche dem Pflichtmäßigen entgegengeſtellt wird. Denn wie viele, unter einer großen Menge, würden ſich wohl finden, die ſich noch dann des Unrechts enthielten, wenn ſie die gewiſſe Hofnung hätten, daß es ewig unbekannt und ungeſtraft bleiben würde?

Man gebe nur Acht, was in ſolchen Fällen geſchieht, wo der große Haufe der Menſchen das Unrechtmäßige einer Handlung nicht achtet, oder nicht einſieht. Denn freylich von Meuchelmördern, Giftmiſchern, Teſtamentverfälſchern, Dieben, untreuen Verwaltern der öffentlichen Gelder, müſſen wir hier nicht reden. Dieſe Claſſe von Verbrechern, kann nicht durch wörtlichen Unterricht, und durch Gründe der Moral, ſondern ſie muß durch Bande und Gefängniß, im Zaum gehalten werden. Wir müſſen nur das betrachten, was zu- 18.

weilen

weilen Leute thun, welche in der Welt für ehrliche Leute gelten.

Gewiſſe Perſonen brachten aus Griechenland nach Rom, ein untergeſchobenes Teſtament des reichen Minutius Baſilus. Damit es deſto leichter durchgehen ſollte, hatten ſie zwey der mächtigſten Männer der damaligen Zeit, den Craſſus und Hortenſius, als Miterben hineingeſetzt. Dieſe argwöhnten zwar, daß das Teſtament falſch ſey; weil ſie ſich aber doch keines Antheils an der Betrügerey bewußt waren: ſo glaubten ſie, daß ſie den Vortheil, den ihnen das Verbrechen eines andern anböte, nicht eben von der Hand weiſen dürften. — Wie nun? war dieß genug zu ihrer Rechtfertigung? — Ich glaube, nein: — ob ich gleich den einen dieſer beyden Männer bey ſeinem Leben ſehr geliebt habe; und den andern jetzt nach ſeinem Tode nicht haſſe. — In der That, war es wohl billig, daß da nach dem Willen des Baſilus, ſeiner Schweſter Sohn Satrius, (der welcher Patron des Sabiniſchen und Piceniſchen Gebietes war,) der Erbe ſeines Namens und ſeines Vermögens ſeyn ſollte: Satrius, (zum Denkmale der Schande dieſes Zeitalters,) nur den Namen allein behielt: das Vermögen in die Hände zweyer Großen kam, die dem Erblaſſer nichts angiengen? Denn handelt derjenige ungerecht, der Beleidigungen nicht verhindert, der ſeinen Nächſten nicht davor ſchützt, wenn er kann: wie wird man deſſen Verfahren nennen müſſen, welcher dem Unrechte zur Stütze und zum Vertheidiger dient? Mir

ſcheint

ſcheint ſo gar eine wahre Erbſchaft ſchon unrechtmäßig, wenn dieſelbe nicht durch aufrichtige Dienſte der Freundſchaft, ſondern durch verſtellte Gefälligkeiten einer abſichtlichen Schmeicheley erhalten worden.

Ja, ſagt man: „Die Verſuchung in ſolchen „Fällen iſt groß: der Nutzen iſt auf der einen Seite, „und er iſt beträchtlich; Pflicht und Tugend iſt „auf der andern.“ – Lauter Unwahrheit! Nutzen kann nirgends ſeyn, wo die Tugend nicht iſt. Beyde haben einerley Grund und einerley Regel. Wer das nicht einſieht, davon nicht überzeugt iſt: der iſt zu jedem Betruge, zu jedem Laſter aufgelegt. Denn iſt er einmal gewohnt ſo zu denken, jenes iſt Tugend, aber dieſes iſt nützlich; und reißt er alſo zwey Dinge die in der Natur innigſt vereinigt ſind, mit Gewalt von einander: ſo hat er allen Betrügereyen, allen Bosheiten, allen Verbrechen bey ſich das Thor geöffnet.

Der rechtſchaffene Mann, wenn er die Zau- 19.
berkraft beſäße, ſo oft er mit den Fingern knackte, ſeinen Namen in das Teſtament irgend eines Reichen einzuſchieben, würde ſich deſſelben doch nicht bedienen: auch wenn er gewiß wäre, daß kein Menſch davon jemals etwas argwöhnen würde. Aber man lehre dieſe Kunſt einen Marcus Craſſus, durch einen Fingerſchnalz, ſeinen Namen in ein Teſtament zu bringen, wo der Erblaſſer ihn nicht hinein geſetzt hat: ich gebe mein Wort, gewiß der würde vor Freuden auf dem Markte tanzen. Der Rechtſchaffene hingegen, der Mann, welchen

mir nach einem innern Gefühl, einen braven Mann nennen, wird gewiß kein Mittel brauchen, wodurch er an ſich brächte, was einem andern gehört. Wer ſich hierüber wundert, der zeigt, daß er noch gar nicht wiſſe, was ein rechtſchaffener Mann ſey.

Man entwickle aber nur den dunkeln Begriff, der von dieſem Character in der Seele eines jeden liegt, und man wird ſich ſelbſt belehren können: daß der rechtſchaffene Mann derjenige ſey, der allen welchen er kann, nützt; und niemanden ſchadet, als durch vorhergehende Beleidigungen gereitzt. Wie nun? Schadet derjenige niemanden, der durch eine Art von Zauberey, den Namen des rechtmäßigen Erben, aus dem Teſtament auslöſcht, den ſeinigen dafür einſchiebt? — „Ja, „aber es bringt doch ſo großen Vortheil: und ſoll „ich mir ſelbſt ſo feind ſeyn, daß ich meinen Nu„tzen nicht befördere?“ — Das ſollſt du nicht: aber du ſollſt einſehen, daß dasjenige dir nicht nützlich ſeyn könne, was ungerecht iſt. — Wer dieß nicht lernen kann, aus dem wird nie ein ehrlicher Mann werden.

Ich erinnere mich, als Knabe von meinem Vater gehört zu haben, daß Fimbria, der zuvor Conſul geweſen war, in Sachen des Marcus Lutatius Pinthias, habe Richter ſeyn ſollen. Die *ſponſio*, mit welcher er ſich, (nach der Gewohnheit unſers Rechtsganges,) anheiſchig machte, im Fall er den

Proceß

Proceß verlöre, ein gewiſſes Geld in die Schatz-kammer zu erlegen, war ſo abgefaßt: er wolle in dieſe Summe verfallen ſeyn, wenn er nicht als ein rechtſchaffener Mann befunden würde. „Nein,“ ſagte Fimbria, „in dieſem Proceſſe bin „ich nicht Richter. Denn, thue ich den Ausſpruch „wider ihn, ſo beraube ich einen Mann ſeines gu-„ten Rufs, der ihn bisher immer behauptet hat: „oder entſcheide ich zu ſeinem Vortheile, ſo ſcheine „ich dadurch zugleich ausdrücklich ihn für einen „rechtſchaffenen Mann zu erklären: und dieſer Cha-„racter beſteht aus der Beobachtung ſo vieler Pflich-„ten, und der Vereinigung ſo vieler Tugenden, „daß ich mich nicht getraue, ihn mit völliger Ge-„wißheit, irgend jemanden zuzuſchreiben.“

Dieſer rechtſchaffene Mann nun, von welchem Fimbria einen ſo richtigen Begriff als Sokrates hatte, wird auf keine Weiſe das für nützlich hal-ten, was unrechtmäßig iſt: er wird ſich nicht er-lauben zu thun, — nicht einmal das zu denken, — was er nicht das Herz hätte, öffentlich zu ſagen. Iſt es nicht ſchändlich, daß es noch Philoſophen giebt, die hieran zweifeln können, da es ſelbſt un-ter Bauren ausgemacht iſt; die nach einem alten Sprüchwort, von einem Menſchen, deſſen Treue und Gutherzigkeit ſie loben wollen, ſagen, Ein Blinder könne mit ihm Würfel ſpielen. *)

Was

*) Im Texte ſteht, dignum quocum in tenebris mi-ces, man könne mit ihm im Finſtern das Finger-ſpiel ſpielen. Denn ſo ſoll dieſes Spiel in Tyrol, und

Was will das anders ſagen, als ein ſolcher Mann erlaube ſich keinen widerrechtlichen Vortheil, auch wenn er ihn ohne die geringſte Einwendung des andern erhalten könne. Iſt es nicht klar, daß dieſes Sprichwort die That des Gyges, und den durch das Knacken ſeiner Finger in alle Teſtamente ſich ſchleichenden Erben, auf gleiche Weiſe verdammt?

Denn ſo wie das Laſter, durch das Verheimlichen nicht Tugend wird: ſo kann auch das, was böſe iſt, niemals nützlich werden, da dieß den Grundgeſetzen der Natur widerſpricht.

Ich

und einigen an Italien gränzenden Provinzen Deutſchlands, wo es nicht ganz unbekannt iſt, heiſſen. In Italien iſt es noch bis auf den heutigen Tag unter dem gemeinen Mann ſehr üblich, und heißt giocare alla morra. Zwey Leute mit geballter Fauſt, treten einander gegen über. Jeder, indem er einen oder etliche Finger in die Höhe ſtreckt, ruft zugleich eine Zahl aus. Weſſen Zahl mit der Summe der von beyden in die Höhe gerichteten Finger zuſammentrift, der hat gewonnen. Die römiſchen Bauren bezeichneten einen ehrlichen Mann nicht übel, wenn ſie ſagten, daß man ein ſolches Spiel mit ihm im Finſtern ſpielen könne. Das Spiel habe ich geändert, aber die Metapher habe ich behalten. Wenigſtens braucht ein blinder Würfelſpieler, eben ſo viel Vertrauen zu ſeinem Gegner, von dem er erſt erfahren muß, was er ſelbſt und was dieſer geworfen, als die römiſchen Bauren, die jenes Fingerſpiel im Finſtern ſpielten, gegen einander brauchten, weil jeder auf Treu und Glauben des andern annehmen mußte, wie viel dieſer Finger ausgeſtreckt hätte.

Ich geſtehe es, die Verſuchung zum ſündigen kann zuweilen ſehr groß werden, wenn ein hoher Preis auf die Begehung des Unrechts ſteht.

20. Einzelne Beyſpiele ſolcher Colliſionsfälle, die mehr verführeriſch oder ſchwerer zu entſcheiden ſind.

Cajus Marius war nun ſchon in das ſiebende Jahr nach ſeiner Prätur faſt gänzlich vergeſſen; er ſchien nicht mehr die Abſicht zu haben, ſich um das Conſulat zu bewerben, und noch weniger Hofnung es zu erhalten: als er von dem Quintus Metellus, deſſen Unterbefehlshaber er war, — einem der gröſsten Männer und beſten Bürger unſers Vaterlandes, Urlaub erhielt nach Rom zu gehn. Hier beſchuldigte er den Metellus, einer vorſetzlichen Verzögerung des Krieges; und verſprach, wenn er Conſul würde, den Jugurtha im kurzen, todt oder lebendig, in die Hände des Römiſchen Volks zu liefern. So wurde er in der That Conſul, aber er handelte dabey wider Treu und Gewiſſen, indem er einem verdienſtvollen untadelhaften Manne, der ihm ein Commando in ſeiner Armee anvertraut, der ihm die Erlaubniß nach Rom zu gehn ertheilt hatte, durch falſche Anſchuldigungen, den öffentlichen Haß zuzog.

Auch der andre Marius, unſer Verwandter, handelte bey folgender Gelegenheit, nicht als ein rechtſchaffener Mann.

Das Auswippen und die Verfälſchungen der Münzen, hatten zu der Zeit, da dieſer Marius Prätor war, den Werth derſelben ſo veränderlich

gemacht: daß kein Menſch mehr wußte, was er hatte. Dieſem Uebel abzuhelfen, traten die Volks-tribunen mit dem Collegio der Prätoren zuſammen, und ſetzten gemeinſchaftlich ein Edict darüber auf, welches die Merkmale der falſchen Münze angab, zugleich eine gerichtliche Klage gegen die Betrügereyen dieſer Art geſtattete, und ihnen eine gewiſſe Strafe zuerkannte. Dieſes Edict beſchloſſen ſie, von der Rednerbühne alle zugleich Nachmittage dem Volke bekannt zu machen. Die übrigen giengen auseinander: Marius gradesweges von ſeinem Prätor-Sitze, zu den Roſtris, und publicirte für ſich allein, das was gemeinſchaftlich von allen war aufgeſetzt worden. — Fragt man, was er dadurch erhielt? — Einen Ruhm beym Volke, der ohne Gleichen war. Auf allen Straßen ſah man ſein Bild, vor demſelben Kerzen und Weihrauch brennen: mit einem Worte, nie war ein größerer Günſtling des gemeinen Mannes geweſen.

Dieß eben macht die Grundſätze, auch nicht ganz ſchlimmer Menſchen, in ſolchen Colliſionsfällen wankend, daß oft auf der einen Seite die Verletzung des Rechts nur geringe, auf der andern die Frucht des Unrechts groß zu ſeyn ſcheint.

So dachte Marius: ſeinen Collegen und den Tribunen des Volks zuvorzukommen, um den erſten günſtigen Eindruck aufs Volk, allein und ohne ſie zu machen, ſey kein großes Verbrechen: hingegen das Conſulat dadurch zu erhalten, welches er

damals

damals zum Augenmerk hatte, ſey ein ausneh-mender Vortheil.

Aber es giebt nur Eine Regel für alle Fälle, — eine Regel, die ich dir, mein Sohn, gerne tief einprägen möchte: man muß entweder mit Ueberzeugung erkennen, daß das was man für nützlich hält, nicht unerlaubt ſey; oder wenn es unrecht iſt, ſo muß man es nicht länger für nützlich halten.

Was meyneſt du, mein Sohn, können wir wohl den erſten oder zweyten Marius, für einen rechtſchaffenen Mann gelten laſſen? Gehe in dein eigen Herz, entwickle deine Empfindungen, und ſiehe, welche Merkmale, welche Züge des rechtſchaffenen Characters, darinn verborgen liegen. Findeſt du, daß eigennützige Lügen, Schmählerungen fremder Ehre, hinterliſtige Erſchleichungen, kurz, daß Falſchheit und Betrug, mit demſelben beſtehen können? Gewiß nicht.

Iſt dann aber irgend eine Sache in der Welt ſo viel werth, giebt es ein äußeres Gut von der Wichtigkeit und Größe, daß man demſelben den Namen und die Würde eines ehrlichen Mannes aufopfern ſollte? Was kann ich durch alles gerühmte Glück der Welt gewinnen, das mir den verlohrnen Ruhm der Ehrlichkeit, die aus meinem Character getilgte Treue und Gerechtigkeit erſetzte?

Wird der Menſch nicht wirklich zum Thiere, welcher unter der menſchlichen Geſtalt, eben ſo wenige Rechte und Pflichten anerkennt und beobachtet, als das Thier?

21. Wozu ſind beſonders diejenigen nicht fähig, welche die Begierde nach Macht, über alles was Tugend und Pflicht heißt, hinwegſetzt?

Wir haben einen ſolchen Mann gekannt, der auch ſeine Ehegattinn, nach den Abſichten ſeines Ehrgeitzes wählte; und durch ſie nur einen Schwiegervater ſuchte, deſſen kühne Ungerechtigkeiten ihn mächtiger machten. Es ſchien ihm nützlich die Macht für ſich ſelbſt zu erlangen: das Verhaßte der Maaßregeln auf einen andern zu ſchieben. Wie ungerecht dieß gegen das Vaterland, wie unnütz für ihn ſelbſt, wie entehrend für ſeinen Character es ſey: dieß waren Betrachtungen, welche ihm nie einfielen.

Dieſer ſein Schwiegervater ſelbſt, hatte zwey Verſe aus den Phönicierinnen des Euripides immer im Munde, welche ich in deutſche vielleicht ſchlechte aber doch verſtändliche Verſe überſetzen will.

„Wenn je das Recht verletzet werden darf,
„So darfs um einen Thron: in jedem andern Fall'
„Bleib deiner Pflicht getreu.“

Es iſt Hochverrath, was hier Eteokles oder vielmehr Euripides ſagt: — grade den Fall von der

Regel

Regel der Gerechtigkeit auszunehmen, wo die Uebertretung am abſcheulichſten iſt. Was ſuchen wir alſo mühſam Beyſpiele, von ſolchen kleinen Betrügereyen auf, dergleichen bey Erbſchaften, im Handel und Wandel, bey Verkäufen vorkommen? Hier iſt einer, der ſich vornahm, König des Römiſchen Volks und unumſchränkter Herr aller Nationen zu ſeyn, und — es wurde.

Es iſt unſinnig, einen ſolchen Wunſch als groß und erhaben zu rechtfertigen. — So müßte der Untergang der Geſetze und der Freyheit, eine glückliche Begebenheit; und die gewaltthätige Unterdrückung derſelben, — das größte aller Verbrechen, — eine glorreiche That ſeyn.

Ein andrer geſteht vielleicht, es ſey wider Tugend und Pflicht, in einem Staate, der bisher frey geweſen ſey, und welcher unſtreitige Rechte auf Freyheit habe, eine unumſchränkte Gewalt zu ſuchen: aber ſie zu erlangen, ſey doch das höchſte Glück, das einem Menſchen widerfahren könne. — Welche Ausdrücke ſind ſtark genug, unſern Abſcheu gegen eine ſolche Meynung zu bezeigen? Welche Gründe ſind bündig, welche Vorwürfe eindringend genug, um die Menſchen von ſolchen Vorurtheilen loszureiſſen? — Wie, — bey allem was heilig iſt: — die Handlung des grauſamſten und unnatürlichſten Mordes, an ſeinem Vaterlande begangen, ſollte dem Thäter nützlich ſeyn können? Nein, das kann ſie in Ewigkeit

keit nicht, — und wenn der, welcher ſich mit derſelben befleckte, auch von ſeinen unterjochten Mitbürgern, Vater des Vaterlandes genannt würde.

Das moraliſch Gute muß alſo die Richtſchnur ſeyn, wornach wir beſtimmen, was nützlich iſt. Tugend und Nutzen ſind zwey verſchiedene Namen; aber die Sachen, welche ſie bezeichnen, ſind unzertrennlich.

Der größte Vortheil, der höchſte Gipfel des Glücks, welchen nach der Meinung des großen Haufens ein Menſch erreichen kann, iſt der, König zu werden. Und doch zeigt ſich, wenn man die Sache nach der Wahrheit und Erfahrung unterſucht, daß nichts unnützer, nichts unglücklicher für denjenigen ſeyn kann, der es durch Ungerechtigkeiten geworden iſt. Iſt, ein Gemüth voller Angſt und Beſorgniſſe haben; ſind Tage und Nächte in beſtändiger Furcht zugebracht; ein Leben von allen Seiten mit Gefahren und Nachſtellungen umringt: iſt das ein Glück?

„Viel' ſind dem Zepter
„Abhold und treulos, Wenig' ihm ergeben,“

ſagt Accius. Und von welchem Könige ſagt er das? Von einem, welcher ſein väterliches Reich als rechtmäßiger Erbe des Tantalus nnd Pelops beherrſchte. Aber, wie viele Feinde, wie wenig treue Anhänger, muß erſt ein ſolcher Monarch haben, der mit einer vom Römiſchen Volke ihm anvertrauten Armee dieſes Volk ſich unterwürfig mach-

machte; der einen nicht nur freyen, ſondern über andre Nationen herrſchenden Staat, zuerſt unter das Joch der Sklaverey beugte?

Welch ein beflecktes, welch tief verwundetes Gewiſſen, muß dieſer Mann mit ſich herumgetragen haben? Und, wie konnte das Leben für ihn ſelbſt glücklich ſeyn, da der höchſte Ruhm, und die allgemeinſte Gunſt darauf ſtand, ihn deſſelben zu berauben?

Wenn alſo dieſes dem Scheine nach höchſte Glück, aufhört ein Glück zu ſeyn, ſobald es mit Laſter und Schande begleitet iſt: ſo kann man gewiß, im allgemeinen überzeugt ſeyn, daß nichts moraliſch Böſes nützlich ſeyn könne.

So dachte auch das Römiſche Volk bey vielen Gelegenheiten: ſa dachte beſonders Fabricius und der Senat, im Kriege mit dem Pyrrhus. Dieſer Krieg, bey welchem unſre ganze Macht auf dem Spiele ſtand, wurde mit einem mächtigen und muthigen Könige geführt, und welcher der angreifende Theil war. Nichtsdeſtoweniger ließ Fabricius, einen Ueberläufer des Pyrrhus, der ihm verſprach, für eine beſtimmte Belohnung, ſich eben ſo heimlich als er aus dem Lager des Königs entkommen war, in daſſelbe zurück zu ſchleichen, und den Pyrrhus mit Gift umzubringen, — an dieſen ausliefern; und der Senat billigte ſein Verfahren. 22.

Gleichwohl, wenn wir bloß den Schein, und die gewöhnliche Denkungsart der Menſchen zu Rathe ziehn: ſo werden wir es äußerſt nützlich finden, durch Hülfe eines einzigen Ueberläufers, den Staat von einem ſchweren Kriege, und einem fürchterlichen Nebenbuhler ſeiner Macht, zu befreyen. Aber es wäre zugleich eine ſchändliche und unerlaubte Politik geweſen, in einem Streite, wo Ruhm der Endzweck war, ſich nicht eigner Tapferkeit, ſondern eines fremden Verbrechens, zu Erhaltung des Sieges zu bedienen.

Welches von beyden war alſo, ſowohl für den Fabricius den Römiſchen Ariſtides, als für den Senat, welcher nie die Bewegungsgründe des Vortheils, von denen der Ehre getrennet hat: — welches war beyden nützlicher, mit Gift, oder mit dem Degen den Krieg zu endigen? — Iſt Ruhm der Endzweck der Eroberungen: ſo muß unter den Mitteln dazu kein Laſter ſeyn; weil dieſe nie Ruhm bringen können. — Iſt es das eroberte Eigenthum ſelbſt: ſo muß dieſes uns nicht unſrer Ehre beraubt haben, wenn es unſer Glück befördern ſoll.

Es war alſo kein nützlicher Rath, welchen Lucius Philippus gab, daß diejenigen Städte, welche Sulla, durch ein Rathsdecret, gegen Erlegung einer gewiſſen Summe, von Auflagen befreyt hatte, wieder unter dieſelben gezogen werden, und doch das Loskaufungsgeld nicht wieder bekommen ſollten. Der Senat ſtimmte ihm freylich

lich bey: aber es macht unſerer Regierung Schande. Räuber ſind gewiſſenhafter ihr Worte zu halten, als hier der Senat geweſen iſt.

„Ja! aber die Staatseinkünfte ſind dadurch „vermehrt worden: alſo war es nützlich.“ — Wird man nie aufhören, das für nützlich auszugeben, was man für unrecht zu erkennen gezwungen iſt?

Ich habe ſelbſt mit dem von mir ſo verehrten Cato, oft über dieſen Punkt geſtritten. Auch dieſer ſchien mir zu hart, zu unerbittlich, in Vertheidigung der Rechte des Fiſci, und der öffentlichen Einkünfte zu ſeyn. Er wollte den Pächtern derſelben nie, den Bundesgenoſſen welche ſie entrichten, ſelten etwas erlaſſen. — Und doch ſollten wir Wohlthäter der letztern, und Beſchützer der erſtern ſeyn, ſo wie wir es von unſern Coloniſten ſind: und dieß um ſo viel mehr, weil zum Wohl des Staats, die gute Harmonie der verſchiedenen Stände unentbehrlich iſt.

Auch Curio war tadelsaft, als er ſagte: die Forderung der jenſeits des Po gelegnen Städte, ſey gerecht, aber ſie müſſe den Staatsvortheilen weichen. Lieber hätte er ſagen ſollen: ſie ſey unbillig, weil ſie wider den Nutzen der Republik laufe; als, ſie ſey billig, und doch des entgegenſtehenden Intereſſes wegen zu verwerfen.

Das ſechſte Buch des Hekatonſchen Werks von 23.
den Pflichten, iſt voll ſolcher Fragen. „Iſt es

„einem rechtſchaffenen Manne erlaubt, bey äuſ-
„ſerſter Theurung ſeinem Hausgeſinde den Unter-
„halt zu verweigern?“ Er führt Gründe dafür und dawider an, und entſcheidet doch endlich, daß die Selbſtliebe mehr als die Menſchenliebe, unſer Verhalten hiebey leiten müſſe. Er fragt weiter: „Wenn
„ein Schiff bey einem Sturme durchaus erleich-
„tert werden muß: — was wird ein Weiſer zu-
„erſt über Bord werfen? ein theures Pferd, oder
„einen wohlfeilen Sklaven? Oekonomiſche Be-
„trachtungen rathen das eine: die Empfindung
„der Menſchlichkeit das andre.“

„Wenn ein Narr, ein Böſewicht ſich bey ei-
„nem Schiffbruche eines Brets bemächtigt hätte:
„dürfte es ihm ein Weiſer, ein tugendhafter Menſch
„entreiſſen, wenn er könnte?“ Er ſagt, nein, denn es iſt des andern Eigenthum geworden.
„Aber der Herr des Schiffs darf doch das Bret,
„was eigentlich ihm gehört, mit Gewalt zurück-
„nehmen?“ — Auf keine Weiſe: ſo wenig als er einen Paſſagier mitten auf der See über Bord werfen darf, unter dem Vorwande, daß das Schiff ſeine ſey. Denn bis daſſelbe in den Hafen kömmt, auf welchen es geladen iſt, ſo lange gehört es nicht dem Schiffer, ſondern den Reiſenden, die es gedungen haben.

„Geſetzt, zwey Perſonen die Schiffbruch gelit-
„ten, — beyde weiſe, tugendhaft, — haben nur
„ein Bret ſich zu retten: und dieß iſt für beyde

„nicht zureichend. Was ſollen ſie thun? Soll je„der es an ſich zu reiſſen ſuchen; oder ſoll einer „es dem andern freywillig abtreten?“ — Einer ſoll es abtreten: und zwar der, deſſen Leben entweder für ihn ſeibſt, oder für den Staat von geringerer Wichtigkeit iſt. — „Aber wenn nun dieß „bey beyden gleich iſt?“ Alsdenn müſſen ſie es auf den Zufall oder die Würfel ankommen laſſen.

„Geſetzt, ein Sohn wüßte, daß ſein Vater die „Tempel beraubte; daß er ſich einen unterirrdiſchen „Gang zur Schatzkammer grübe: ſoll er es bey „der Obrigkeit anzeigen?“ Nein, die kindliche Pflicht verbietet es; ſie fordert ſogar, den Vater, wenn er darüber ergriffen würde, zu vertheidigen. „Wie aber, geht die Verbindlichkeit gegen das „Vaterland, nicht allen andern Pflichten vor?“ Ja! aber es iſt dem Vaterlande ſelbſt daran gelegen, Bürger zu haben, die kindlich gegen ihre Eltern geſinnt ſind. — „Wenn aber der Vater „ſich zum Tyrannen aufzuwerfen, wenn er ſein „Land zu verrathen ſucht? wird der Sohn doch „ſchweigen?“ — Ich antworte: er wird ſeinen Vater zuerſt beſchwören, von ſeinem Vorhaben abzuſtehn; er wird ihm drohen, es anzuzeigen; endlich, wenn er nichts ausrichtet, wenn die Sache ſich zum Untergange ſeines Vaterlandes neiget, wird er ſeinen Vater angeben, und die Rettung des erſtern der Erhaltung des letztern vorziehn.

Eine andre Frage eben dieſes Philoſophen iſt: „wenn ein Weiſer falſches Geld für gutes bekom„men hat, und es nach dem Empfange gewahr „wird: darf er es hinwiederum in ſeinen Zahlun„gen, als gutes, ausgeben? Diogenes ſagt, ja: Antipater, nein: ich bin für die Meynung des letztern.

„Jemand verkauft eine Sorte Wein, von der „er weiß, daß ſie ſich nicht hält: ſoll er es dem „Käufer ſagen?“ Diogenes ſieht es nicht für nothwendig an; Antipater hält es für die Schuldigkeit eines ehrlichen Mannes.

Dieß ſind gleichſam die Rechtscontroverſen der Stoiker.

„Muß man beym Verkaufen eines Sklaven, „alle ſeine Fehler anzeigen? Ich rede nicht von „denen, deren Verſchweigung nach dem bürgerli„chen Recht den Kauf ungültig macht, ſondern „von andern: zum Beyſpiel: daß er ein Lügner, „ein Spieler, ein Trinker ſey?“ Der eine hält es für Pflicht, alles zu ſagen; der andre nicht.

„Wenn jemand Gold für Meßing anſieht, „und es in dieſem Irrthume wohlfeil verkauft: „muß ein ehrlicher Mann es ihm entdecken; oder „darf er für etliche Groſchen kaufen, was etliche „tauſend werth iſt?“ Man ſieht leicht, was jeder von beyden vorgenannten Philoſophen, und was ich antworten würde.

„Müſſen

„Müſſen alle Verträge, alle Verſprechungen 24.
„gehalten werden, die nicht erzwungen, und
„nicht erſchlichen worden?“

Geſetzt, jemand habe von einem andern ein Mittel gegen die Waſſerſucht bekommen, mit der Bedingung es in keiner andern, als in der gegenwärtigen Krankheit zu gebrauchen. Er ſey dadurch wirklich geſund worden. Etliche Jahre darauf verfalle er in eben dieſelbe Krankheit; und könne von dem, welcher dieſe Bedingung ihm vorgeſchrieben, die Einwilligung nicht erhalten, die Arzeney zum zweytenmale zu gebrauchen: was ſoll er thun? — Da der andre unbillig und wider die Menſchenliebe handelt, einen Gebrauch ſeines Heilmittels, die ihm keinen Schaden thut, zu verwehren: ſo iſt der Kranke berechtigt, ſeine Erhaltung allen andern Betrachtungen vorzuziehn.

Noch ein andrer Fall. „Ein Weiſer ſey zum „Erben von zwey Millionen unter der Bedingung „eingeſetzt worden, vor Antritte der Erbſchaft bey „hellem Tage öffentlich auf dem Markte zu tan„zen; er ſey auch dieſe Bedingung eingegangen, „weil er ſonſt die Erbſchaft nicht würde bekom„men haben: ſoll er ſie erfüllen?“ Ich wollte, er hätte es nicht verſprochen: das wäre einem Manne von geſetztem und feſtem Character am anſtändigſten geweſen. Hat er es aber: ſo wird er, wenn demohnerachtet das Tanzen auf dem Markte ihm unanſtändig ſcheint, ſein Wort mit mehr Ehren

bre-

brechen, wenn er der Erbſchaft entſagt, als wenn er ſie antritt. Es ſey dann, daß er mit jenem Gelde dem Staate bey dringenden Bedürfniſſen zu Hülfe kommen wolle, in welchem Falle auch dieß Tanzen aufhören würde unanſtändig zu ſeyn, da es zum Dienſte des Vaterlandes geſchähe.

25. Ferner ſind diejenigen Verſprechen unverbindlich, deren Erfüllung den Perſonen ſelbſt unnütz oder ſchädlich geworden, welchen man ſie gethan hat.

Phöbus verſprach ſeinem Sohne Phaeton, (um ein Beyſpiel aus der Fabel zu entlehnen,) jede Bitte, die er thun würde, zu gewähren. Dieſer verlangte den Sonnenwagen zu beſteigen. Er beſtieg ihn: und kaum ſaß der unbeſonnene Jüngling auf demſelben feſt, ſo war er ſchon vom Blitze des Jupiters getroffen und getödtet. Wie viel beſſer wäre es für ihn geweſen, der Vater hätte ſein Wort zurück genommen?

Was litt nicht Theſeus, da er auf der Erfüllung des Verſprechens beſtand, welches Neptun ihm gethan hatte. Drey Wünſche waren ihm nämlich von dieſem zugeſtanden worden: und der unglückliche Mann wünſchte den Untergang ſeines Sohnes, welchen er eines ſtrafbaren Umganges mit ſeiner Stiefmutter ſchuldig hielt. Es wurde ihm gewährt, aber nur, um ihn in der Folge in den größten Jammer zu ſtürzen.

In

In einem ähnlichen Falle war Agamemnon. Er hatte der Diana gelobt, das ſchönſte zu opfern, was dieſes Jahr in ſeinen Staaten wäre erzeugt worden. Es fand ſich, daß von allem, was dieſes Jahr hervorgebracht, nichts ſchöner ſey, als Agamemnons eigene Tochter. Er opferte alſo die Iphigenia. War es aber nicht beſſer, ſein Gelübde zu brechen, als eine ſo grauſame und unnatürliche Handlung zu thun?

Nicht alle Verträge alſo dürfen gehalten, nicht alle Depoſita wiedergegeben werden.

Wenn jemand, der bey geſundem Verſtande, ſeinen Degen mir zur Verwahrung gegeben hätte, ihn im Wahnwitz wieder forderte: ſo würde es Sünde ſeyn, ihn auszuliefern, und Pflicht, ihn zurück zu behalten. — Geſetzt derjenige, welcher Gelder bey mir niedergelegt, ergreife die Waffen gegen ſein Vaterland: ſoll ich ſie ihm ausantworten? Ich glaube, nein, denn ich würde wider das Beſte des Staates handeln, welches mir theurer ſeyn muß als alles.

So können viele Handlungen, die an ſich betrachtet Pflicht ſind, unter veränderten Umſtänden unrecht werden.

Wort halten, ſeine Verträge erfüllen, anvertraute Güter wieder ausliefern: das alles kann pflichtwidrig werden, wenn der Nutzen aufhört, welcher der Grund der Verpflichtung war.

So viel ſey genug, von den ſcheinbaren Vortheilen, welche ſich eine falſche Klugheit durch Verletzung der Gerechtigkeit zu verſchaffen ſchmeichelt.

Weil ich aber im erſten Buche alle Pflichten aus vier Claſſen moraliſcher Vollkommenheiten hergeleitet habe: ſo will ich mich auch jetzt an eben dieſe Eintheilung halten, da ich zu zeigen ſuche, welche Feindinn der Tugend, die Einbildung von dem hohen Werthe der Scheingüter ſey.

Von der Klugheit und der Gerechtigkeit habe ich bisher gehandelt; und bewieſen, daß die Liſt nur den Schein der erſtern annimmt, und daß die letztere unter allen Umſtänden nützlich iſt.

Noch ſind zwey Arten moraliſcher Tugenden übrig: deren eine in der Erhabenheit der Geſinnungen beſteht, durch welche die Seele Stärke und Muth gewinnt; die andre in der Einſchränkung der Begierden, durch welche ſie Ruhe und Ordnung bey ſich erhält.

26. B) Colliſion des Vortheils mit den Pflichten der Tapferkeit.

Ulyſſes, wenn wir den tragiſchen Dichtern glauben wollen, (denn Homers Erzählung, ohne Zweifel die glaubwürdigſte unter allen, läßt nichts dergleichen von ihm argwohnen,) Ulyſſes alſo hielt es für nützlich, durch einen verſtellten Wahnwitz dem Kriegszuge, zu dem er ſich anheiſchig gemacht hatte, zu entgehen. Der Anſchlag war niederträchtig. Aber

Aber als Herr von Ithaca, ruhig und ſicher, bey ſeinem Vater, ſeiner Gemahlinn, unter ſeinen Kindern zu leben, war nützlich. So werden wenigſtens die meiſten denken. „Kann wohl alle „Ehre der Welt, errungen unter täglichen „Gefahren und Mühſeligkeiten, jenem ruhi„gen Genuſſe des Lebens gleichgeſchäzt wer„den? — Und ich denke: dieſer ruhige Genuß des Lebens, war unter den Umſtänden, worinn ſich Ulyſſes befand, ein verächtliches nichtswürdiges Scheingut: er war der Pflicht, er war alſo auch dem wahren Vortheil entgegen.

Was würde Ulyſſes haben hören müſſen, wenn er in ſeiner Verſtellung beharrt wäre: er, der nach den größten Heldenthaten, doch noch ſich dieſe Vorwürfe vom Ajax mußte gefallen laſſen?

„Den Eid, deß Stifter niemand war als er,
„Ihr wißt es alle, den brach er allein;
„Gab ſich für raſend aus, um nicht zu kämpfen.
„Und hätte nicht der Scharfſinn Palameds
„Die Argliſt des Verwegnen überliſtet,
„Auf ewig hätt' er der beſchwornen Pflicht,
„Durch Trug geſpottet.“

Ja, nicht bloß mit den Feinden, ſondern mit Wind und Wellen zu kämpſen, (wie er wirklich gethan hat,) war beſſer für ihn, als ſich von dem zum Kriege mit den Barbaren vereinigten Griechenlande zu trennen.

Zergliederung der That des Regulus.

Doch ich will fabelhafte und ausländiſche Beyſpiele verlaſſen, und zu Begebenheiten der wahren, und unſrer Geſchichte kommen.

Regulus ward in ſeinem zweyten Conſulat, von den Carthaginenſern, welche Xantippus der Lacedämonier, unter dem oberſten Commando des Hamilcars, Vaters des Hannibals, anführte, in einem Hinterhalte, zum Gefangenen gemacht: und einige Zeit darauf nach Rom geſchickt, die Auslöſung einiger vornehmen Gefangenen zu bewirken: mit der eidlichen Verpflichtung, im Falle er ſie nicht zu Stande brächte, zurück zu kommen.

Ohne Zweifel ſah er bey ſeiner Ankunft in Rom ſogleich ein, welche Parthey dem Anſcheine nach für ihn die vortheilhafteſte wäre: aber er erkannte auch bald, wie er durch ſein Betragen an den Tag legte, daß dieß nur ein falſcher Schein ſey. Dieſe Parthey war: in ſeinem Vaterlande zurück zu bleiben: ſeine Tage in dem Schooße ſeiner Familie und in ſeinem eigenen Hauſe zuzubringen; ſich über ſeine erlittene Niederlage als über eine gewöhnliche Abwechſelung des Kriegsglücks zu tröſten; und derſelben ungeachtet, das Anſehen und den Einfluß zu behaupten, welche ihm ſeine Conſulariſche Würde ertheilte.

27. Wer ſollte wohl leugnen, daß alles dieß ausnehmend vortheilhaft für ihn geweſen wäre? — Wer? — Die Tugend der Großmuth und Tapferkeit

keit leugnet es. — Verlangt man noch höhere und gültigere Richter? — Die einzigen, die hier zu entſcheiden haben, ſind dieſe Tugenden: deren eigentliches Geſchäft es iſt, den Gefahren ihr fürchterliches zu benehmen; den Menſchen über die Zufälle des Lebens hinwegzuſetzen, und ihm alles als erträglich vorzuſtellen, was einem Menſchen wiederfahren kann.

Was that alſo nun Regulus? Er kam in den Senat; legte ihm ſeinen Auftrag vor: ſelbſt ſeine Stimme darüber zu geben, weigerte er ſich, weil er kein Römiſcher Senator zu ſeyn glaubte, ſo lange er unter einer eidlichen Verpflichtung des Feindes ſtände. — Und was noch mehr iſt, er, — der Thor und Feind ſeines eigenen Beſten, — ſagte ſogar: die Auslieferung der Gefangenen ſey der Republik nachtheilig; dieſe gäbe dadurch den Carthaginenſern eine Menge junger munterer Leute und guter Officiere zurück, und erhielte dafür nichts, als ihn, einen alten und in kurzem unbrauchbaren Mann. Sein Rath gieng durch; die Gefangenen wurden nicht ausgewechſelt; und er gieng nach Carthago zurück, ohne ſich weder durch die Vaterlandsliebe, noch durch die Zärtlichkeit gegen die Seinigen, zurück halten zu laſſen.

Auch wußte er ſehr wohl, wie grauſam der Feind ſey, zu dem er wiederkehrte; und wie ausgeſucht die Martern ſeyn würden, welche ihn er-

warteten. Aber ein Eid war ihm zu heilig, als daß er ihn unter irgend einem Vorwande brechen ſollte.

Ich behaupte demnach, daß mitten unter den Quaalen einer erzwungnen Schlafloſigkeit, (denn durch dieſe brachte man ihn ums Leben,) ſein Zuſtand doch beſſer war, als wenn er als Kriegsgefangener und Meineidiger, mit Schande für ſein graues Haupt, und für ſeine Conſulariſche Würde, im Vaterlande geblieben wäre.

„Aber das war doch thöricht, anſtatt die „Auswechſelung der Gefangenen zu betreiben, ſie „ausdrücklich zu widerrathen.“

‚Thöricht? — Auch wenn dieſer Rath der zuträglichſte für das gemeine Weſen war? — Kann irgend etwas dem Staate ſchädlich, und dem Bürger deſſelben nützlich ſeyn?

28. Die Menſchen, indem ſie das Nützliche vom Löblichen trennen, verkehren und zerrütten die Grundgeſetze der Natur. Es gehört zu denſelben, daß wir alle ſuchen, was wir für vortheilhaft halten: ein unwiderſtehlicher Trieb zieht uns dahin, wo wir Nutzen erblicken; anders zu handeln iſt uns unmöglich. — Aber eben weil wir dieſen unſern Nutzen nirgends, als in Tugend, in Verdienſt, in allen moraliſchen Vollkommenheiten des Geiſtes finden können: eben deßwegen ſind dieſe die höchſten und wichtigſten Gegenſtände unſers Beſtrebens; und wenn wir ſie nicht gewöhnlich mit dem Namen des Nützlichen belegen, ſo ge-

ſchieht

ſchieht es, weil wir mit dieſem Worte, mehr die unedlern aber nothwendigſten Bedürfniſſe, als die edelſten Güter bezeichnen.

„Aber,“ wird jemand ſagen, „was liegt „dann eigentlich im Eide ſo verbindliches? Iſt es „Furcht vor Jupiters Zorn? — Gott kann ja „weder zürnen noch ſchaden: in dieſem Grund„ſatze kommen alle Philoſophen überein; ſie mö„gen übrigens Gott von der Regierung der Welt „ausſchließen, weil ſie ihn von aller Mühe, die „er ſonſt ſich ſelbſt oder andern zu machen hätte, „losſprechen wollen; oder ſie mögen ihm eine be„ſtändige Thätigkeit und eine Theilnehmung an „den menſchlichen Angelegenheiten zuſchreiben.— „Und hätte denn Jupiters Zorn, geſetzt er wäre „möglich, dem Regulus mehr ſchaden können, „als er ſich ſelbſt geſchadet hat?“

„Die Verbindlichkeit alſo, welche die Reli„gion dem Eide zuſetzt, war kein ſo ſtarker Be„wegungsgrund, daß er jenen großen Nutzen „hätte überwiegen können.“

„Aber die Furcht Unrecht zu thun, war „es vielleicht.“

„Erſtlich: von zwey Uebeln muß man das „kleinſte wählen. — War aber wohl das Unrecht, „deſſen er ſich in dem einen Falle ſchuldig machte, „ein ſo großes Uebel, als die Martern, welche „er ſich in dem andern zuzog?“

„Zweytens, wenn Atreus beym Accius auf „den Vorwurf,

„Du brachſt dein Wort,

„antwortet,

„Treuloſen gab' ich nie,
„Das meine; geb' es nie:

„ſo iſt es zwar ein gottloſer König der dieſes ſagt, „aber die Antwort ſelbſt iſt einleuchtend richtig." Sie ſetzen noch hinzu: „ſo wie wir behaupteten, „daß es Scheingüter gäbe, ſo gebe es nach ihrer „Meynung auch Scheinpflichten. — Wie eben „in dieſem Falle, ſcheine es eine Heldentugend zu „ſeyn, aus Ehrfurcht vor ſeinem Eide, zu einer „gewiſſen Marter zurückkehren: aber es ſey keine „Tugend; weil es keine Pflicht ſey, ein vom „Feinde erzwungenes Verſprechen zu halten. „Ueberdieß könne ein ſehr großer Nutzen etwas zur „Pflicht machen, was vorher keine war."

29. Dieß ſind ungefähr die Gründe, welche ſich gegen die That des Regulus anführen laſſen: wir wollen einen nach dem andern beantworten.

Die Furcht, hieß es erſtlich, vor Jupiters Zorn, und dem Schaden dem er den Meineidigen zuziehe, ſey grundlos, weil Gott weder zürnen noch ſchaden könne.

Dieſer Grund, wenn er richtig wäre, würde mehr gegen den Eid überhaupt, als gegen die That des

des Regulus insbeſondere beweiſen. — Aber es iſt nicht die Furcht, ſondern die Stärke der moraliſchen Bewegungsgründe, welche dem Eide ſeine Verbindlichkeit giebt.

Der Eid nämlich iſt eine durch Religion verſtärkte Verſicherung. Was man nun alſo mit einer ſolchen Zuverläßigkeit verſpricht, als wenn Gott ſelbſt Zeuge der Zuſage wäre, das muß man erfüllen: nicht in Rückſicht auf den Zorn der Götter, welcher niemals ſtatt findet; ſondern in Rückſicht auf Treue und Glauben, deren Verbindlichkeit man verdoppelt hat. Denn mit Recht ſieht Ennius dieſe beyden Sachen als verwandt an:

„Du holde Treu, geſchmückt
„Mit Flügeln, und du Schwur, des Rächer Zevs iſt.“

Wer alſo ſeinen Eid bricht, der verletzt Treu und Glauben, dieſe von unſern Vorfahren gleich neben dem Jupiter im Capitolio aufgeſtellte Gottheiten.

„Aber, ſagten ſie weiter, ſelbſt der zür„nende Jupiter hätte dem Regulus nicht „mehr ſchaden können, als er ſich ſelbſt ge„ſchadet hat.“ — Unſtreitig, wenn es kein anderes Uebel gäbe, als Schmerz. — Daß dieß aber nicht das größte aller Uebel, daß es nicht einmal ein Uebel ſey: behaupten große Philoſophen mit allem Nachdruck einer wahren Ueberzeugung. Und o ſchwächt nicht durch euren Tadel, den ſo ſtarken, — ich mag wohl ſagen,

den herrlichſten Beweis, der je von dieſer Wahrheit iſt gegeben worden! Können wir einen glaubwürdigern Zeugen dafür finden, daß Schmerz kein Uebel ſey, als einen der erſten Männer Roms, welcher freywilligen Martern entgegen gieng, um nur ſeiner Pflicht getreu zu bleiben?

Denn, was ſie noch weiter ſagen, von zwey Uebeln müſſe man das kleinſte wählen: das heißt mit andern Worten ſo viel: lieber etwas ſchändliches thun, als etwas unangenehmes leiden. Giebt es aber wohl ein größeres Uebel, als wenn in uns ſelbſt etwas vorhanden iſt, was Abſcheu verdient? Wenn die Ungeſtaltheit des Körpers, welche gewiſſermaaßen ein Ausdruck jener innern Schändlichkeit zu ſeyn ſcheint, Mißfallen erregt: welchen Widerwillen wird nicht die Mißgeſtalt einer durch Laſter verhäßlichten Seele erwecken müſſen?

Daher wagt es der eine Theil der Philoſophen, der ſich am ſtärkſten und entſcheidendſten über dieſe Materien erklärt, geradezu zu behaupten, daß es kein anderes Uebel gebe als das Laſter: aber auch der andre, welcher ſich behutſamer und zurückhaltender ausdrückt, iſt darüber einig, daß es das größte aller Uebel ſey.

Denn der Ausſpruch des Verſes:

„Treuloſen gab' ich nie mein Wort, und geb' es nie.“

iſt

LB Coburg

iſt beym Dichter deßwegen richtig, weil Atreus ſpricht, mit deſſen Character dieſe Rede übereinſtimmt. Wenn aber die Gegner es als einen allgemeinen Grundſatz anſehen, daß man dem ſein Wort nicht halten dürfe, welcher das ſeine gebrochen hat: ſo mögen ſie zuſehen, ob ſie dadurch nicht bloß eine Beſchönigung des Meineides ſuchen. Denn es giebt Geſetze, die auch im Kriege zu beobachten, es giebt viel Eidſchwüre, die auch Feinden zu halten ſind.

Jeder Eid nämlich, wobey unſer Verſtand wirklich das denkt, was unſer Mund ſagt, das heißt, die Verbindlichkeit des Verſprechens einſieht, muß gehalten werden. Jeder andre Eid iſt nicht verbindlich: und die Nicht-Erfüllung deſſelben iſt dann kein Meineid. So iſt es, zum Beyſpiel, keiner, wenn man Seeräubern, das für ſein Leben verſprochene Löſegeld nicht bezahlt, — auch wenn man es eidlich verſprochen hätte. Denn ein Räuber iſt kein Nationalfeind, bey welchem die Rechte der Menſchheit noch fortdauren: ſondern er iſt ein Feind des ganzen menſchlichen Geſchlechtes, mit welchem gar keine Verbindung, und alſo auch dieſe nicht ſtatt findet, die auf Verträgen und Eidſchwüren beruht. Nicht jeder, welcher etwas beſchwöret und nicht hält, iſt ein Meineidiger: ſondern nur der iſt es, welcher, ob er gleich das Verſprechen, das in den Worten der Eidesformel liegt, mit ſeinem Verſtande, (durch innere Ueberzeugung von der Verbindlichkeit,) bekräftigt hat, es doch nicht erfüllt.

Denn es giebt Fälle, wo Euripides Recht hat:

„Die Zunge ſchwur, das Herz beſchwor's nicht mit.“

Dieß war aber nicht der Fall des Regulus. Ihm war es nicht erlaubt, die Kraft und Verbindlichkeit der Verträge, welche im Kriege mit Feinden geſchloſſen werden, durch ſein Beyſpiel zu ſchwächen. Denn der Feind, mit dem er es zu thun hatte, war ein im regelmäßigem Kriege mit uns begriffener Staat; mit welchem nicht nur nach dem Geſetze der Natur, viele gegenſeitige Pflichten und Rechte obwalten, ſondern gegen den auch unſer *jus feciale* noch beſondere Verbindlichkeiten aufgelegt hat. Wenn dieſes nicht wäre, würde wohl unſer Senat, um dergleichen Verbindlichkeiten ein Genüge zu thun, ſo viele angeſehene Männer gebunden dem Feinde überliefert haben? Das iſt aber mehrmalen geſchehen.

30. Titus Veturius und Spurius Poſtumius hatten, nach der unglücklichen Schlacht bey Caudium, wo unſre Legionen entwafnet, unter dem ſogenannten Joch durchgehen mußten, einen nachtheiligen Frieden mit den Samnitern geſchloſſen. Der Senat, um dieſen Frieden nicht genehmigen zu dürfen, übergab ſowohl die beyden Conſuls, welche denſelben ohne des Senats und des Volks Einwilligung geſchloſſen, als die beyden Volks-Tribunen, Tiberium Numicium und Quintum Mälium, welche dazu gerathen und ihn betrieben hatten, der Gewalt der Samniter. Und dieſe Auslieferung wurde auf den Rath und die

Vor-

Vorſtellungen des Poſtumius ſelbſt beſchloſſen, welcher durch dieſelbe in die Hände der Feinde gerieth.

Viele Jahre darnach, that Mancinus das nämliche. Auch er hatte, ohne vom Senat bevollmächtigt zu ſeyn, mit den Numantinern Friede geſchloſſen. Lucius Furius und Sextus Atilius, brachten, zufolge eines Rathsdecrets, dieſe Frage zur Stimmung vor das Volk, ob Mancinus den Feinden übergeben werden ſolle; Mancinus unterſtützte ſelbſt durch eine eigene Rede dieſen Vorſchlag: und ſo wurde ſeine Auslieferung beſchloſſen. Wie viel edler war dieſes Verfahren, als das Verfahren des Quintus Pompejus, welcher mit dem Mancinus in gleichem Falle war, und einen ähnlichen Vorſchlag wegen ſeiner Auslieferung, durch ſeine Bitten und Gegenvorſtellungen bey dem Volke hintertrieb. Dieſem galt ſein ſcheinbarer Vortheil mehr, als die Pflicht: bey jenem erſtern überwand das Anſehen der Tugend, den Schein eines falſchen Nutzens.

„Aber Regulus durfte ja nichts als verbindlich anſehen, was ihm durch Gewalt „abgedrungen war.“

Als wenn ein wirklich tapferer Mann ſich etwas durch Gewalt abdringen ließe!

„Aber warum reiſte er erſt zum Senat, „da er doch willens war, die Auswechſelung „der Gefangenen abzurathen?“

Dieſer

Dieſer Tadel trift gerade dasjenige, was in der Handlung des Regulus das vortreflichſte iſt. Denn erſtlich, übernahm er den Auftrag, weil er ſich nicht anmaßte ſelbſt zu entſcheiden, ſondern die Sache dem Urtheile des Senats übergeben wollte. Und dann, als er fand, daß ohne ſeine Gegenvorſtellungen, die Gefangenen gewiß ausgewechſelt werden würden, — wodurch ihm allerdings Leben, Wohlſeyn, und der Aufenthalt in ſeinem Vaterlande, wäre geſichert worden: ſo glaubte er doch, da er die gegenſeitigen Maaßregeln dem Vaterlande für nützlicher hielt, daß es auch ſeine Pflicht ſey zu denſelben zu rathen, und die Folgen davon zu ertragen.

Der letzte Grund der Gegner: ein ſehr groſſer Nutzen mache eine Handlung rechtmäßig; oder mache ſie vielmehr nicht dazu, ſondern zeige nur, daß ſie es ſey, iſt völlig ſeichte. Denn wenn, wie ſchon öfters geſagt worden, in der Tugend der größte Nutzen des Menſchen liegt: ſo iſt nicht der Satz: eine Handlung wird zur Tugend, weil ſie Nutzen bringt, ſondern der umgekehrte, wahr, eine Handlung bringt Nutzen, weil ſie tugendhaft iſt.

Alles dieſes zuſammen genommen, iſt die That des Regulus, von den vielen großen Beyſpielen der Tugend, welche uns die Geſchichte aufſtellt, als eines der größten und herrlichſten zu betrachten.

Alles in derſelben verdient Beyfall, aber ei= 13.
nes verdient Bewunderung; — dieß, daß er ſelbſt durch ſeine Vorſtellungen, die Zurückbehaltung der Gefangenen beförderte. Denn daß er nach Carthago zurück kehrte, das mag uns jetzt bewunderswürdig ſcheinen: damals konnte er nicht anders handeln. Dieſe Tugend war dem ganzen Zeitalter gemein, nicht ihm allein eigen. — Kein ſtärkeres Band kannten einmal unſre Vorfahren, die Menſchen an ihr Verſprechen zu feſſeln, als einen Eid. Um deßwillen wurden die Geſetze der zwölf Tafeln, die ſogenannten geheiligten Geſetze, die Bündniſſe, — dieſe gegen die Feinde eingegangenen Verbindlichkeiten — feyerlich beſchworen; um deßwillen haben die Cenſoren über kein Verbrechen genauere Unterſuchungen angeſtellt, und keines ſchärfer geahndet, als das Verbrechen des Meineides.

Lucius Manlius, Auli Sohn, wurde, nach niedergelegter Dictator=Würde, von dem Volks=Tribun Marcus Pomponius, vor Gericht gefordert. Der eigentliche Gegenſtand der Klage war, daß Manlius ſeine Dictatur einige Tage über die geſetzmäßige Zeit behalten habe. Damit aber war noch die Beſchuldigung verbunden, daß er ſeinen Sohn Titus, welcher in der Folge den Beynamen Torquatus erhielt, von aller menſchlichen Geſellſchaft verbannt habe, und auf dem Lande wie eingeſchloſſen halte.

Da eben dieſer Sohn, ein noch ganz junger Menſch, hörte, daß ſein Vater in einen verdrüßlichen Handel verwickelt wäre: ſo eilte er nach Rom, und gieng mit Anbruch des Tages zum Pomponius. Dieſer, ſobald der junge Manlius gemeldet wurde, in der Meynung, der gegen den Vater aufgebrachte Sohn, würde noch einige Beweisſtücke zur Klage gegen ihn mitbringen, ſtand ſogleich auf, ließ ihn vor ſich kommen, und befahl allen andern ſich zu entfernen. Kaum war der junge Manlius in das Zimmer getreten: ſo zog er ſeinen Degen, und drohte mit einem Schwur, den Tribun auf der Stelle umzubringen, wenn er ihm nicht eidlich verſpräche, die Anklage gegen ſeinen Vater niederzuſchlagen. Die Beſtürzung des Pomponius war ſo groß, daß er ihm den Eid leiſtete. Dieſer erzählte alſo den Vorfall in der nächſten Verſammlung des Volks; zeigte, welche Urſache ihn verbände, von ſeinem Vorſatze abzuſtehen, und gab den angefangenen Proceß gegen Manlium auf. Soviel Achtung hatte man damals für einen Eid.

Dieſer Titus Manlius der Sohn iſt eben der, welcher in der Folge, am Fluß Anio, von einem Gallier zum Zweykampfe herausgefordert, dieſen erlegte, und von der ihm abgenommenen goldnen Halskette den Namen Torquatus erhielt. Auch iſt er noch durch den Sieg merkwürdig, der unter ſeinem zweytem Conſulat, über die Lateiner, an dem Fluß Veſeris erfochten wurde. Ein vorzüglich groſſer Mann, und der ſich in der Folge eben ſo uner-

unerbittlich ſtrenge gegen ſeinen Sohn bewies, als er nachſichtsvoll und verzeihend gegen die Fehler ſeines Vaters geweſen war.

So lobenswürdig die Gewiſſenhaftigkeit des Regulus in Haltung ſeines Eides war: ſo viel Tadel verdiente die Treuloſigkeit jener zehen; wenn es wahr iſt, daß ſo viele von dem Hannibal an den Senat abgeſchickt, mit der eidlichen Angelobung, bey nicht erlangter Auswechſelung der Gefangnen, ins eroberte Lager zurückzukehren, wirklich nicht wieder gekommen ſind. Denn die Geſchichtſchreiber ſtimmen in den Nachrichten von ihnen nicht überein. Polybius, ein vorzüglich guter Gewährsmann, ſchreibt, daß von den zehn Abgeſchickten, (die alle von den beſten Familien waren,) neun, nach fruchtlos abgelaufenem Verſuche, die Auswechſelung zu bewirken, ſich in Hannibals Lager wieder eingefunden; einer aber, der unmittelbar nach Verlaſſung des Lagers unter dem Vorwande etwas von ſeinen Sachen zu holen, in daſſelbe umgekehrt war, in Rom geblieben wäre. Er erklärte ſich nämlich jene Rückkehr ins Lager, als eine Erfüllung ſeines Eides. — Sehr irrig! — Denn ein Betrug löſt nicht die Verbindlichkeit des Eides auf, ſondern vergrößert nur die Schuld der Uebertretung. Es war alſo ein übel ausgeſonnener, thörichter, ſeine Abſicht verfehlender Kunſtgriff, den er verkehrter Weiſe, für ein Meiſterſtück der Klugheit anſah. 32.

Demnach

Demnach beſchloß auch der Senat, daß dieſer feine liſtige Kopf, dem Hannibal in Feſſeln ausgeliefert werden ſollte.

Aber bey dieſer Geſchichte verdient ein andrer Umſtand noch größre Aufmerkſamkeit. — Acht tauſend Römer waren in den Händen des Hannibals, die nicht im Gefechte zu Gefangenen gemacht, nicht auf der Flucht ergriffen worden waren, ſondern im Lager, wo ſie von den Conſuln Paulus und Varro zurückgelaſſen worden, ohne Schwerdſtreich ſich ergeben hatten. Dieſe beſchloß der Senat nicht loszukaufen, ob er es gleich durch eine mäßige Summe thun konnte: denn er wollte den Römiſchen Soldaten die Idee einprägen, daß für ſie keine andre Parthey ſey, als zu ſiegen oder zu ſterben. — Als Hannibal dieſes erfuhr, berichtet eben dieſer Schriftſteller, ſo entfiel ihm der Muth; und ſeine Hofnung ſank ein Volk zu beſiegen, das bey den unglücklichſten Umſtänden ſo viel Stärke und Erhabenheit der Seele bewieſen hatte. Dieß iſt ein Beyſpiel, von ſcheinbarem Nutzen, der durch die Betrachtung deſſen was edel iſt, überwogen worden.

Ganz anders erzählt dieſe Begebenheit Acilius, der eine Geſchichte dieſer Zeit in Griechiſcher Sprache hinterlaſſen hat. Nach ihm ſind es mehrere geweſen, die den nämlichen Betrug geſpielt, ins Lager auf der Stelle umzukehren, um ſich dadurch ihres Eides zu entledigen; und dieſe ſind nachmals

ſämmt-

ſämmtlich von den Cenſoren durch alle Arten öffentlicher Demüthigungen ausgezeichnet worden.

Doch es iſt Zeit, dieſen Artikel zu beſchließen. Es iſt einleuchtend genug, daß alle Handlungen, welche furchtſame, niedrige, kriechende, unedle Geſinnungen zum Grunde haben --- dergleichen die Handlung des Regulus geweſen wäre, wenn er entweder, in Abſicht der Auslöſung der Gefangenen, dasjenige, was ihm ſelbſt, nicht was dem Staate, nach ſeiner Ueberzeugung, nützlich war, angerathen hätte; oder wenn er ohne ſie erlangt zu haben, in Rom geblieben wäre: es iſt einleuchtend, ſage ich, daß alle ſolche Handlungen nicht nützlich ſeyn können, weil ſie ſtrafbar, ſchändlich und entehrend ſind.

33. C) Colliſion des Vortheils mit den Pflichten der Mäßigung.

Es iſt noch die vierte Gattung des moraliſch Guten übrig, unter welcher die Mäßigung, die Enthaltſamkeit, die Ordnung und der Wohlſtand ſtehen. — Kann nun wohl irgend etwas nützlich ſeyn, was dieſem Chor ſo edler Tugenden entgegen iſt?

Es hat Philoſophen gegeben, (diejenigen meyne ich, die von der Vaterſtadt ihres Stifters Ariſtippus, die Cyrenäiſchen, oder von dem Namen eines ſeiner Nachfolger, Annicerii heißen,) welche das Weſen des Guten in das ſinnliche Vergnügen geſetzt, und die Tugend nur inſofern preiswürdig gefunden haben, als ſie das beſte Mittel wäre, Vergnügen zu erlangen. Der Name dieſer

Secte iſt erloſchen: aber die Grundſätze derſelben ſind faſt unverändert in dem Lehrgebäude des Epikurs wieder aufgelebt, und haben durch ihn ein noch jetzt daurendes Anſehen gewonnen.

Gegen dieſe Männer müſſen wir nun aus aller unſrer Macht zu Felde ziehn, wenn es uns ein Ernſt iſt, die Tugend als unſer Eigenthum zu bewahren und zu vertheidigen.

Denn wenn nach der Meynung des Metrodorus, das vollkommene Wohlbefinden eines geſund gebauten Körpers, nebſt der Hofnung, deſſelben immer zu genießen, nicht bloß einen Theil des äußern Glücks, ſondern die ganze Glückſeligkeit des Menſchen ausmacht: ſo kann es nicht anders ſeyn, unſer Nutzen und zwar unſer höchſter Nutzen, muß oft mit unſrer Pflicht ſtreiten.

Denn erſtlich, welchen Platz wird man der Klugheit in dieſem Syſtem anweiſen? Etwa den, alle Arten von ſinnlich angenehmen Eindrücken aufzuſuchen und herbeyzuſchaffen? Zu welcher elenden Dienſtbarkeit erniedrigt man nicht die Tugend, wenn man ſie nur dazu beſtimmt, die Befehle der Wolluſt auszurichten? Und wie kann ſich die Klugheit hiebey geſchäftig erweiſen? — Indem ſie unter den ſinnlichen Lüſten mit Einſicht und Geſchmack wählet? Geſetzt dieſe Anwendung unſers Verſtandes wäre eine der angenehmſten: kann es auch eine niedrigere und verächtlichere geben?

Ferner

Ferner kann in einem Syſtem, welches den Schmerz für das höchſte Uebel hält, die Tugend der Tapferkeit ſtatt finden, die in der Verachtung der Schmerzen und beſchwerlicher Empfindungen beſteht?

Es iſt wahr, Epikur äußert an vielen Stellen, in Abſicht des Schmerzens die herzhafteſten Geſinnungen. Aber es kömmt nicht ſo wohl darauf an, was er ſagt, als was er in Uebereinſtimmung mit dem Grundſatze: daß alles Gute in den Gränzen der ſinnlichen Luſt, alles Uebel in den Gränzen des Schmerzens eingeſchloſſen ſey: — ſagen ſollte.

So finde ich, daß er an vielen Orten, ſich weitläuftig über die Tugenden der Mäßigung und Enthaltſamkeit ausbreitet. Aber man merkt, daß er hier nicht fort kann. Und, in der That, wie will ein Philoſoph, der in der ſinnlichen Luſt das höchſte Gut ſetzt, die Mäßigung als lobenswerth vorſtellen, da ſie den Begierden, und alſo der ſinnlichen Luſt, nach welcher dieſe ſtreben, entgegenarbeitet?

Doch bey dieſen drey Arten der Tugenden, ziehn ſich die Epikuräer, zwar nicht vollkommen gut, aber doch fein genug aus dem Handel. Sie bringen aus ihren Grundſätzen eine Klugheit heraus, welche in der Wiſſenſchaft beſteht, die Vergnügungen vorzubereiten, und den Schmerz abzuwehren. — Auch mit der Tapferkeit werden

ſie noch einigermaßen fertig, indem ſie ſie als das Mittel vorſtellen, den Schmerz am leichteſten zu ertragen, und den Tod am ruhigſten zu erwarten. Sogar die Mäßigkeit bringen ſie, zwar nicht ſehr natürlich, aber ſo gut ſie können, in ihr Syſtem: ſie ſagen nämlich, jede ſinnliche Luſt habe ihre von der Natur beſtimmte Gränzen, indem ſie nicht weiter wachſen könne, wenn die aus dem Bedürfniſſe entſtehende Unluſt völlig gehoben iſt.

Aber Gerechtigkeit und alle die Tugenden, welche ſich auf andre Menſchen und auf die Geſellſchaft beziehn: dieſe wanken in Epikurs Syſtem, oder ſie liegen vielmehr völlig darnieder. Denn alle Güte, Wohlthätigkeit, Menſchenliebe, ſelbſt die Freundſchaft, verlieren ihr Weſen, wenn der Bewegungsgrund, woraus ſie entſtehn, nicht die innere Vortreflichkeit dieſer Geſinnungen ſelbſt, ſondern Abſicht auf Nutzen und ſinnliche Luſt iſt.

Um alles ins kurze zuſammen zu faſſen: ſo wie ich zuvor behauptete, kein wahrer Vortheil könne mit der Pflicht ſtreiten: ſo ſetze ich jetzt hinzu, jede ſinnliche Luſt kann und muß oft mit der Pflicht ſtreiten. Daher iſt in meinen Augen Epikur ſelbſt nicht ſo ſehr zu tadeln, als Calliphon und Dinomachus, die allem Streite dadurch ein Ende zu machen hoften, wenn ſie das höchſte Gut, aus Tugend und Vergnügen zuſammenſetzten: eine Verbindung, die eben ſo unnatürlich als die zwiſchen Thier und Menſch iſt. Die Tugend williget

williget in keine ſolche Vereinigung; ſie verſchmäht ſie, ſie weiſt ſie mit Unwillen zurück. — Ueberdieß kann das höchſte Gut, das höchſte Uebel nur eins ſeyn: es darf alſo nicht aus mehrern, noch weniger aus ungleichartigen Dingen zuſammengeſetzt werden.

Doch dieſe Materie iſt zu wichtig, um hier nur im Vorbeygehen abgehandelt zu werden. Jetzt zur Sache, wovon die Rede war. — Zur Beurtheilung derjenigen Fälle, wo ein ſcheinbarer Vortheil mit der Pflicht ſtreitet, habe ich oben hinlängliche Anweiſung gegeben. Will man aber auch die ſinnliche Luſt zu dem Scheinnutzen rechnen: ſo hat dieſer alsdann mit der Tugend gar nichts gemein. Doch die Luſt kann nicht mit Recht den Namen des Nutzens bekommen. Sie iſt höchſtens, — wenn der Nutzen die Speiſe ſeyn ſoll, welche uns nährt, — nur die Würze, welche dieſe Speiſe ſchmackhafter macht.

Hier, mein Sohn, haſt du ein Geſchenk von deinem Vater; — nach meinem Urtheile ein ſchätzbares Geſchenk. Doch du magſt ihm nun einen Werth beylegen, welchen du willſt: ſo wirſt du doch gewiß dieſen drey Büchern, als Fremden, welche an dich empfohlen ſind, neben den Schriften des Cratippus, einen Platz bey dir erlauben. Und ſo wie du zuweilen auch mein Zuhörer ſeyn würdeſt, wenn ich nach Athen gekommen wäre; woran mich nur die deutliche unverkennbare Stimme meines Vaterlandes hindern konnte, die mich mit-

ten

ten auf dem Wege zu dir, zurückrief: ſo widme nun dieſem Werke, welches gleichſam meine mündlichen Reden an dich überbringt, alle die Zeit, welche du von deinen andern Arbeiten erübrigen kannſt, und die gröſtentheils von deinem eigenen Willen abhängt.

Sehe ich, daß du an dieſem Theile der Wiſſenſchaften Vergnügen findeſt: ſo werde ich mich nächſtens, wie ich hoffe, mündlich, und in der Entfernung mehrmalen ſchriftlich davon mit dir unterhalten.

Lebe wohl, mein theurer Sohn, und ſey meiner zärtlichen Liebe verſichert: die nur dadurch noch vermehrt werden kann, wenn du an ſolchen Werken und Wahrheiten Geſchmack findeſt.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Cicero, Marcus Tullius,

Abhandlung über die menschlichen Pflichten in drey Büchern

Breslau 1784

Coburg, Landesbibliothek -- A III 10/12(1)
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11913203-2